This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

L Soc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

L Soc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft
Vereinsschrift, 1896

Carl Ritter

Carl Müller.

Sein Leben und künſtleriſches Schaffen.

Von

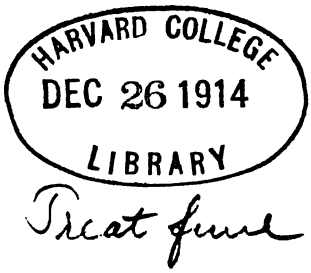
Dr. Heinrich Finke,

a. o. Profeſſor der Geſchichte in Münſter.

Köln, 1896.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

LSoc1711.15



Herrn

Oberbürgermeister Kaufmann

in Bonn,

dem ältesten Freunde des Meisters,

in Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

„In seiner Kunst ein Priester, in seiner Amtsführung alle Zeit treu und aufopfernd, hat er wahrhaft segensreich gewirkt und sein Andenken wird bei der Nachwelt in höchsten Ehren bleiben“: mit diesen schönen Worten charakterisirt in „aufrichtigem Dankgefühl, mit welchem das Leben und die Thätigkeit dieses auserlesenen Menschen und Künstlers erfüllen muß“, der Vertreter der höchsten Staatsbehörde den Mann, dessen Leben und Schaffen ich auf den folgenden Blättern darzustellen wünsche.

Obschon erst drei Jahre seit dem Tode Carl Müller's vergangen sind, ist der Wunsch nach einem ausführlichern Lebensbilde schon wiederholt geäußert worden, und ich habe es für angezeigt gehalten, ihm schon jetzt nachzukommen, da anscheinend das Bestreben der modernsten Kunsthistoriker besteht, die Schöpfer der Düsseldorfer christlichen Kunst aus der Kunstgeschichte herauszudrängen und jene Bewegung, die eine so gewaltige Revolution des Kunstgeschmackes in den weitesten Volkskreisen hervorgerufen hat, als eine kaum nennenswerthe Episode in der Entwickelungsgeschichte der Kunst mit einigen Zeilen abzuthun. Die Zeit wird ja von selbst wiederkommen, wo auch in Kunstkreisen jene Düsseldorfer christliche Kunst nach ihrer Bedeutung wieder erkannt wird, aber man kann das durch eine gerechte Würdigung der einzelnen hervorragendsten Vertreter beschleunigen. Das Schlimmste für die Vier vom Apollinarisberg war, daß sie keine litterarische Vertretung, selbst nicht bei ungerechten Angriffen hatten, noch auch haben wollten. Sie stellten ihre Sache Gott und der Geschichte anheim.

Natürlich mußten bei einer Schilderung des Lebens und Wirkens Carl Müller's auch die Arbeiten seiner Freunde vielfach gestreift werden: vor allem bei der Darstellung ihrer Thätigkeit auf dem Berge bei Remagen. Ich habe das Capitel „Apollinarisberg“ ausführlicher gestaltet, einmal, weil ich die Schöpfungen auf demselben zu den hervorragendsten in der modernen religiösen Monumentalmalerei zähle, dann aber, weil in den Kunstgeschichten neuester Zeit eine rührende Unkenntniß ihrer Geschichte sich breit macht. Selbst ein so vielgenanntes Werk wie das von Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst (Bd. II, 1887), wimmelte hier geradezu von Verstößen.

Vorwort.

„In seiner Kunst ein Priester, in seiner Amtsführung alle Zeit treu und aufopfernd, hat er wahrhaft segensreich gewirkt und sein Andenken wird bei der Nachwelt in höchsten Ehren bleiben“: mit diesen schönen Worten charakterisirt in „aufrichtigem Dankgefühl, mit welchem das Leben und die Thätigkeit dieses auserlesenen Menschen und Künstlers erfüllen muß“, der Vertreter der höchsten Staatsbehörde den Mann, dessen Leben und Schaffen ich auf den folgenden Blättern darzustellen wünsche.

Obschon erst drei Jahre seit dem Tode Carl Müller's vergangen sind, ist der Wunsch nach einem ausführlichern Lebensbilde schon wiederholt geäußert worden, und ich habe es für angezeigt gehalten, ihm schon jetzt nachzukommen, da anscheinend das Bestreben der modernsten Kunsthistoriker besteht, die Schöpfer der Düsseldorfer christlichen Kunst aus der Kunstgeschichte herauszudrängen und jene Bewegung, die eine so gewaltige Revolution des Kunstgeschmackes in den weitesten Volkskreisen hervorgerufen hat, als eine kaum nennenswerthe Episode in der Entwickelungsgeschichte der Kunst mit einigen Zeilen abzuthun. Die Zeit wird ja von selbst wiederkommen, wo auch in Kunstkreisen jene Düsseldorfer christliche Kunst nach ihrer Bedeutung wieder erkannt wird, aber man kann das durch eine gerechte Würdigung der einzelnen hervorragendsten Vertreter beschleunigen. Das Schlimmste für die Vier vom Apollinarisberg war, daß sie keine litterarische Vertretung, selbst nicht bei ungerechten Angriffen hatten, noch auch haben wollten. Sie stellten ihre Sache Gott und der Geschichte anheim.

Natürlich mußten bei einer Schilderung des Lebens und Wirkens Carl Müller's auch die Arbeiten seiner Freunde vielfach gestreift werden: vor allem bei der Darstellung ihrer Thätigkeit auf dem Berge bei Remagen. Ich habe das Capitel „Apollinarisberg“ ausführlicher gestaltet, einmal, weil ich die Schöpfungen auf demselben zu den hervorragendsten in der modernen religiösen Monumentalmalerei zähle, dann aber, weil in den Kunstgeschichten neuester Zeit eine rührende Unkenntniß ihrer Geschichte sich breit macht. Selbst ein so vielgenanntes Werk wie das von Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst (Bd. II, 1887), wimmelte hier geradezu von Verstößen.

Warum ich auch die beiden tragischen Ereignisse im Künstlerleben Carl Müller's berühren mußte, die sich an die Namen Notre Dame de la Garde bei Marseille und Münsterkirche zu Bonn knüpfen, wird man unten erklärt finden. Wenn auch unzweifelhaft in Frankreich dem Künstler offenkundiges, noch ungesühntes Unrecht geschehen ist, so habe ich mich bei der Erzählung doch möglichst jeden Urtheils enthalten, wie es überhaupt mein Bestreben war, bei der Charakterisirung des so bedeutenden Mannes, der dem kühler denkenden und fühlenden Historiker selbst dort die größte Verehrung abzwang, wo die Ansichten nicht übereinstimmten, nur die Quellen, d. h. in erster Linie seine Werke sprechen zu lassen.

Das litterarische Quellenmaterial lag in erfreulicher Fülle vor: an gedrucktem neben dem bekannten Werke Wiegmann's die warmempfundene, eingehende Biographie L. Kaufmann's in der „Kunst für Alle" und die formvollendete, gerecht abwägende Gedächtnißrede von Prof. Dr. v. Oettingen-Düsseldorf; zudem mehrere gedruckte Reden des Verstorbenen, die Berichte in den Correspondenzblättern des Kunstvereins, Zeitungsausschnitte, sowie zahlreiche Abhandlungen über christliche Kunst und über einzelne Abschnitte der modernen Kunstgeschichte; an ungedrucktem einige hundert werthvolle Briefe an Carl Müller, seine künstlerischen Gutachten und Vorträge, ferner von mir veranlaßte kritische Aeußerungen hervorragender Künstler und Bekannten des Verstorbenen über seine Persönlichkeit und über seine Stellung in der deutschen und christlichen Kunst. So war es mir möglich, seine Werke von Anfang an in der Beleuchtung der urtheilsfähigsten Zeitgenossen vorzuführen, und konnte ich mich selbst auf ein zusammenfassendes Urtheil der künstlerischen Bedeutung und der Persönlichkeit beschränken. Indem ich mich hier möglichst maßvoll auszudrücken bemühte, hoffe ich um so sicherer den Platz angegeben zu haben, den Carl Müller in der neuern Kunstgeschichte einnimmt. Dadurch hielt ich mich allerdings nicht der Pflicht enthoben, mir selbst die genaueste Kenntniß seiner Werke zu verschaffen: seine Zeichnungen, Cartons und sonstigen Vorarbeiten zu den Gemälden habe ich mit verschwindenden Ausnahmen sämmtlich gesehen, von seinen Gemälden allerdings nur den kleinern Theil, doch genügend, um seine coloristische Entwickelung beurtheilen zu können. Einige Unklarheit besteht nur noch über ein paar Jugendwerke, über die der Künstler selbst bei Lebzeiten keine sichere Kenntniß mehr besaß.

Das Buch ist dem ältesten Jugendfreunde Carl Müller's gewidmet, der mit tiefem Verständniß eine thatkräftige Verehrung für die Kunst des Meisters besaß und durch seinen Einfluß Miturheber mehrerer wichtiger Aufträge für ihn geworden ist.

Münster i. W., Ostern 1896.

Heinrich Finke.

I. Jugendzeit bis zum Antritt der italieniſchen Reiſe.

(1818—1839.)

Carl Müller entſtammt einer rheiniſchen Familie, die ſeit ein paar Jahrhunderten in dem ſo anmuthig im Ahrthale gelegenen, alterthümlichen Städtchen Ahrweiler nachweisbar iſt. Noch ſteht dort, nahe dem Niederhutthore, das vielfenſtrige, ehemalige Fechemer-Müller'ſche Haus aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts mit der zierlichen Ritterfigur als Wahrzeichen. Wie ſeine Vorfahren als Juriſten in kurkölniſchen Dienſten geſtanden, ſo auch ſein Großvater, der kölniſche Geheimrath Jacobus Müller, der 1794 beim Franzoſen-Einfall den kurfürſtlichen Behörden bei der Ueberſiedelung in's Herzogthum Weſtfalen nach Arnsberg folgte, bei den nun folgenden politiſchen Umwälzungen ſein nicht unbedeutendes Vermögen verlor und im März 1801 als Oberappellationsgerichts-Aſſeſſor eines plötzlichen Todes ſtarb.

Bei ſeinem Sohne Franz Hubert[1]) (geboren 1784), der bis dahin an der Münſter'ſchen Univerſität Jurisprudenz ſtudirt hatte und nunmehr auf ſich ſelbſt angewieſen war, muß alsbald die vom Vater zurückgedrängte Neigung zur Malerei geſiegt haben. Von wem er ausgebildet worden war, erwähnt er in ſeinen Briefen nie. Seit 1805 ernährte ihn ſeine Kunſt; er erſcheint als Portraitmaler in Frankfurt, Aſchaffenburg, Eiſenach und malte vor allem Fürſtlichkeiten, ſo die Glieder der heſſiſchen, meiningiſchen und waldeck'ſchen Regentenfamilien. Als Hofmaler des Fürſten von Waldeck (1807) lebte er die folgenden Jahre am glänzenden Hofe Jérôme Bonaparte's in Kaſſel, wo er auch 1808 ſeine

[1]) Vgl. über ihn Neuer Nekrolog der Teutſchen, Jhrg. 1835; L. Kaufmann, Bilder aus dem Rheinland, Köln, 1884. S. 105 ff. Von ſeinem Briefwechſel ſind noch größere Bruchſtücke erhalten. Ich werde auf den bedeutenden Gelehrten und ſein intereſſantes Künſtlerleben an anderer Stelle ausführlicher zu ſprechen kommen.

Gattin heimführte. Zu Beginn der Freiheitskriege portraitirte er in Petersburger Hofkreisen und beabsichtigte gerade seine Familie nach Rußland zu holen, als die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Vaterlande ihn zur Rückkehr und zum Bleiben bewog. Im Jahre 1817 hatte sein Wandern ein Ende: der kunstsinnige Großherzog Ludwig I. von Hessen ernannte ihn zum Galerie-Inspector und Lehrer an der „zu errichtenden Zeichenakademie" in Darmstadt.

Seitdem entfaltete er als Ordner der Gemälde-Galerie, Gründer einer Zeichnenschule, aus der namhafte Künstler hervorgingen, vor allem als Kunsthistoriker eine außerordentliche fruchtreiche Thätigkeit. Sein Prachtwerk „Die Catharinenkirche in Oppenheim", von dem 1823 das erste Heft erschien, gehört zu den bahnbrechenden Arbeiten der modernen Kunstgeschichte. Was die Gebrüder Boisserée bei ihrem berühmten Domwerk unter Beihülfe des Staates fertig brachten, das schuf hier die begeisterte Liebe eines einzelnen Mannes, dem in seltener Opferwilligkeit Frau, Töchter und Söhne beim Sammeln und Coloriren beistanden. Das Buch durchweht die Idee „von der Anwendbarkeit der nationalen Baukunst der Vorfahren in unsern Tagen". Es brachte ihm viele Ehrungen: die Ernennung zum Galerie-Director (1823), Ehrendoctor von Gießen (1824) und zum Ehrenmitglied mehrerer Kunst- und Alterthumsvereine. Nach der Fertigstellung begann er eine illustrirte Kunstzeitschrift, „Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde", für die er am Rhein und Süddeutschland in Kirchen, auf Kirchhöfen, in Museen mit seinen Söhnen sammelte. In Folge seines frühen Todes hörte sie mit dem dritten Jahrgange auf.

Während der Arbeit mit der Feder ruhte sein Pinsel nicht ganz. Aber während er früher wohl nur Portraits malte, von denen manche, darunter die im Besitze seiner Nachkommen befindlichen Miniaturbildchen von größerm Werthe sind, wandte er sich jetzt in seiner Begeisterung für's deutsche Mittelalter der religiösen Malerei zu. So schuf er u. a. die thronende Madonna mit dem Kinde und einen Paulus für die katholische Kirche in Offenbach; der Kirche in Ahrweiler schenkte er ein großes Altarbild: Dreifaltigkeit mit einer Ahrlandschaft. So tief er das Wesen echt christlicher Kunst fühlte — davon zeugt seine prächtige Schilderung der Idee des erstgenannten Bildes —, so konnte er sich doch nicht aus den Banden des Klassicismus losreißen: sein Paulus mit dem Schwerte z. B. gleicht eher einem Feldherrn, als dem Welt-Apostel. Auch ist der Abstand zwischen seiner zeichnerischen und malerischen Kraft sehr groß. Der kleine Carton von Ahrweiler ist zum Theil meisterhaft gezeichnet, das Bild in der Farbe schwach; doch verdiente es eben so sehr einen würdigern Platz, als den auf der Orgelbühne, wie

sein Meister eine Ehrenstelle in der „Allgemeinen deutschen Biographie", die ihn, wie so viele andere, übergangen hat.

Unter der Leitung eines solchen Vaters, der zudem ein vorzüglicher Lehrer war, mußte sich das künstlerische Talent der Kinder, falls es überhaupt in ihnen steckte, rasch und kräftig entwickeln. So haben denn auch drei seiner Söhne zum Pinsel und Grabstichel gegriffen, und die Namen zweier von ihnen werden für immer dort genannt werden, wo von christlicher und deutscher Kunst gesprochen wird.

Nur der älteste wandelte nicht die Bahnen der Kunst; Johannes, geboren 1809, widmete sich in Bonn und Gießen, wo er ein Liebling Liebig's war, dem Studium der Physik; mehr als dreißig Jahre war er einer der geachtetsten Lehrer an der Universität Freiburg, wo er am 3. October 1876 starb. Neben zahlreichen kleinern wissenschaftlichen Arbeiten, die besonders für die Optik bahnbrechend geworden sind, veröffentlichte er das Buch, welches die Physik in Deutschland so populair gemacht hat, den „Müller-Pouillet" [1]).

Die drei andern, Andreas, Constantin und Carl, wurden Künstler. Der Name des erstern [2]) ist mit dem Carl's auf's innigste verbunden. Auch im Leben haben die beiden Brüder treu zusammengehalten in denselben Bestrebungen und Richtungen. War Andreas nach des Vaters frühem Tode noch längere Zeit der Schützer und geistige Mentor des um sieben Jahre jüngern Bruders, so war Carl am Ende ihrer langen Laufbahn, als ein trauriger Schicksalsschlag den ältern gelähmt hatte, gewissermaßen wieder sein Beschützer und Leiter geworden. Andreas hat in der christlichen Kunst auf dem Apollinarisberge und später Hervorragendes geleistet. Auf ihn war die gelehrte Richtung seines Vaters übergegangen. In seinen Briefen, die er, ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Carl, gern und ausführlich schrieb, finden sich manche vortreffliche Bemerkungen zur Kunstgeschichte, deren Lehrer er ja auch neben seiner künstlerischen akademischen Thätigkeit lange Jahre in Düsseldorf war.

Der 1815 geborene Constantin wurde Kupferstecher. Eine Reihe von Bildern der jung aufblühenden Düsseldorfer christlichen Schule, außerdem von Veit und Overbeck, hat er gestochen. Am bekanntesten ist wohl sein Stich des Portraits von Görres, das Steinle 1837 gemalt hatte.

[1]) Vergl. die Gedächtnißrede, die sein Nachfolger auf dem Freiburger Lehrstuhle, Professor Warburg, jetzt in Berlin, auf ihn im Jahre 1877 hielt.

[2]) Andreas Müller, geboren zu Kassel am 19. Februar 1811, besuchte die Akademieen in München und Düsseldorf, war von 1837 bis 1842 in Italien, arbeitete dann auf dem Apollinarisberg, 1855 Professor an der Düsseldorfer Akademie. 1881 wurde er von einem Schlaganfall betroffen. Er starb am 29. März 1890. Vergl. die vortreffliche Biographie von Dr. Franz Kaufmann in den Frankfurter zeitgemäßen Broschüren 1896 (Bd. 16, Heft 12).

Das in einfachster Form ausgeführte Bild zeigt vortrefflich die geistesgewaltige Persönlichkeit des genialen Schriftstellers. Zur vollen Reife gedieh Constantin's Talent nicht in Folge langjähriger Krankheit, die ihn 1849 hinwegraffte. Auch als Dichter hat er sich versucht.

Carl war der jüngste Sohn der kinderreichen Familie, geboren am 29. October 1818. Seine frühesten Erinnerungen verknüpften sich mit der Katharinenkirche in Oppenheim und dem Werke seines Vaters. Freudig wanderte der Knabe an der Hand des gestrengen und doch so liebevollen Lehrers in den Sommermonaten nach dem alterthümlichen Städtchen. In einem dämmernden Winkel des herrlichen Gotteshauses ließ er sich nieder und schaute sinnend und träumend der noch nicht voll begriffenen Thätigkeit des Vaters zu. Manchmal duldete es ihn nicht an seinem Plätzchen, der geheimnißvolle Thurm lockte die Neugierde; heimlich wurde er erklettert, und aus schwindelnder Höhe ertönte dann plötzlich dem draußen zeichnenden, erschreckten Vater der Jubelruf des kleinen Wagehalses herunter. Ein ander Mal hatte ihn der goldige Sonnenschein und das bunte Kirmeßtreiben so angezogen, daß er trotz des väterlichen Verbotes sich heimlich entfernte. Erst am folgenden Morgen wurde der Vierjährige dem auf's äußerste besorgten Vater wieder zugeführt. Zu Hause wuchs der Knabe unter altdeutschen Gemälden und Schnitzwerken heran, die aus aufgehobenen Klöstern und Stiftern eine Zuflucht an der Kunststätte gefunden; wohl schon früh hat er die tiefe Poesie, die rührende Einfalt, die ergreifende Gewalt schlichter Empfindung in ihnen gespürt.

Seine ältern Söhne hatte der Vater in die höhern Schulen Darmstadt's geschickt, den jüngsten unterrichtete er selbst. Mit freudigem Stolze schreibt er ein Mal dem ältesten, daß er Carl und Constantin nach der „berühmten Jacotot'schen Universalmethode" im Französischen unterrichtet habe: „Carl hat in dem kleinen Zeitraum von vierzehn Tagen alsogleich unbegreifliche Fortschritte gemacht und lernt dabei auch den teutschen Styl mit vieler Zartheit und Präcision behandeln."

Im Sommer 1828 heißt es in dem Briefe an den verwandten Vicar Fechemer: „Meine Kinder haben mir heute mancherley Geschenke präsentirt. Vor allem hat mich darunter ein Miniaturgemälde von Andreas erfreut, wodurch er seine Schwester Philippine (Josephine) darzustellen versucht. Diese erste Arbeit verbürgt mir sein Talent. Auch Constantin und Carl sollen das Malerhandwerk erlernen. Von letzterm habe ich eine recht gute Copie erhalten. Carl unterrichte ich auch im Lateinischen und andern Wissenschaften und lasse ihn nicht in die Schule gehen." Ueberhaupt erscheint der damals neunjährige Knabe schon in vollster künstlerischer Thätigkeit neben seinem Bruder Andreas; so zeich-

nete er ein Jahr später nach Giulio Romano, Miniaturen, Grabdenkmäler, Ritterfiguren, aus Trachtenwerken und nach Originalen. Unter den umfangreichen Sammlungen, die sich aus dieser Zeit erhalten haben, läßt sich, nach den kindlichen Schriftzügen zu urtheilen, manches ihm zuweisen. Auf der Carl Müller-Ausstellung[1]) befanden sich unter Nr. 1 und 2 zwei Aquarelle, die hh. Barbara und Katharina, letztere mit Marterwerkzeugen, darstellend, außerdem eine Bußscene, alle drei im Alter von zehn bis elf Jahren, wahrscheinlich nach damaligen Aschaffenburger mittelalterlichen Bildern gemacht, die wegen der sichern Pinselführung in Künstlerkreisen auffielen. Diese Sicherheit erlangten die Brüder schon früh, da sie täglich ihre Zeichnen- und Malaufgabe erledigen, nie Radirgummi zur Hand nehmen durften. Auch radiren mußte Carl schon in dieser Zeit; denn in den Briefen einer der Familie befreundeten Dame finde ich folgende Stelle: „Wie geht es Carlchen, meinem jungen Genie? Ich kann ihn nicht vergessen, wie er im Sonnenschein im Großherzoglichen Schloßpavillon Stahl radirte, während der Papa mich conterfeite."

Bei all dieser frühzeitigen, straffen Ausbildung seiner Söhne, namentlich des so reich begabten jüngsten, war die Erziehungsmethode des Vaters doch von allem künstlichen Drill weit entfernt. Davor bewahrte ihn seine ganze Vergangenheit, seine Anschauungen und sein durchaus freundschaftliches Verhältniß zu seinen Kindern. Eine rührende Vertraulichkeit und ein felsenfestes Vertrauen spricht aus seinen Briefen an die Abwesenden: sie haben ihm Handschlag gegeben, gut zu bleiben, und darauf baut er! Wohl aber ermöglichte die klare Anleitung des Vaters, die Verpflichtung, von frühester Jugend an sich für den künftigen Beruf ausbilden zu müssen, der Erwerb außerordentlicher technischer Fertigkeiten Carl, sein Ziel, auch als er der Leitung des Vaters in sehr jungen Jahren entbehren mußte, geradenwegs zu verfolgen; dies bewahrte ihn vor den Irrwegen, denen viele Künstler auf kürzere oder längere Zeit verfielen.

Er trat in den ersten Jünglingsjahren noch in jenen Zeitraum deutscher Geschichte, den wir mit dem Sammelnamen „Romantik" benennen. Weggewandt von den unerquicklichen Zuständen der Gegenwart, hingewandt einer anscheinend idealern Zeit, dem Mittelalter, so hatte die Romantik ihren Einzug in die Dichtung, in die Künste, ja in die Wissenschaften genommen. In der Kunst leistete sie am allerwenigsten. Viel tiefer war hier die Einwirkung einer Strömung, die im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts begonnen hatte und eine neue Blüthezeit der deutschen Malerei hervorrufen sollte. Tiefinnerliche Frömmigkeit,

[1]) Vrgl. die Schrift: Carl Müller-Ausstellung. Düsseldorf 1893. (Mit Abbildungen.)

entgegengesetzt dem Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts, das durch die Freiheitskriege geweckte Gefühl deutscher Kraft waren es, die einer Anzahl tief und rein empfindender Künstler die Kraft und Willensklarheit verliehen, einer neuen Kunst voll Werth und Würde die Wege zu ebnen. Aus verschiedenen Gauen Deutschlands fanden sich entschlossene Jünglinge in Rom zusammen, um dort, in gleichsam klösterlicher Gemeinschaft bei St. Isidoro lebend und schaffend, die deutsche Malerei an dem Brunnen der altchristlichen und altitalienischen Kunst zu verjüngen. Was sie verbunden hielt, war der katholisch-religiöse Geist; in der katholischen Welt waren sie alle aufgewachsen oder hatten sich, vielleicht mit desto größerer Inbrunst, freiwillig ihr zugewendet. Im Angesichte der herkömmlichen Malerei schufen die „Nazarener“ [1]) einen Stil, dessen Elemente nur dem Mittelalter entstammten, und der vorzüglich die Bestimmung hatte, die Kunst als eine Dienerin der Kirche wirken zu lassen.

Freilich nicht alle Nazarener haben für die Kunst Großes geleistet; bitter rächte es sich an dem Künstlerwerthe mancher von ihnen, daß sie die Quelle der Schönheit wie mit Geringschätzung ansahen und das freudige Formenspiel, die holde Farbenpracht der lebendigen Natur als unwürdig aus ihren Kunstwerken verbannten.

Nur die Nazarener gewannen eine weittragende Bedeutung, die ihren Gesichtskreis, der freiern Künstlernatur nachgebend, erweiterten, oder die sich den Klosterbrüdern überhaupt nicht ohne Vorbehalt angeschlossen hatten. So wuchs Friedrich Overbeck, der Gründer und Mittelpunkt der Gemeinschaft, über sie hinaus; so schlugen Philipp Veit, Wilhelm Schadow, vor allen Peter Cornelius, von ihr ausgehend, eigene Bahnen ein. Diese Männer wurden die wirklichen Begründer einer neuen deutschen Malerei [2]).

Alle Vier standen damals in der Blüthe ihres Schaffens; ihr Einfluß war allein maßgebend in Rom, München und Düsseldorf, als Carl Müller, sechszehnjährig, durch den Tod seines Vaters auf eigene Füße gestellt wurde. Franz Hubert Müller starb für seine Familie,

---

[1]) Ueber das Aufkommen des Namens „Nazarener“ herrscht noch immer keine volle Klarheit. W. v. Schadow sagt in seinen „Jugend-Erinnerungen“: „Nach Beendigung der Sturm- und Drangperiode in der Litteratur wuchs ein neues Geschlecht in unserm Vaterlande auf, welches das Mittelalter wieder beleben wollte. Leider suchten sie diese Auferstehung besonders in Aeußerlichkeiten. . . . Weil sie viel vom h. Grab und dem Heiland schwatzten und besonders auffällig mit dem Christenthum liebäugelten, hing man ihnen den Namen »Nazarener« an. Die jungen Maler unter ihnen klammerten sich förmlich an uns, um in die mittelalterliche Kunst eingeführt zu werden.“ (Köln. Ztg. 1891, Nr. 733.) Danach sollte man annehmen, daß der Name zuerst für eine ganz andere Richtung entstanden sei.

[2]) Vgl. W. v. Ottingen, Gedächtnißrede auf Carl Müller, Düsseldorf 1893, S. 6 ff.

aber auch für die Wissenschaft viel zu früh, kaum fünfzigjährig, am 5. April 1835. Seine Wittwe siedelte mit den Kindern nach Ahrweiler über, wo die Familie noch ein kleines Weingut besaß. In spätern Jahren, als die Söhne und Töchter mehr herangewachsen waren, entwickelte sich dort, dank der Gastfreundlichkeit der Besitzer, ein reges gesellschaftliches Leben, das uns L. Kaufmann[1]) so anziehend geschildert hat und an das mancher Theilnehmer noch nach langen Jahren mit Sehnsucht gedachte.

Carl folgte im Herbst 1835 seinen Brüdern Andreas und Constantin nach Düsseldorf. Hier zeigten sich sofort die reichen Früchte seiner künstlerischen Erziehung. Ohne Zögern, unbeirrt durch den Anblick anderer Talente, fand er alsbald seine richtige Stätte innerhalb der Akademie und war sofort im Stande, sich mit Sicherheit weiter zu entwickeln. Schon binnen Jahresfrist, nachdem er zuvor die Malklasse des bekannten Porträt- und Historienmalers Carl Sohn besucht hatte, wurde er in die Meisterklasse aufgenommen.

Die Düsseldorfer Akademie befand sich damals seit beinahe einem Jahrzehnt unter dem Directorate Wilhelm Schadow's. Ueber seine Bedeutung für Düsseldorf hat sich Carl Müller selbst wiederholt, zuletzt noch in seiner Rede auf Deger, also geäußert: „Schadow war, darüber herrscht keine Meinungsverschiedenheit, in eminentem Maße der ihm übertragenen Aufgabe gewachsen. Sein reicher, vielseitig gebildeter Geist, sein künstlerisches Wissen sowie die ihm in besonders hohem Grade eigene Gabe, jede Individualität seiner Schüler zu erkennen, zu achten und ihr mit liebevoller Schonung zu vollendeter Entfaltung zu verhelfen, alle diese glänzenden Eigenschaften und Fähigkeiten, verbunden mit einem ungewöhnlichen organisatorischen Talente, haben bald zu den überraschendsten Ergebnissen seiner Lehrthätigkeit geführt.

„Zu seinen römischen Gesinnungsgenossen befand sich Schadow insofern in einem gewissen Gegensatze, als er der, von ihnen gehegten Ansicht gegenüber, nur der große Stil in der Form der Darstellung sei, unter einer gewissen Beseitigung des natürlich Wahren, nächst dem Gedanken, das allein würdige Ziel künstlerischen Strebens, die Ueberzeugung vertrat, daß vielmehr gerade das eingehende Studium der Natur und das Streben nach erreichbarer Naturwahrheit in Form und Farbe vor Mißverständniß und Verirrung in Bezug auf den Stil bewahre und die unerläßlichen Mittel an die Hand gebe, den Gedanken in wahrhaft künstlerischer Weise zum vollendeten Ausdruck zu bringen. . . .

„Es handelte sich für ihn nicht etwa darum, in Düsseldorf etwas

[1]) In seinem Buche: Bilder aus dem Rheinland. Köln, 1884, in dem Abschnitt Jugend-Erinnerungen an Ahrweiler S. 101 ff.

Vorhandenes zu erhalten und weiter auszubilden, sondern darum, von Grund aus ein neues Werk zu schaffen. Kaum nennenswerthe Werke älterer Meister, als anregende Vorbilder für seine zukünftigen Schüler, waren mehr vorhanden, seit die berühmte, von den Kurfürsten angelegte Gemäldegalerie schon im Jahre 1805 nach München gewandert war. Fast keine Schüler fand er mehr vor; und zur Zeit war noch wenig Hoffnung vorhanden, neue durch die Aussicht auf Ausführung monumentaler Werke anzuziehen, ja nicht einmal brauchbare Ueberlieferungen aus dem frühern Bestande der Anstalt gab es noch. Selbst die Cornelianische Zeit, trotz ihrer hier entstandenen großartigen Schöpfungen, hatte kaum noch eine solche Ueberlieferung zurückgelassen. Mit dem genialen Meister, welchem die Elite seiner Schüler nach München gefolgt war, hatte auch jenes geistige Leben die Kunststätte verlassen, welches eben nur er ihr einzuhauchen vermochte.

„Indessen kam auch Schadow nicht allein nach Düsseldorf, sondern wie ein General, umgeben von dem gesammten Stabe seiner bisherigen Schüler, seinen nunmehrigen Freunden, deren Kreis durch den Beitritt gleichstrebender Kunstjünger in stetem Wachsen blieb."

Wenn Carl Müller diese 1885 erfolgte Schilderung der Persönlichkeit und Bedeutung Schadow's, der er auch bei der Todtenfeier des großen Meisters als officieller Redner so begeisterten Ausdruck verliehen hatte, mit den Worten schließt: „Es ist für mich ein wahres Herzensbedürfniß, an dieser Stelle dem Mann ein Wort ehrender, ihm gebührender Anerkennung zu zollen, dem wir alle so viel verdanken," so klingt auch hieraus der Ausdruck der innigen persönlichen Anhänglichkeit des Schülers an den Lehrer, die auch ein Vierteljahrhundert nach dessen Tode sich nicht gemindert hatte. Schadow ist vielen vieles gewesen; sein Freundeskreis war weit ausgebreitet; sein Haus, anmuthig belebt durch eine geistreiche Geselligkeit, war ein Mittelpunkt des Verkehrs auserwählter junger Akademiker; aber ohne Widerspruch zu befürchten, darf ich wohl behaupten, daß keiner von seinen jüngern Düsseldorfer Schülern ihm so nahe gestanden hat, als Carl Müller. „Ich habe das Bewußtsein," so schreibt Schadow ihm einige Jahre vor seinem Tode, „Sie immer wie ein geliebtes Kind behandelt zu haben, und ich füge hinzu, von Ihnen wie ein geliebter Vater behandelt worden zu sein. Deshalb muß aber auch unter uns, mein geliebter Carl, kein trübendes Wölkchen den bisherigen Glanz reiner Freundschaft trüben, darum gerade heraus mit der Sprache und zwar ohne Rückhalt." Das innige Verhältniß beider knüpfte sich an auf der Grundlage gemeinsamer religiöser und künstlerischer Anschauungen, es entwickelte sich, als Schadow das große Talent seines jungen Schülers entdeckte. Und das muß früh geschehen

sein. Noch jetzt erinnert sich der einzige Ueberlebende aus dem Müller'schen Kreise, der 83jährige, bekannte Historienmaler Professor Korneck in Berlin, als einer besonders auffälligen Erscheinung, daß Schadow dem noch nicht zwanzigjährigen einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung seiner Schöpfungen gewährte.

Leider ist über die Düsseldorfer Lehrjahre Carl Müller's (1835—1839) nicht allzu viel Stoff vorhanden. Die Stadt selbst zeigte noch ein durchaus einfaches, manchmal ländliches Aussehen. Schadow nennt sie eine Gartenstadt: nach französischer Sitte besaß fast jeder begüterte Bürger einen Garten vor den Thoren, in welchem man die Familien an Sommerabenden bei Windlichtern unter ihren „Maykasten" zusammensitzen sah. Die Einwohnerzahl übertraf nicht die einer gegenwärtigen kleinern Provinzialstadt; der Unterschied zwischen Arm und Reich, Gebildet oder Ungebildet war noch nicht so schroff. Rheinische Lebenslust und Munterkeit heimelten jeden an, der aus der Fremde fremd dorthin kam. Anderseits war ihr aber der Charakter einer Kunststadt bereits aufgeprägt: nicht bloß durch die zahlreichen Schüler Schadow's, auch auf andern Gebieten der Kunst entwickelte sich in Düsseldorf gerade in den dreißiger Jahren eine große Regsamkeit. Hier schuf Mendelssohn sein unsterbliches Oratorium „Paulus", und hier wurde es auch zum ersten Male Pfingsten 1836 unter dem jubelnden Enthusiasmus der begeisterten Zuhörer aufgeführt. Hier brachte damals Immermann vermöge seiner verständnißvollen Leitung das Theater zu einer, wenn auch nur kurzen Blüthe, weckte Sinn und Verstand für die klassischen Dramen einheimischer, aber auch ausländischer Dichter, eines Shakespeare und eines Calderon. Als Förderer alles geistigen Lebens machte sich Prinz Friedrich von Preußen, ein Vetter König Friedrich Wilhelm's III., vor allen verdient. An seine Stelle trat später das fürstliche Haus Hohenzollern, dessen Chef ein warmer Freund der Künstler war und dessen Carl wie sein Bruder Andreas Müller stets in dankbarer Verehrung gedachten.

Noch als Greis sprach Carl Müller, ein feinsinniger Kenner klassischer Musik, mit Begeisterung von den in jenen Jahren gefeierten rheinischen Musikfesten, an denen er als Jüngling thätigen Antheil genommen hatte. Auch war die Vorliebe seines Vaters für ein gutes Schauspiel auf ihn übergegangen. In seinen Briefen wird wiederholt der großartigen Aufführungen jener Zeit, der Vorläufer der spätern Künstlerfeste, gedacht: so wurden bei der Anwesenheit des kunstliebenden Kronprinzen, des spätern Königs Friedrich Wilhelm IV., von Immermann auf der Theaterbühne die berühmtesten Maler aller Zeiten mit ihren hervorragendsten Bildern dargestellt, darunter mit lebhaftem Beifall das Kölner Dombild

und die hl. Cäcilia von Rafael. Unser junger Künstler „hatte die Ehre, als einer der h. Dreikönige im Gefolge des Van Eyck zu figuriren".

Auch der Romantik wurde gehuldigt: in warmen Sommernächten, aber auch zuweilen an eiskalten Winterabenden wanderte er mit gleichgestimmten Freunden hinaus in den Grafenberger Forst, um den geheimnißvollen Stimmen der Natur andachtsvoll zu lauschen. War ja die Romantik noch nicht erstorben, und verband ihn ja damals doch enge Freundschaft mit einem der liebenswürdigsten Sänger derselben, dem Maler und Dichter Robert Reinick, der in der „Widmung" seiner herrlichen „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" singt:

Wenn ich an meiner Staffelei'n
Mich müde hab' gemalet
Und abends in den blanken Rhein
Die Sonne glühend strahlet,
Dann leg' ich die Palette hin
Und eil' hinaus mit frohem Sinn
In einen schönen, stillen Wald,
Das ist mein liebster Aufenthalt.

Freilich meint er damit wohl weniger den wirklichen Naturwald, als den Hain der Poesie. Uebrigens möge im Anschlusse an das citirte Werk bemerkt sein, daß nicht Carl Müller, sondern sein Bruder Constantin einen Beitrag zu dem Dichterbuch geliefert hat. Die falsche Nachricht scheint aus Nagler's Künstlerlexikon zu stammen. Carl war zur Zeit, als das Werk, laut dem poetischen Vorwort, fertig gestellt wurde, erst auf die Akademie gekommen. Der jüngste Mitarbeiter ist der drei Jahre ältere Andreas Achenbach.

Der frohsinnige Jüngling, mit seinen Brüdern der erste, der vom Süden (wozu doch in gewissem Sinne Darmstadt zu rechnen ist) nach Düsseldorf kam, zählte bald viele Bekannte und Freunde. Allerdings war das Freunde-Erwerben unter den gemüthlichen akademischen Verhältnissen, wie sie damals noch bestanden, nicht schwer. Der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter hat von ihnen folgende köstliche Schilderung entworfen [1]): „Es war damals noch von vornherein Sitte, daß alle Künstler im Akademiegebäude arbeiteten; . . . einer hockte neben dem andern im Atelier, selbst die Erholung zwischen den Arbeiten war höchstens dem Besuch in einer andern Werkstätte gewidmet. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, wenn die Ideen gewissermaßen ansteckend wirkten. Daher schreiben sich alle jene Gretchen, jene Genovefen, jene Aschenbrödel und wie all' das romantisch zugestutzte Wesen heißen mag. Ja, die Farbe auf der Palette entwickelte eine Art Con-

[1]) Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren, Leipzig 1854, S. 3 f.

tagium. Welche Freude herrschte in Jerusalem, wenn der eine oder der andere eine neue Wirkung von neuen Coloristenkünsten erfand! Der Historienmaler wie der Landschafter benutzte die gemachte Erfindung."

Ja, der Communismus ging noch weiter: auch malen halfen einander die Genossen, die Schüler den Lehrern. Trotz seiner Jugend scheint Carl Müller oft zu solchen Liebesdiensten herangezogen zu sein. So malte er im Sommer 1838 für Schadow ein Fresco in seinem neuen Hause. Der ältere Bruder warnt ihn wiederholt, seine Gefälligkeit im Malenhelfen und im Geldverleihen (wenn er ein Bild verkauft hatte?) zu weit zu treiben.

Doch bildete sich bald ein engerer Kreis, zu dem die Gebrüder Müller, Deger [1]), Ittenbach, Götting, Korneck, Schall, Pelz und einige andere gehörten. Götting war der älteste; er gehörte noch dem vorigen Jahrhundert an, Carl Müller, 23 Jahre jünger, der bei weitem jüngste. Mit Ausnahme des Landschafters Pelz waren alle religiöse Historienmaler; Götting daneben nicht unbedeutender Bildhauer. Auch Andreas Müller, der mit seinem Erstlingsbild „Der Knabe vom Berge" (1835) der Romantik Tribut gezollt hatte, wandte sich der religiösen Malerei zu. Der bekannteste war damals Deger. Ein Theil der Freunde schied bald von Düsseldorf, Pelz starb früh, die vier bekanntesten unter ihnen blieben für's Leben geeint, zum Theil in gemeinsamer Arbeit, in Düsseldorf. Auch mit mehrern seiner Lehrer und ältern Genossen befreundete sich Carl Müller nach Ausweis seiner Briefe schon früh; so mit Schirmer, Köhler, Mücke und Wiegmann.

Ueber die engern künstlerischen Bestrebungen des Freundeskreises erfuhr ich nur, daß Uhland zeitweilig der Lieblingsdichter war, dessen Balladen im Compositionsverein manche prächtige Skizze zu Tage förderten, ohne daß jedoch größere Schöpfungen, abgesehen von dem „Knab' vom Berge" Andreas Müller's, entstanden [2]). Doch das vollgültigste

[1]) Ernst Deger, geboren zu Bockenem bei Hildesheim 1809, studirte in Berlin und Düsseldorf. Seit 1829 schuf er in letzterer Stadt bis zu seiner Romreise Herbst 1837 eine Anzahl seiner vorzüglichsten Madonnen. 1842 heimgekehrt, arbeitete er bis 1851 auf dem Apollinarisberge, dann auf Stolzenfels, schlug einen Ruf nach München aus, war zuerst Honorarprofessor, dann wirklicher akademischer Lehrer seit 1869, starb 1885. Er galt als das Haupt der Düsseldorfer religiösen Malerschule. Vgl. Carl Müllers Rede in: Akademische Feier zum Andenken an Ernst Deger, Düsseldorf 1885. — Franz Ittenbach, geb. 1813 in Königswinter, 1832 in Düsseldorf, 1839 mit Carl Müller nach Rom, 1842 zurückgekehrt. Seine Fresken in Remagen und seine zahlreichen Staffeleibilder gehören mit zum anmuthigsten, was die neuere religiöse Kunst geschaffen hat. Er starb 1879 am 20. December. — Ueber die andern vgl. Wolfgang Müller und Wiegmann, die Königliche Kunstakademie zu Düsseldorf, Düsseldorf 1856, Register.

[2]) Daß Uhland und die altdeutschen Dichter damals die Düsseldorfer Schule allgemein beherrschten, sagt auch Wolfgang Müller a. a. O. S. 2.

Zeugniß für die Entwickelung Carl Müller's sind seine ersten Jugendschöpfungen, die von seinem siebenzehnten bis zwanzigsten Jahre entstanden. Es ist schon in den Briefen der Brüder Boisserée von der auffallenden Frühreife mancher Schüler Schadow's die Rede; ich erinnere nur an den genialen jugendlichen Andreas Achenbach, an Alfred Rethel. Wie sie, hat auch Carl Müller, fast noch im Knabenalter stehend, zunächst 1836 in kleinem Format, dann im Jahre darauf, achtzehnjährig, in großem Format seine „Heimsuchung" gemalt, die von Schadow „als die beste Komposition bezeichnet wurde" und nach mancher Richtung hin schon die ganze Eigenart und Leistungskraft des spätern Madonnenmalers bekundet. Der strenge Püttmann[1]) nennt es ein „herrliches Gemälde" und seine eingehende, allerdings einseitige Charakteristik bekundet, welche Tiefe der Auffassung aus dem ersten Bilde des Künstlers dem Beschauer entgegenleuchtet.

Schadow'scher Einfluß zeigt sich offenkundig in manchen Einzelheiten, in der Gewandung, Haltung und in der Darstellung des Hintergrundes. Aber es ist nicht mehr der Schadow'sche Geist, der aus dem Bilde spricht: es ist die durchaus selbständige Auffassung des religiösen Thema's durch Carl Müller. Will man von einer künstlerischen Wahlverwandtschaft sprechen, so kann man nur auf Ernst Deger hinweisen, mit dem ihn ja die innigste Freundschaft für's ganze Leben verbunden hat. Die edele Persönlichkeit Deger's war es und dessen strenge und doch wieder so milde Richtung, der sich der bedeutend Jüngere eng anschloß, ohne seine Eigenart aufzugeben. Daß Deger seine Schöpfungen nur auf dem einen Felde der religiösen Kunst erwachsen ließ, in welchem er selbst mit ganzer Liebe und Begeisterung wurzelte, mußte den gleichgestimmten Müller an ihn heranführen; daß Deger mit ergreifendem Ernste einem jeden seiner Werke eine höchste Vollendung im Gehalt wie in der Darstellung zu geben trachtete, mußte ihn dem jüngern Freunde zum leuchtenden Vorbilde machen.

Das Bild wurde noch im selben Jahre vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft. Ein halbes Jahrhundert hindurch war es im Besitz des bekannten Schulmannes Geheimrath Schultz in Münster. „Das freudige Ereigniß des Verkaufs des ersten Bildes," erzählt Leopold Kaufmann, „gab Veranlassung zu einem ländlichen Feste in dem berühmten Garten des h. Petrus zu Walporzheim, zu dem Carl Müller einen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden einlud. Noch leben Zeugen der echt rheinischen Fröhlichkeit, die in seltenem Maße bei dieser Gelegenheit wie immer in dem Kreise der Düsseldorfer christlichen Maler heimisch zu sein pflegte."

---

[1]) Die Düsseldorfer Malerschule, Leipzig 1839, S. 152.

Dem ersten folgte schon zu Anfang 1838 ein zweites kleines Bild, „Tobias mit dem Engel“; es kam an den Kunstverein in Mannheim. Die Farbenskizze von 1837 zeigt beide auf der Heimreise in prächtiger Gebirgslandschaft. Das Bild gehört wie zwei flüchtige Federzeichnungen unausgeführter Kompositionen mehr in das Gebiet des religiösen Genre. Nach der einen führt die Mutter den reisefertigen Sohn dem Engel zu und empfiehlt ihn dessen Schutz mit einer ausdrucksvollen Geberde. Der blinde Vater ruft den Schutz des Himmels auf den Scheidenden herab, an dem das Haushündchen, gleichsam Abschied nehmend, emporspringt. Nach einer zweiten hat der Künstler zunächst den Tobias mit dem Engel als die Handelnden gedacht: beide schauen noch ein Mal zurück, der Sohn reicht der Mutter die Hand, die mit dem Vater traurig dasteht. Eine Kindergruppe schaut neugierig der Abschiedsscene zu.

Leider ist auch das dritte, vom Kunstverein angekaufte, 1839 entstandene Bild in America verschollen, nachdem es bis in die siebenziger Jahre in der Familie eines Crefelder Kunstfreundes sich befunden hatte. Es war eine groß ausgeführte „Charitas“, von der ich nur eine Bleizeichnung gesehen habe: an eine junge Mutter mit Säugling lehnt sich ein Knabe, den sie mit dem einen Arm umschlingt, während ein drittes Kind zu einem Vogelnest in dem Baum schaut, der die Gruppe beschattet. Jetzt, nach beinahe sechszig Jahren, erinnert sich Professor Korneck noch lebhaft des Eindruckes, den die siegende Schönheit der Müller'schen „Charitas“ auf den Beschauer ausübte. Zum ersten Male erschien hier Carl Müller als der bevorzugte Maler idealer Frauenschönheit. Nur so kann man es sich erklären, daß das Bild auch neben andern gleichen Inhalts — hatte doch selbst Schadow kurz vorher eine Charitas gemalt, die von Gutzkow spöttisch die „Mutter der Fruchtbarkeit“ genannt wurde — so viel Beachtung gefunden hat.

In den gleichzeitigen Kunstberichten werden zum Jahre 1837 das Aquarell „Der auferstandene Christus in seiner Jünger Mitte“ zum folgenden, „Christus mit seinen Jüngern im Aehrenfelde“, „Die Parabel vom Säemann und der Ernte in drei durch Arabesken verbundenen Bildern“ verzeichnet[1]). Auch sie vermochte ich nicht aufzufinden; das beweist übrigens nichts gegen die Richtigkeit der Angaben, da der Künstler selbst und sein Bruder Constantin in diesen Jahren wiederholt auf seine „zahlreichen kleinern Arbeiten“ in ihren Briefen hindeuten. Daß der wiedererstandene Christus von ihm verschiedene Male für ein Gemälde in's Auge gefaßt wurde, beweisen die zahlreichen Entwürfe in seinen Skizzenbüchern. Freilich plante er ihn nicht im Sinne Goethe's, der es bekannt-

[1]) Püttmann S. 143; Nagler's Künstler-Lexicon Bd. 9 (erschienen 1840).

lich als eine der schönsten Aufgaben des Künstlers bezeichnete, den aus dem Grabe hervortretenden Christus in seiner ganzen menschlichen Schönheit vorzuführen. Ihm galt es, den Sieger über Leben und Tod zu feiern.

Wie in seinen jüngern Jahren überhaupt, so zeigt Carl Müller in der Periode des künstlerischen Werdens großes Interesse für Naturstudien; häufige Ausflüge in das liebliche Ahrthal, in die ernste Eifel füllten seit 1835 seine Mappen mit Zeichnungen und Farbenstudien; eine gedieh nach Püttmann (S. 213) zu einem Bildchen „Kleine Abendlandschaft mit Sonnenuntergang". An der Ahr entstand auch ein fein ausgeführter Studienkopf — nach der Tradition sogar seine erste Arbeit bei Sohn —, ein liebliches Mädchenköpfchen mit einer Ahrlandschaft im Hintergrunde; das Bildchen befindet sich im Besitze der Familie. Einen andern Studienkopf, vollständig ausgeführt, erwarb durch Vermittelung des Kunstvereins ein Elberfelder Kaufmann.

Vor allem aber entsteht in diesen Jahren eine große Anzahl Portraits. So lud ihn der Gutsbesitzer von Stedmann auf Besselich bei Ehrenbreitstein ein, bei ihm zu wohnen und sein Bild zu malen. In dem gastfreien Hause lernte der junge Meister eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus dem benachbarten Koblenz kennen, den Geheimrath Settegast, den Vater seines spätern römischen Stubengenossen, Christian Brentano, den ältern Bruder von Clemens Brentano, und den durch seine Wohlthätigkeit berühmten Fabricanten Dietz, den der Dichter sehr bezeichnend „Unseres lieben Herrgotts Hausknecht" zu nennen pflegte. Mit einer gewissen Vorliebe hat Carl Müller von sehr frühen Anfängen an Portraits aus seiner Umgebung und seinem Verwandten- und Freundeskreise gezeichnet und zu malen begonnen; von dem ersten erhaltenen Versuch, in dem der Fünfzehnjährige den spätern baierischen General-Conservator und Kunstforscher Hefner von Alteneck als jugendfrischen Studenten darstellte, den „crayonirten Bildnissen", wie sie bei Püttmann verzeichnet stehen, seiner Freunde Leopold Kaufmann und dessen Bruders, des Archivars und Dichters Alexander, sowie des jugendlichen Ernst Deger, bis zu der vollendet ausgeführten Zeichnung seines einjährigen Töchterchens. Doch ist keine der Studien und Zeichnungen später mehr gemalt; die größern Arbeiten verhinderten es, vielleicht auch in etwa die Abneigung, welche trotz so bedeutender Portraitmaler wie Hildebrandt und Carl Sohn in älterer Zeit die Düsseldorfer Richtung dem Portrait gegenüber als berechtigtem Kunstzweige zeigte. Man vergleiche nur die ergötzlichen, allerdings ungerechtfertigten Herzensergüsse Püttmann's über das Portraitfach. Die Abneigung ist erst in neuerer Zeit geschwunden, und erst seitdem sind wieder bedeutende Portraitmaler der Schule entstanden.

Als Carl Müller in seinem einundzwanzigsten Jahre für längere Zeit aus Düsseldorf schied, durfte er sich sagen, daß er die Lehrjahre gewissenhaft verwendet hatte. Er hatte seine feste Richtung genommen und nicht Unbedeutendes in ihr geleistet. Selbst in dem ansteckenden Communismus der alten Düsseldorfer Schule hatte er trotz aller unwillkürlichen Anlehnung seine Eigenart sich zu schaffen und zu wahren gewußt. Nichts von der Verschwommenheit der Romantik in Gedanken und Empfindung klebt seinen Schöpfungen an: er ist sich bewußt, daß er auf dem Gebiete der religiösen Malerei das Höchste erstreben soll. Auch für sein inneres religiöses Leben hat er damals schon die feste, nie geänderte Grundlage gelegt [1]).

II. In Italien und auf dem Apollinarisberge [2]).

(1839—1850).

Die am linken Rheinufer südlich von Bonn sich hinziehende Hügelkette bildet beim uralten Städchen Remagen einen niedern Vorsprung, Apollinarisberg genannt. Vom Aussichtsrondell im Kirchengarten genießt man eine der prächtigsten Fernsichten über sagenumwobene Ruinen, frischaufblühende Städte, seltsam geformte Berge und den majestätisch in manchfachen Windungen daherfließenden deutschen Strom. „Es muß eine herrliche Aus-, Ein- und Uebersicht von der Höhe Ihrer Fenster seyn," schrieb Göthe 1829 an Sulpiz Boisserée.

Die Legende erzählt von einem christlichen Kirchlein auf dem Berge bei Remagen bald nach Einführung des Christenthums in den rheinischen Landen. Erzbischof Friedrich I. soll an die Stelle des zerstörten Kirchleins eine dem h. Martinus geweihte Kapelle gebaut haben und danach der Hügel Martinsberg getauft sein. Dann brachte im 12. Jahrhundert der gewaltige Staatsmann Barbarossa's, Erzbischof Rainald von Dassel, neben den hochberühmten Leibern der h. drei Könige, die nun im Kölner Dom ruhen, von einer Italienfahrt neben andern Reliquien

[1]) Das „Kölner Ereigniß" von 1837 übte nach Wolfgang Müller großen Einfluß auf die Düsseldorfer jungen Künstler. Wahrscheinlich bezieht sich auf Befürchtungen, die damals die protestantische Mutter geäußert hatte, folgende charakteristische Briefstelle des Achtzehnjährigen: „Ueber . . . Besorgnisse laßt Euch keine grauen Haare wachsen. Wir werden uns vor aller Bigotterie hüten; die sei fern von uns. Aber auch ebenso fern sei von uns, gegen unsere Ueberzeugung zu handeln und uns unserer h Religion zu schämen."

[2]) Zur Litteratur vgl. Schorn, Eiflia sacra unter Apollinarisberg. Es sind meist populaire Büchlein, die aber manchmal correcter sind, wie manche gelehrte Werke. Leider ist auch die Reproduction einzelner Bilder seitens der Photographischen Union in München (1895) des großen Werkes durchaus nicht würdig.

auch den Leib des h. Apostelschülers und Bischofs von Ravenna, Apollinaris, an den Rhein. Auf der Fahrt von Coblenz nach Köln, berichtet die Sage, wollte das Schifflein mit den Reliquien trotz günstigen Windes und eifrigen Ruderns, als es dem Martinsberge gegenüber war, nicht fürder; die Glocken des Kirchleins fingen an, von selbst zu läuten; ergriffen von diesem Zeichen des Himmels, landete der Kirchenfürst, pilgerte zum Berge und legte auf dem Altare den Leib des h. Apollinaris nieder.[1])

Nun begannen wie nach Köln so nach dem Berge bei Remagen die Wallfahrten aus allen Rheinlanden. Bald konnte der Abt von Siegburg, dem die Propstei des Berges unterstand, die Martinskapelle durch eine größere, dem h. Apollinaris geweihte Kirche um die Wende des 12. Jahrhunderts ersetzen. Danach wurde später auch der Hügel in Apollinarisberg umgetauft. Während der französischen Invasion wurde die Propstei ganz verwüstet, die Kirche als Scheune und Stall benutzt. Im Jahre 1807 erwarb Sulpiz Boisserée den Berg für sich und seinen Bruder Melchior. Dreißig Jahre blieben Kirche und Haus im Besitz der Familie Boisserée. Viele bekannte und berühmte Zeitgenossen verkehrten dort. Im Jahre 1827 wurde auf Veranlassung des Erzbischofs Graf Spiegel von Köln das nach Siegburg geflüchtete Haupt des Heiligen feierlich in die Kirche zurückgebracht und die Wallfahrten begannen wieder.

Endlich stellte sich für die Brüder, die durch den Verkauf ihrer weltberühmten Kunstsammlungen dauernd an München gefesselt waren, doch heraus[2]), daß sie sich mit dem Gedanken des Gutsverkaufes befreunden mußten; 1836 waren sie dazu entschlossen. Die gräflich Lippische Familie wünschte es zu besitzen. Doch ging es in die Hände des Freiherrn von Fürstenberg-Stammheim über, zur Freude aller Leute in Bonn, schreibt Melchior an Sulpiz am 1. August, „weil er noch mehr dafür thun kann und nun auch die Kirche erhalten wird".

Dieser Gutskauf darf als ein wichtiges Ereigniß der neuern Kunstgeschichte bezeichnet werden. Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, später in den Grafenstand erhoben (1797—1859), einer der hervorragendsten Vertreter des rheinisch-westfälischen Adels, hochgebildet, voll warmen Interesses für die Kunst und besonders die neu aufblühende christliche Richtung, war mit Schadow befreundet. Bei welchem von beiden der Gedanke zuerst aufgekeimt ist, die Apollinariskirche ausmalen

---

[1]) Ueber die Streitfrage bezüglich der Echtheit der Reliquien vgl. Acta SS. Julii V, 330 ss. und Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 2. Aufl., I, 1092 f.

[2]) Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862, I, 611.

zu lassen, läßt sich urkundlich nicht feststellen[1]). Doch darf man wohl mit Carl Müller in seiner Gedächtnißrede auf Deger annehmen, daß die Anregung von dem stets für seine talentvollen Schüler besorgten Akademie-Director ausgegangen ist: Hatte er doch drei Schüler, die schon Bedeutendes auf dem Gebiete der religiösen Malerei geleistet hatten oder doch zu leisten versprachen, deren Charakter und religiöse Ueberzeugung dafür bürgte, daß sie eines großen Auftrages sich würdig zeigen würden: Ernst Deger, Andreas und Carl Müller.

Jedenfalls ist der Plan bald gefaßt worden. Schon am 23. Mai des folgenden Jahres schreibt Andreas an Carl: „Wahrscheinlich wird auch Herr von Fürstenberg bei den Landständen in Düsseldorf sein, mit dem Schadow nun wegen des Apollinarisberges seine Verhandlungen anknüpfen kann. Ich werde auf jeden Fall die Kirche mir jetzt besehen, um mir einen Begriff von den Räumen zu verschaffen. Käme die Sache zu Stande, so würde Deger auch wohl seine Zustimmung geben, wiederzukommen." Natürlich handelt es sich hier nicht um den ersten Meinungsaustausch. Die letzte Aeußerung bezieht sich auf die von Deger und Andreas Müller schon seit 1836 geplante italienische Reise. Man darf danach glauben, daß Deger zunächst einen vieljährigen, wenn nicht dauernden Aufenthalt in Rom beabsichtigt hat.

Die beiden Freunde traten ihre Romfahrt Ende September 1837 an. Wenige Tage vorher berichtete Andreas an Schadow: „Ihrem Wunsche gemäß haben wir zusammen die Apollinariskirche besehen und uns daselbst flüchtig die Risse des Ganzen aufgezeichnet. Nach reiflicher Ueberlegung von Seiten Deger's, meines Bruders und mir haben wir die einliegende Eintheilung getroffen und scheint uns, daß auf diese Weise das Ganze ein recht zusammenhängendes Kunstwerk werden dürfe. Sollte Herr von Fürstenberg auf den vorgelegten Plan allenfalls eingehen wollen, so bemerkt Deger, daß er mit Vergnügen die Arbeit übernehmen würde, wenn ihm im hohen Chore die Kuppel und die vier Kirchenväter, auf den Seiten über den Altären die beiden Bilder (das Crucifix und die unbefleckte Jungfrau) und die eine Seite des Schiffes zu Theil würden. Carl erhielte alsdann die übrigen Bilder im hohen Chore und die andere Seite des Schiffes, und für mich wären alsdann die beiden Seitenkapellen. Wir glauben nämlich, daß es nothwendig sei, die Arbeit so zu vertheilen, 1) um in das Ganze ziemliche Einheit der Ideen und des Styles zu bringen, 2) würde, wenn die Arbeit zu sehr zerstückelt wäre, für keinen das Schaffen bedeutend genug sein, um dafür alle Opfer der Reise und

[1]) Ueber die in mehrern Werken erwähnte Verpflichtung der Familie v. Fürstenberg, angeblich in Folge einer geistlichen Erbschaft, eine größere Summe für kirchliche Zwecke verwenden zu müssen, habe ich Sicheres nicht ermitteln können.

des vielfältigen Wechsels des Aufenthaltes zu bringen. Für die Zeit der Ausführung mit den Cartons rechnet jeder von uns etwa sechs Jahre. Deger glaubte, da er die Reise wieder zurückmachen müßte und so bedeutende Auslagen hätte — Deger hatte sich ein Jahr vorher verheirathet —, 1200 Thaler das Jahr fordern zu müssen, Carl und ich würden jeder 800 Thaler verlangen. Sollte die Arbeit früher als in 6 Jahren vollendet sein, so würde alsdann auch unsere Gesammtforderung geringer sein, umgekehrt müßten wir auf Billigkeit von Seiten des Herrn von Fürstenberg rechnen dürfen."

Dieser erste, in den gröbsten Umrissen entworfene Plan ist in den wesentlichsten Punkten beibehalten worden, abgesehen von einer Aenderung, die ein paar Wochen später schon eintrat, als Schadow beiden die am 9. October 1837 zu Godesberg vorläufig zwischen ihm und dem Besitzer des Apollinarisberges getroffene mündliche Abmachung meldete. Er wünschte dringend, daß auch Franz Ittenbach sich betheilige. Von München aus erklärten die beiden Romfahrer sich einverstanden, blieben aber bei ihrer Geldforderung wegen ihrer italienischen Reise, ihres höhern Alters und wegen ihrer Verhältnisse im allgemeinen[1]). Dagegen schrieb Andreas an Schadow, daß Carl höchst wahrscheinlich mit Ittenbach zu theilen bereit sei. „Ihr würdet dann dasselbe in pecuniärer Hinsicht bekommen, aber früher als wir fertig werden," schrieb der ältere dem jüngern Bruder, „woran Euch im Grunde wenig gelegen sein kann. Du und Ittenbach würdet demnach im hohen Chore die 12 Apostel und dann die eine Seite des Schiffes mit Bildern aus dem Leben Mariä zu malen bekommen. Ihr müßt Euch deswegen mit Deger verständigen, was für Gegenstände Ihr zu wählen gedenkt, damit ein gewisser Einklang in das Ganze kommt . . . Deger wird die Himmelfahrt, einen Gegenstand aus der Passion und einen aus den Lehrjahren Christi, vielleicht die Bergpredigt, nehmen. Du müßtest jedenfalls Gegenstücke nehmen, die sich daran anknüpfen. Deger meint, vielleicht die Himmelfahrt Mariä, die Geburt Christi und allenfalls wie Christus unter den Lehrern im Tempel von seinen Eltern wiedergefunden wird. Solltet Ihr aber etwas finden, was Euch besser zu sein scheint, so laßt es uns jedenfalls wissen. Bitte Hübner, daß er Deger von seiner Composition der Himmelfahrt Christi eine Durchzeichnung besorge."

In München suchten sich die beiden sofort für die bevorstehenden Arbeiten vorzubereiten, vor allem die ihnen ungewohnte Frescotechnik kennen zu lernen. War es auch nicht mehr so schlimm, wie ein paar Jahr-

[1]) Andreas Müller stand im Begriffe, sich zu verloben.

zehnte vorher[1]), wo nicht bloß Schadow, Cornelius und Overbeck von der Frescomalerei „alleſammt nichts wußten," ſondern dieſe Kunſt in ganz Italien nicht mehr ausgeübt wurde, ſo war doch auch jetzt noch der Kreis der Kenner ein beſchränkter. Sie beſuchten Cornelius, der damals an ſeinem jüngſten Gerichte malte, wiederholt und empfingen von ihm mancherlei Belehrung über das Fresco.

Schadow meldete Carl Müller das frohe Ereigniß aus Godesberg am 10. October durch folgende charakteriſtiſche Zeilen: „Ganz eilig ſchreibe ich Ihnen, daß ich geſtern die Angelegenheit in Betreff der Ausmalung der Apollinariskirche ganz glücklich abgeſchloſſen, wozu ich von Herzen Glück wünſche, auch dies ſchon Ihrem Bruder nach München gemeldet habe. Der großen Gnade Gottes, welche Ihnen eine ſo ehrenvolle Laufbahn in ſo jungen Jahren vorbereitet, hoffe ich, werden Sie ſich vollkommen würdig zeigen. Ganz offen aber ſage ich Ihnen, da ich dem Herrn v. Fürſtenberg gegenüber Bürge geworden bin für Ihre Fähigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in Anwendung der Zeit, da Sie nach Jahrgehalt zu arbeiten beabſichtigen, daß ich mir auch eine genaue Controle darüber vorbehalten muß."

Es war allerdings eine gewaltige Aufgabe, vor die der noch nicht Neunzehnjährige geſtellt wurde, und groß muß das Vertrauen Schadow's in die Leiſtungsfähigkeit ſeines Schülers geweſen ſein, daß er ihm, den er erſt ſeit zwei Jahren kannte, der gerade kurz vorher ſein erſtes Bild in die Welt geſandt hatte, eine ſolche Leiſtung neben den doch bedeutend ältern und reifern Genoſſen zuwies. Wie tief Carl von der Bedeutung ergriffen war — trachtet doch jeder Maler mit Sehnſucht nach einer weiten Fläche, um an der monumentalen Aufgabe ſeine Kraft zu ſteigern und ſeinen Stil zu veredeln —, geht aus mancher Stelle ſeiner ſonſt nicht gerade gefühlsreichen Briefe jener Zeit hervor. „Es iſt überhaupt eine recht ernſte Zeit für mich gekommen," ſchreibt er ſeiner Mutter, „ich meine, niemals ſei ſo viel Wichtiges, Trauriges und auch wieder Freudiges an mir vorbeigegangen. Ich kann ſagen, daß aus allem Traurigen doch bis jetzt nur Erfreuliches gekommen iſt. Aber auch die jetzige Freude ſtimmt mich ernſt, weil ſie zu groß für mich iſt. Ich kann ſie nicht faſſen."

Die ſchriftliche Ausfertigung des Contractes verzögerte ſich bis zum nächſten Frühjahr 1838. Hauptgegenſtände der Verhandlungen zwiſchen Schadow und Freiherrn von Fürſtenberg war die Abgrenzung der Haupt-

[1]) Man vgl. in den „Jugend-Erinnerungen" von W. v. Schadow („Köln. Ztg." 1891, Nr. 730) die intereſſanten Einzelheiten über die Verzweiflung der Genannten, bis ſie einen greiſen Maurer auftrieben, der bei einem Gehülfen von Rafael Mengs Dienſte geleiſtet hatte. Mengs war der letzte Frescomaler geweſen.

arbeiten, die Festsetzung der Summe, die etwa über die sechsjährige Arbeitszeit zu zahlen sei, die Hinzufügung der Namensheiligen der Familie Fürstenberg und die Abänderung in den vorgeschlagenen vier Ordensstiftern: Bernardus, Dominicus, Franciscus und Benedictus, indem Herr von Fürstenberg statt des ersten und letzten den h. Bruno als Rheinländer und den h. Norbertus vorschlug, „als Patron der Abtei Siegburg, von welcher der Apollinarisberg eine Propstey war".

So konnte denn der letztere am 14. März 1838 die Nachricht von der endgültigen Redaction des Contractes und der Auszahlung der ersten Rate für die Künstler vom 1. Juli des Jahres an mit folgenden schönen Worten begleiten: „So wäre es denn, besonders durch Ihre so sehr freundlich thätige Mitwirkung, in ein gehöriges Geleise geordnet und mit dem allseitigen aufrichtigsten Willen und Wunsche, ein gottgefälliges, zur Förderung echt christlichen Sinnes ausfallendes Werk entstehen zu sehen und als ein für die späteste Nachwelt bleibendes Denkmal hinzustellen: daß auch in unsern jetzigen Zeiten ein solcher Sinn nicht erloschen und, Gott Dank, Männer von unserer Rheinischen Kunstakademie gebildet werden, welche so etwas mit einem im wahren Christenthum beseelten Gemüthe darzustellen und auszuführen im Stande sind."

Leider zeigte sich ein Hinderniß, das niemand vorher beachtet und das die Arbeit selbst zunächst in Frage stellte, den endgültigen Abschluß des Contractes bis zum 7. bezw. 14. Mai 1839 und den Beginn der Malerei auf Jahre hinausschieben sollte, vielleicht nicht zu Ungunsten der künstlerischen Schöpfungen, die gerade in Folge dessen Jahre lang in Italien ruhig sich ausreifen konnten.

„So sehr ich mich nun auf die Ausführung freue," fährt Herr v. Fürstenberg fort, „so sehr hat mich eine mir kürzlich durch die dritte Hand gewordene Benachrichtigung recht unangenehm und wahrhaft betrübend ergriffen. Denken Sie, der Baumeister (von) Lassaulx von Coblenz ist jüngst auf'm Apollinarisberg gewesen, hat sich dort alles, namentlich die Kirche genau angesehen, die von dem Baumeister L. bereits vorgenommenen Reparaturen, namentlich die Verankerung der stark nach außen oben übergewichenen langen Wände sehr gerühmt, aber bemerkt, daß dem allem ohnerachtet bey dem nicht guten Zustande der Fundamente früh oder spät, wenn auch die Kirche nicht zusammenstürzen, aber mannige Risse in den Mauern, folglich auch durch die Frescogemälde, wodurch diese — und wären sie noch so klein und fein — verdorben sind, entstehen würden. Ferner sey es ein sehr übeler Umstand, daß die langen Wände nach oben so stark aus dem Winkel nach außen herüberstehen, namentlich wegen des auf den Wänden und resp. Gemählden liegenbleibenden Staubes; auch verliehren die Gemählde hierdurch in der An-

ſicht.“ Laſſaulx hatte deshalb vorgeſchlagen, ſtatt des Fresco große Gemälde auf Holz durch die Künſtler herſtellen und dieſe an den Wänden aufhängen zu laſſen!

Am 2. April fand eine Conferenz des Beſitzers mit dem Director Schadow, dem Architekten Profeſſor Wiegmann und Carl Müller auf dem Apollinarisberge ſtatt; der Beſchluß war: „die Kirche niederzureißen, aber in derſelben Art eine neue zu erbauen“.

An der Concurrenz für den Neubau betheiligten ſich Profeſſor Wiegmann und der Kölner Dombaumeiſter Zwirner; erſterer hielt ſich, wie man aus den Briefen von Sulpiz Boiſſerée erſieht, ſtreng an die von Fürſtenberg feſtgeſetzte Summe; Zwirner ging darüber hinaus, konnte ſo etwas Schöneres machen und errang den Sieg. Zu der herrlichen vierthürmigen gothiſchen Kirche, die über der romaniſchen, zwölfſäuligen Unterkirche ſich befindet, wurde am 22. Juli 1839 der Grundſtein gelegt; 1843 war ſie ſoweit fertiggeſtellt, daß die Bemalung der Wände beginnen konnte.

Inzwiſchen hatten Deger und Andreas Müller das Land betreten, „welches von jeher ihrer begeiſterten Phantaſie vorgeſchwebt hatte, wo nun endlich ihre jugendlichen Träume und Zukunftspläne der erhofften Wirklichkeit entgegenreifen ſollten“. Noch von Florenz aus ſchrieb Deger jubelnd an den zurückgebliebenen Genoſſen: „Wer chriſtliche Bilder malen will, muß Florenz ſehen; ich kann hierüber meine noch zu neuen, heftigen Gefühle nicht ſchriftlich mittheilen. Kommen Sie bald ſelbſt, lieber Carl, es iſt zu nothwendig. Mein Verlangen nach Rom iſt in etwa geſchwächt. Wenn ich könnte, bliebe ich recht lange hier“ [1]). Dann kamen aber trübe Tage. Die Abſchließung des Contractes verzögerte ſich. Das Uebernehmen jeglicher neuer Arbeit hatte Schadow den beiden Gefährten unterſagt im Hinblick auf die kommende große Arbeit. Aber alles Drängen auf Entſcheidung blieb unbeantwortet. Im März konnten ſie es nicht mehr aushalten; allerlei dunkele Gerüchte über das Aufgeben des Planes drangen zu ihnen; dagegen berichtete die „Allgemeine Zeitung“, daß ſie den Auftrag erhalten hätten. „Gott zum Gruß, lieber Carl,“ bittet Deger: „Eben ſo betrübend für uns als ungerecht iſt das totale Schweigen auf unſer aller inſtändigſte Bitten. Sie hätten doch ein Wort ſchreiben ſollen, uns zum Troſte. Wie ſehr ich den Herrn Director gebeten habe, recht bald uns aus der peinlichen Ungewißheit zu reißen, ſo haben wir noch keine Zeile empfangen; wir ſollen keine bedeutende Arbeit beginnen — warum denn nicht? Wovon leben wir?

[1]) Eine ähnliche begeiſterte Aeußerung Degers vgl. in der erwähnten Biographie von Andreas Müller, S. 13. Das Cap. „Der römiſche Aufenthalt“ S. 10 ff. daſelbſt iſt hier ſtets zu vergleichen.

— Wir ſollen das eine nicht, und das andere haben wir nicht — auch ſelbſt nicht einmal ein tröſtliches Wort."

Um ſo größer war die Freude, als die endliche Zuſage eintraf und ſpäter auch die Riſſe. Die nun folgende Correſpondenz iſt ausgefüllt mit Vorſchlägen, die für die Entſtehungsgeſchichte der Bilder in der Apollinariskirche von hervorragendem Intereſſe ſind. Stets willige Rathgeber fanden die beiden Römer an Overbeck und Sulpiz Boiſſerée, mit denen ſie den Winter 1838/39 unter einem Dache verweilten. Auch Kaulbach wohnte eine Zeit lang mit ſeiner Familie im ſelben Hauſe in der Via del Tritone. Unangenehm war ihnen die übermäßige Vergrößerung der zum Malen beſtimmten Räume der neuen Kirche; doch beſchloſſen ſie, keine höhere Forderung zu ſtellen. Deger plante jetzt, in der Kuppel einen ſehr großen, ſitzenden Heiland, an beiden Seiten Engel in knieender Stellung zu malen. Ittenbach ſollte die zwölf Apoſtel hinzufügen. „Beſſer wird es ſein, wenn er mit dem Malen wartet," ſchreibt Andreas Ende des Jahres, „bis er Italien geſehen hat. Ich bin überzeugt, daß er alles Vorhergemachte verwerfen wird. Componirt recht viel. . . . Für die beiden Seitenaltäre will Deger die Mutter mit dem göttlichen Kinde, auf der andern Seite den h. Joſeph malen; eine Art Thron will er darüber in die Höhe bauen und den übrigen Raum, bis wo der Bogen anfängt, füllen. Carl meint, am Bogen in der Spitze Gott Vater und an den Seiten herunter die Kirchenväter zu malen. Aber da thun wir Einſpruch: einen Gott Vater malen iſt immer eine ſchwierige Sache, und wenn man es irgend vermeiden kann, ſoll man es thun. Hier aber in Rom in den alten Baſiliken ſieht man eine Darſtellung, die etwas erſtaunlich Großartiges hat. Es iſt das Lamm Gottes auf dem Buch mit den ſieben Siegeln, zu den Seiten Engel, die vor demſelben erzittern; das Ganze nach der Apokalypſe behandelt. Das würde eine der würdigſten Darſtellungen ſein. Dazu wird es für den Raum (des Triumphbogens) viel vortheilhafter ſein, wenn die beiden Seiten herunter mit ſchwebenden Engeln gefüllt ſind." Carl Müller hatte ſodann vorgeſchlagen, in der einen Kreuzanlage auf der Hauptwand, dem großen Fenſter gegenüber, die Auferſtehung Chriſti anzubringen. Die beiden wieſen aber darauf hin, daß der Hauptmoment im Leben Jeſu, ſein Tod am Kreuze, durch den er die Welt erlöst habe, die bedeutendſte Stelle in der Kirche einnehmen müſſe. Eigentlich gehöre er auf den hohen Chor; doch ſeien die Räume dort völlig unzulänglich. Die Altäre dürften nicht nach den Vorſchlägen des Architekten an den Längswänden der Seitenkapelle angebracht werden; ihr Platz ſei unter der Kreuzigung und gegenüber unter dem großen Fenſter. Gegenüber dem Einwand, daß eine derartige Altar-

ſtellung in Deutſchland ungewöhnlich ſei, verwieſen ſie auf den römiſchen Gebrauch. „Unter der Kreuzigung will Deger drei [1]) kleine Compoſitionen: Chriſtus am Oelberg, die Kreuztragung und Dornenkrönung anbringen. Nun zu der gegenüberſtehenden Wand mit dem großen Fenſter. Der wichtigſte Moment im Leben Maria's, beſonders da er im Evangelium vorkommt, iſt die Verkündigung. Auf eine der Wände des Schiffes kann ſie nicht gemalt werden, weil es nicht möglich ſein würde, den Raum mit zwei Figuren zu füllen. So läßt der Gegenſtand ſich nur ſo anbringen, daß die Mutter Gottes auf der einen und der Engel auf der andern Seite des Fenſters zu ſtehen kommt. Der Raum darüber würde mit einer Art Thron gefüllt, darunter würden (an beiden Seiten) fünf Fuß weggenommen und in dieſe beiden Räume zwei Bilder aus dem Leben Maria's auf Goldgrund gemalt: die Vermählung mit dem h. Joſeph und der Beſuch bei Eliſabeth."

Im Schiffe wollte Deger die Geburt Chriſti, gegenüber Carl Müller die Darſtellung im Tempel, d. h. wie Maria die Stufen des Gotteshauſes hinanſchreitet, anbringen. Overbeck fand den Moment nicht wichtig genug für ein großes Bild und ſchlug die Geburt Mariä vor; ſo würde nach ſeiner Anſicht auf der einen Seite das Aufgehen der Sonne, auf der andern des Mondes in der Darſtellung der Geburt Chriſti und der Mutter Gottes verſinnbildlicht. Die Aufgabe, ein ſolches Bild in ſo ſchmalem Raume zu componiren, fand er ſowohl wie die beiden andern ſehr ſchwer. „Es iſt ein Mal ein Muß, und ſo mußt Du ſehen, wie Du, lieber Carl, es eintheilſt. Immerhin kannſt Du Dir durch Stufen und oben durch Architektur uſw. helfen."

Eine weſentliche Aenderung erlitt ſpäter auf Drängen Sulpiz Boiſſerée's und Overbeck's das Kuppelproject. Statt der knieenden Engel wurde nunmehr endgültig Chriſtus, an der einen Seite Maria, an der andern Johannes feſtgeſetzt; ſtatt der zwölf Apoſtel, die in der kleinen Chorniſche übereinander in kleinerer Figur hätten geſtellt werden müſſen, entſchied man ſich für Petrus und Apollinaris in der Mitte, an der Seite die vier Evangeliſten. So kam auch der Kirchenpatron zur Geltung und die Apoſtel, die ſo ſchon in Carl's Himmelfahrt Mariä vorkommen, nicht doppelt auf ſo kleinem Raum.

Intereſſant für die hohe Auffaſſung der Maler von ihrer Aufgabe einerſeits und bezeichnend für das durchaus einträchtige Zuſammenwirken anderſeits ſind auch noch folgende Bemerkungen: „Wenn ihr, Deger oder Du (Carl), einen dieſer (für Ittenbach beſtimmten) Gegenſtände componiren wolltet und die Compoſition der Ittenbach's weſentlich vorzuziehen

[1]) So auch noch im Contracte. Es wurden vier daraus.

wäre, so müßte Ittenbach alsdann auch nach dieser Composition das Bild ausführen. Dasselbe gilt auch, wenn einer von Euch einen Gegenstand zu malen hätte, wovon Ittenbach eine bessere Composition gemacht hätte. Auch ich bin mit Vergnügen bereit, jede Composition, die einer aus dem Leben des h. Apollinaris zu machen Lust hat, wenn sie besser als die meinige gefunden wird, auszuführen. Hauptzweck bei dieser Arbeit ist ja, etwas möglichst Vollkommenes zu erreichen, und dazu muß jeder gerne etwas opfern."

„Der Vorschlag, den Du (Carl) über die Arbeitsvertheilung gemacht hast, wäre ganz gut, wenn jeder von uns gleich schnell arbeitete. Darüber haben wir aber gar keine Klarheit. Wir haben hier eine ganz gleichmäßige Vertheilung der Arbeiten für Euch und Deger gemacht. Meine Arbeiten brauchen wir nicht dagegen zu setzen, da ich jedenfalls mit am meisten zu thun habe, nämlich vier große Bilder, acht kleine Compositionen, vier halbe Figuren in die Verzierungen dazwischen, nämlich Glaube, Liebe, Hoffnung und Demuth, und dann sechszehn Heiligenfiguren zu den Seiten der Bilder. Alle diese Figuren werden zwar etwas kleiner als die in Euren Bildern, aber dafür ist es auch eine tüchtige Portion mehr. Es kommt also nur darauf an, daß Eure und Deger's Arbeiten ganz gleich vertheilt werden. Deger hat also die Chorkuppel, darin der Heiland, die Mutter Gottes und der h. Johannes, dann die beiden Figuren auf den Seitenaltären; dagegen setzen wir die vier Evangelisten und den h. Petrus und Apollinaris, da die Figur des Heilandes mit ihrer Umgebung recht gut für zwei zu rechnen ist. Dann hat Deger die Geburt und Auferstehung im Schiffe, dagegen kommen Deine Geburt und Krönung Mariä. Dann hat Deger drei Reliefcompositionen unter der Kreuzigung, dagegen sind drei andere Reliefcompositionen (Ittenbach's) im Schiff zu rechnen. Deger's Kreuzigung ist das größte Bild in der Kirche; dagegen wird man billig Deinen Bogen mit dem Lamm Gottes und den Engeln, Deinen englischen Gruß und fünf Reliefcompositionen setzen dürfen. Es blieben dann noch zwei Reliefcompositionen übrig, die eben dem zufielen, der zuerst fertig ist. Jeder von Euch beiden arbeitet 3½ Jahre; werdet Ihr in der Zeit fertig, gut; wo nicht, so arbeitet jeder noch ein halbes Jahr und bekommt seinen Antheil an dem Ueberschusse. Wird Deger aber in sieben Jahren nicht fertig, so seid Ihr verpflichtet, falls Ihr Eure 3½ Jahre nicht überschreitet, ihm mal zu helfen."

So war die praktische Seite der Ausführung klar und sorgfältig nach allen Seiten erwogen: kein Mißton hat denn auch das harmonische Zusammenwirken der vier Freunde in den langen Jahren gemeinsamen Schaffens getrübt, ganz im Gegensatz zu den Vier in der Casa Bar-

tholdi in Rom, wo es nach Schadow's Erinnerungen oft zu Scenen kam, die an die Zwistigkeiten der alten Malerschulen erinnerten. Die künstlerische Vorbereitung wurde ebenso sorgfältig betrieben. So schreibt Deger seinem „innigst geliebten Meister" Schadow am 29. Juli 1839 aus Siena, nachdem er über die herrliche Kunst der Sienesen, dann über weitere Pläne bezüglich Pisa und Florenz berichtet hat: „Bis jetzt habe ich drei Compositionen vollendet: eine aus dem Schiff der Kirche — die Frauen am Grabe mit dem Engel und den Wächtern, darüber der glorreich Erstandene, umgeben von Engeln; — die zweite ist die Kuppel: Christus als Weltlehrer mit Maria und Johannes; — die dritte ein kleiner Seitenaltar: Maria als unbefleckte Jungfrau. Mit aller Mühe, nachdem ich oftmals die Sache durchdacht, besprochen, verändert, endlich, so viel es in meinen Kräften gelegen hat, vollendet, habe ich in Form, Farbe und Ausdruck es soweit durchgebildet, daß mir nachher nur noch das Studium der Natur nöthig wird. Für den Augenblick durchdenke ich die große Kreuzigung. Dieses Bild wird mit seiner Prädelle und dem umgebenden Rahmen den schmerzhaften Rosenkranz oder die Geheimnisse desselben vorstellen. Freilich eine herrliche Aufgabe — liegt mir aber centnerschwer auf der Seele, und ich werde schwerlich eher zur Ruhe gelangen, bis ich die Composition nicht nach Maßgabe meiner geringen Kräfte gelöst habe. Die Geburt wird vielleicht nicht die Schwierigkeit mit sich führen, habe auch schon viel an diesen Gegenstand gedacht und mancherlei aufgezeichnet. Den zweiten Seitenaltar hatte ich auch fertig, genügt mir aber zu wenig, und ich hoffe, daß nach dieser Reise etwas besseres herauskommt. Vergangenen Winter wohnte ich mit Kaulbach in einem Hause, und ich kann nicht sagen, welchen Nutzen ich aus seinem Umgange geschöpft habe. Als ich die erste Zeichnung vollendet, zeigte ich ihm dieselbe, und er sagte mir unverhohlen sein Urtheil. Er war mein Arzt, und obgleich er tief und fast gefühllos schneidet, so bin ich ihm doch unaussprechlichen Dank schuldig. Ich fühlte sehr klar und eigentlich erst da, wo die Grandiosität der alten Kunst liegt und was sie wirklich ist; — mit großen Seelenschmerzen und ganz zerrissen begann ich von neuem die Composition, und ich danke Gott, daß sie wirklich mehr das geworden ist, wonach ich so sehnlich strebe."

Hier ist ein anschauliches Bild der Einflüsse und Einwirkungen auf die Entstehung des Bildes in der Apollinariskirche. Vor allen war es aber immer wieder Overbeck, der, ohne selbst ein großer Farbenkünstler zu sein, doch mit dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seinem Compositionsgenie auf die beiden einwirkte. So hatte er, wie Andreas auf demselben Briefbogen berichtet, sehr empfohlen, die Apollinarisbilder, von denen bereits zwei Compositionen (die Weihe des Bischofs und

eine Todtenerweckung) vorlagen, a tempera zu malen, da die Architektur dem al fresco sehr große Schwierigkeit machen würde. Er verwies die Künstler dabei auf die Libreria in Siena mit den wundervollen Darstellungen aus dem Leben Pius' II. von Pinturicchio.

Im Herbst 1839 eilten auch Carl Müller und Ittenbach zum Süden. Für ein richtiges Verständniß der kommenden Schönheiten hatten die Briefe von Andreas viel vorgearbeitet. Er besaß ein ausgesprochenes kunstkritisches Talent und theilte seine häufig den Nagel auf den Kopf treffenden Gedanken gerne mit. Durch ihn war Carl eingeführt in die großen Galerien und die majestätischen Dome: Da erscheint Giotto's gewaltige monumentale Kunst mit ihrem heiligen Ernste; Masaccio, der ihr erst volles Leben gab, Fra Giovanni da Fiesole, der in frommem, kindlichem Sinne die herbe Größe Giotto's zu zartem, seligem Empfinden gemildert und sie durch liebliche Färbung geschmückt hatte; in Florenz vor allen dann die Lippi, Ghirlandajo, in Bologna der zuerst von ihm so hochgestellte, späterhin minder geschätzte Francia; in Rom vor allem der unermeßliche, zunächst niederdrückende Formen- und Farbenreichthum Rafael's.

Vor allem interessirte die Brüder in dieser gleichsam kunstwissenschaftlichen Correspondenz die berühmte Rambouxʼsche Sammlung: eine Vereinigung von 300 Aquarellen, die ein talentvoller Künstler Rambouxˣ) in allen Theilen Italiens nach den Frescobildern der besten Meister gemacht hatte. Der Künstler verlangte dafür 6000 Scudi und wollte sie nur in ihrer Gesammtheit verkaufen. Manche seiner Copieen sollten in einigen Jahren die dem Untergange geweihten Originale ersetzen. Overbeck suchte sie in Frankfurt unterzubringen; späterhin wurden sie, wie es der Wunsch der Gebrüder Müller gewesen, für die Kunstakademie in Düsseldorf erworben.

Auch vor den Fehlern einer falschen Betrachtungsweise suchte Andreas zu warnen: „Man soll die alte Kunst nicht nachahmen, denn sonst könnte man leicht auf Irrwege gerathen. Aber in ihren Geist eindringen, die Großartigkeit ihres Gedankens, der geistigen Empfindung sich zu eigen machen, das ist die hohe Aufgabe, die uns jetzt gestellt ist."

Dann suchte er den empfänglichen Bruder für die höchsten Ziele zu begeistern: „Ich hoffe mit Zuversicht, daß noch vieles Gute in Düsseldorf reifen, und daß unser höchster Wunsch, eine echt christliche Malerschule in Düsseldorf entstehen zu sehen, zu Stande kommen soll. Aber wir alle müssen alle Kräfte daran setzen; denn nur im innigsten Verbande mit vereinten Kräften können wir etwas wirken."

ˣ) Später Conservator des Wallraf-Richartz-Museums in Köln.

Mariä Heimsuchung.

Erstes grosses Gemälde. **1837.**
Im Besitze des Herrn Bauinspectors Moormann in Geestemünde.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!"

Bleistiftzeichnung zu einem Stich des Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder in Düsseldorf. **1847.**
Im Besitze der Wittwe des Künstlers.

Geburt Mariä.

Bleistiftzeichnung. Unausgeführter Entwurf zu einem Fresco in der St. Apollinaris-Kirche bei Remagen. Um 1845. Im Besitze der Wittwe des Künstlers.

Zeichnung zu Dante

für König Johann von Sachsen. 1860.

Die Reise ging über Straßburg, Ost-Frankreich zur Riviera und von dort am Meere entlang nach Rom, weil die beiden Jünglinge in Gesellschaft ihres verehrten Meisters Schadow und seiner Familie die Fahrt unternehmen konnten. Es ist jene Fahrt, von der Schadow, nach Immermann's Erzählung, starrer, einseitiger und schärfer heimkehrte; Italien und die neuen Folgen der dort gewonnenen Anschauungen hätten ihn aus einem humanen mitunter zu einem zelotischen Katholiken gemacht. Ein Urtheil maße ich mir nicht an; Carl Müller hat diese Wandlung seines väterlichen Freundes bestritten, und die „Jugend-Erinnerungen" Schadow's dürften ihm Recht geben. Mit mehr Grund könnte man behaupten, daß die Zeiten und Schadow's Umgebung sich allmälig geändert hatten; die friedliche Zeit der Romantik war eben für die meisten vorüber.

Jedenfalls war's eine lustige, herzerfreuende Reise. Carl Müller hat sie mit dem Stift in der Hand verfolgt: eine Kreuzblume vom Straßburger Münster, ein Stück vom Papstpalast in Avignon, Fenster und Figuren vom Battisterio und Campo Santo in Pisa bilden in den Monaten October und November 1839 die ersten Eintragungen in sein Skizzenbuch.

Was Carl Müller empfunden, als die Wanderer am 22. December Rom sich näherten, das hat er beinahe 50 Jahre später in seiner Gedächtnißrede auf Deger so schlicht und doch so warm ausgedrückt. Wir dürfen das dort über Deger Gesagte ohne Bedenken auch auf ihn anwenden:

„Da sahen sie die in der Mitte der italischen Halbinsel mit all' ihrer sonnigen Pracht, der heitern Fülle und Schönheit ihrer Gefilde, majestätisch gelegene ewige Stadt, ernster als das anmuthige Florenz und das freundlich lächelnde Neapel, umgeben von der erhabenen Ruhe der Campagna di Roma, sich gleichsam bewußt der Größe, der Bedeutung ihrer Geschichte.

„Nicht sowohl die gewaltigen Erinnerungen an das alte Rom, die stolze Beherrscherin der Welt, waren es, die bei unserm Freunde Staunen und Bewunderung erregten; nein, das auf dessen Trümmern aufgebaute demuthsvolle christliche Rom, das aus der Verborgenheit der Katakomben hervorgegangene, das auf dem mit dem Blute von Tausenden gemarterter Christen getränkten Boden neu entstandene Rom mit all' den ehrwürdigen Denkmälern seiner Gesittung war es, welches sein Gemüth mit tiefer Rührung ergriff.

„Unter diesen Denkmälern eines wahrhaft christlichen Geistes nun studirte er mit Eifer und Hingebung vorzugsweise die Werke der Malerei, seit ihren ersten noch unselbständigen Anfängen in den Katakomben, so-

wie in den ernſten, ehrfurchtgebietenden älteſten Moſaiken; mit ganz beſonderer Vorliebe jedoch verſenkte er ſich in die Poeſie und den tiefen Sinn der zahlreichen, hier und im ganzen Lande noch erhaltenen wunderbaren Schöpfungen der Cinquecentiſten und endlich ſtand er bewundernd vor den vollendeten Meiſterwerken aus der Zeit der höchſten Blüthe der Renaiſſance.

„Der Aufenthalt in Rom wurde für ihn auch im Hinblick auf jene ſchöne Zeit erfriſchender Begeiſterung bedeutungsvoll, wo von hier der Anſtoß zur Reform der vaterländiſchen Kunſt ausgegangen war, und wo einzelne der Männer, durch welche ſie bewirkt worden, als Denkmäler derſelben ihre trefflichen Erſtlingswerke monumentaler Wandmalerei in der Caſa Bartholdi und der Villa Maſſimi hinterlaſſen hatten.“

Rom war bei ſeiner Ankunft in gewiſſem Sinne eine künſtleriſch ſtille Stadt. Die glänzenden Zeiten des zweiten Jahrzehnts unſeres Jahrhunderts waren vorüber. Kein Kronprinz Ludwig hatte mehr den Mittelpunkt des belebten Künſtlertreibens gebildet: die jungen Maler hatten keine Veranlaſſung zur Ueberhebung mehr, die der große Hiſtoriker, aber einſeitige Staatsmann Niebuhr ſo oft an ihnen getadelt, denn kein Mäcen förderte ſie. Die Größern hatten neue Wirkungskreiſe gefunden; vor allen Cornelius weilte in der Heimath; einzelne neue Sterne tauchten vorübergehend auf, ſo Kaulbach, der aber im Frühjahr 1839 mit den Boiſſerées heimwärts gezogen war. Nur einer blieb als ruhender Pol in der Erſcheinungen Flucht: Friedrich Overbeck, der dauernd in Rom ſich angeſiedelt hatte. Seine Freundſchaft hatten Deger und Andreas von anfang an eifrig geſucht; ſeinem Weſen entſprechend, verhielt er ſich zunächſt zurückhaltend; endlich aber erſchloß ſich ihnen ſein Herz, und die Berathung für die Apollinarisbilder brachten alle drei noch enger zuſammen. Die Neuankommenden, vor allem Carl, nahm er mit offenen Armen auf; eine innige Freundſchaft verknüpfte beide nunmehr für's Leben. Noch auf dem Todesbette ſandte Overbeck den Brüdern Müller ſeinen Abſchiedsgruß.

Wie die wunderbare Welt der italieniſchen Malerſchulen der Vergangenheit und die Herrlichkeit der ſüdlichen Natur ihm aufging, läßt ſich aus den uns erhaltenen Skizzenbüchern in etwa verfolgen. Freilich nicht vollſtändig; denn die fünf erhaltenen Bücher nebſt einer Sammlung von ungefähr 100 loſen Blattzeichnungen ſind offenkundig nur ein geringes Bruchſtück[1]) deſſen, was er gezeichnet und copirt hat. Die Bücher umfaſſen, wie ſich nach den Datirungen genau feſtſtellen läßt,

[1]) Die Lückenhaftigkeit läßt ſich z. B. ſchon daraus entnehmen, daß in einem Briefe ſeines Bruders Conſtantin eine Reihe von Orten genannt werden, die Carl gerade beſuchte, um zu zeichnen, von denen aber in den Skizzenbüchern nichts vermerkt iſt.

nur den Zeitraum von einigen Wochen der Jahre 1840—1842. Was außer den landschaftlichen Skizzen erhalten ist, stammt meist aus Kirchen oder sonstigen öffentlichen Gebäuden, aber nicht aus den Galerien. Rom's Kunstschätze sind gar nicht vertreten. Ob er hier überhaupt copirt hat, wo er jahrelang stets Gelegenheit zu wiederholtem Sehen hatte, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls läßt sich aus dem gänzlichen Fehlen von Nachzeichnungen Rafael's nicht, wie das geschehen ist, auf eine geringere Werthschätzung seines Genies bei ihm schließen. Nicht bloß für die Werke seiner alten Tage, vor allem für „die Kirche", war ihm Rafael das leuchtende Vorbild, auch in seinen jungen Arbeiten tritt der rafaeleske Schönheitssinn, allerdings in deutscher Umgestaltung, uns von allen deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts am stärksten bei Carl Müller entgegen. Dürer und Rafael waren die Meister, denen er stets eine begeisterte Verehrung gezollt hat: beider Bilder, von seiner Hand gemalt, durch anmuthiges Arabeskenwerk mit allerlei Putten und Gevögel verbunden, schmücken mit der Inschrift: Soli Deo den Eingang seines Hauses. Fast mit strenger Ausschließlichkeit zierten Stiche nach Rafael seine Wohnräume.

Seine uns erhaltenen prächtigen Nachzeichnungen, worin sich die von frühester Jugend an geübte Meisterhand offenbart, stammen vornehmlich aus den Florentiner und Pisaner Kirchen und Klöstern: Taddeo Gaddi, Fiesole, Masaccio, Benozzo Gozzoli, Orcagna, Filippo Lippi folgen sich hier in bunter Reihe. Offenbar sind die Stoffe mit einer besondern Rücksichtnahme auf die eigene Arbeit gewählt. Schwierige Raumprobleme namentlich reizen ihn immer wieder. Auch vernachlässigte er nicht die Wiedergabe naturalistisch wirkender Scenen: Martyrien und drastische Scenen aus der Leidensgeschichte. Packend wirkt die meisterhafte Darstellung des früher Orcagna zugeschriebenen grandiosen Trionfo della morte.

Interessant ist aber, daß man schon hier bei Carl Müller die Beobachtung machen kann, die uns auch später bei seinen Modellzeichnungen entgegentritt:[1]) wie er selbst bei der Abzeichnung nie mehr das wirkliche Modell, sondern nur den allgemeinen Typus wiedergab, schon durchgeistigt von der Idee, für die er das Modell verwenden wollte, so modelt er hier schon die Gesichter vielfach in seinem Geschmacke, in der Weise, wie er sich das Bild in seiner Vollkommenheit vorstellte, um. Nicht bloß in dem Gesichtsausdruck, der bei ihm seine ursprüngliche Starrheit und Härte verliert und den weichern Carl Müller'schen Typus erhält, sondern selbst in der Gewandung.

---

1) Professor W. v. Oettingen machte mich zuerst darauf aufmerksam.

Vereinzelt ſchuf er aber auch muſtergültige Copieen, die ſein Bruder Conſtantin ſtechen ſollte. So vor allem eine Selbdritt: Mutter Anna, vor ihr Maria mit dem Jeſuskind etwas tiefer ſitzend nach einem leider theilweiſe verdorbenen Frescobildchen in St. Pietro in Montorio zu Rom. Das Bild iſt voll des innigſten Gefühls und von vorzüglicher Gruppirung. Ein anderes iſt die Verkündigung nach Fieſole. Schadow gefiel bei ſeiner Rückkehr das Motiv und die Ausführung ſo, daß er die Zeichnung für den Kunſtverein ſtechen laſſen wollte. Doch wurde ſchließlich nichts daraus, und bilden die beiden Blätter Zierden des religiöſen Bildervereins. Die Sepiazeichnung nach Fieſole iſt den Sammlungen der Düſſeldorfer Kunſtakademie eingereiht; viel bewundert wurde ſodann ſeine Zeichnung nach der bekannten Unbefleckten Empfängniß, die Veit für die Kirche der Nonnen in Trinità dei Monti gemalt hatte, und die Conſtantin für den Kunſthändler Buddeus ſtach.

Zeigt Karl Müller ſchon in der Auswahl der alten Meiſter, denen er, ebenſo wie ſeine Genoſſen, folgen wollte, keine Einſeitigkeit, wie die erſten Bahnbrecher der chriſtlichen Kunſt vor 25 Jahren, ſo tritt der Unterſchied zwiſchen der alten Richtung, die aus der ſonnigen, vielgeſtaltigen Welt gewiſſermaßen hinter Kloſtermauern geführt hatte, und der neuen, die, obwohl principiell auf dem gleichen Boden ſtehend, doch der Düſſeldorfer Schulung ein gründlicheres Können und ein offeneres, feiner gebildetes Auge verdankte, in zwei Dingen noch viel ſchärfer hervor.

Die Düſſeldorfer Jugend hatte zunächſt durch ihren Meiſter Intereſſe für die ſie umgebende Natur gewonnen; ſie ſtand ihr unbefangener gegenüber, ſtudirte ſie mit Ernſt und Liebe, wenn ſie ſie in ihre Bilder auch nur ſtiliſirt aufnahm. Wie faſt jeden Italienfahrer, ſo überwältigte auch ſie der Zauber des Südens, der ewig blaue Himmel, der, über die Erde geſpannt, die Formen der Berge einfacher und beſtimmter, die Umriſſe der Bäume und Geſträucher ſchärfer und ſtrenger abzeichnet, das wechſelvolle intenſivere Spiel der Farben, die gewaltigen Erſcheinungen der Natur, vor allem der Eindruck der maleriſch ſo unübertrefflich ſchönen Städtebilder, deren mehrtauſendjährige Geſchichte durch die blumenumrankten Trümmer ſo eindringlich predigt. Was Carl Müller's Skizzenbücher an Naturbildern enthalten, mögen es Anſichten von Rom, Florenz oder Capri, Amalfi oder Bildchen aus irgend einem ſagenumſponnenen Winkel der Campagna, wie Cori und Nemi, oder Zeichnungen aus den Schluchten von Ravello oder aus dem Waldesinnern der Albaner Berge ſein; alles zeugt vom feinſten Verſtändniß für das maleriſch Schöne der Landſchaft. Dabei iſt die Wiedergabe oft in wenig Zügen eine auffällig charakteriſtiſche und naturwahre. Wer ihn nur aus ſeinen Bildern kennt, erſtaunt

unwillkürlich über einen solch' reichen Schatz echt poetischen Naturempfindens bei ihm. Er schwelgte förmlich in den Naturschönheiten des Südens! Später ist die Lust an der Darstellung landschaftlicher Scenerieen nie mehr so stark bei ihm hervorgetreten. Doch hat er nie versäumt, selbst für die kleinste landschaftliche Beithat seiner Schöpfungen, mochte es seine Lieblingsblume: die Haideroſe oder eine Erdbeerstaude (bei der h. Familie), eine Weinranke (Jünger zu Emmaus) sein, die umfassendsten Naturstudien anzustellen. Er zeichnete und malte den Gegenstand in allen Färbungen und Lagen. Um den Hintergrund seines „Rosenwunders" möglichst naturwahr wiederzugeben, zeichnete er an Ort und Stelle die Wartburg, das Thor, die Felsen, die Landschaft. Selbst bei den einfachen Zeichnungen für den Bilderverein arbeitete er so; z. B. für den h. Antonius besuchte er die Zellen seines Klosters in Padua.

Ein Lieblingsaufenthalt für den Künstler, auch nach den Skizzenbüchern, war Assisi, geheiligt durch den dort bestatteten großen Armuthsapostel, für den er eine tiefe Verehrung im Herzen trug, verklärt durch eine Kunst von kindlicher Naivetät und zugleich erhabenster Größe, umgeben von einer paradiesischen Natur von wunderbarer Harmonie, über der ein himmlischer Frieden liegt und die unwillkürlich dem Schauenden den Zeichenstift in die Hand drückt. In Assisi wohnte auch der aus Overbeck's Leben bekannte Canonico Cimini, dessen vollständig ausgeführtes, anziehendes Porträt eine Zierde seiner Skizzenbücher bildet. Die Ausflüge dorthin bildeten auch in spätern Jahren eine Lieblingserinnerung des Künstlers.

In noch schärfern Gegensatz stellte sich die Düsseldorfer christliche Malerschule zu den eigentlichen Nazarenern in einem andern Punkte, der wenigstens kurz berührt werden muß, weil er wiederholt zu Angriffen auf die religiöse Malerei überhaupt geführt hat: ich meine das Actstudium. Bekanntlich wird in vielen Kunstgeschichten gespöttelt über die Art und Weise, wie die Nazarener sich über das Modell hinweghalfen: Sie dienten sich gegenseitig, indem sie bald einen großen Räuberhut aufsetzten, bald einen Rittermantel umhingen oder in feierlichem geistlichen Gewande erschienen. Für die weiblichen Figuren behalfen sie sich auf's Gerathewohl. So mußten Verzeichnungen und unnatürlicher Faltenwurf nichts seltenes sein[1]). Dagegen sträubte sich das Genie des Cornelius, vor allem aber der ästhetische Geschmack Schadow's. Das Modell soll nach ihm den Künstler von dem wirklichen Vorhandensein der Elemente überzeugen, „die, durch die Sinnenwelt zerstreut, von ihm mit

[1]) Uebrigens übersieht man bei diesem Spötteln einen Punkt sehr leicht: Nicht jeder junge Maler, der nach Rom kam, war im Stande, ein theueres Modell zu bezahlen. Andreas Müller klagt wiederholt über die hohen Preise, die die Modelle fordern durften.

einem geistigen Bande untereinander verknüpft und zum poetischen Zwecke verarbeitet werden“ [1]). Schadow verlangte auch für die einfachsten Figuren den Act. So haben auch seine großen Schüler Deger, Carl Müller und die andern nie ohne den Act gearbeitet. Die werthvolle und reiche Actsammlung des letztgenannten beginnt schon 1841; von Deger besitze ich den einen Schächeract für die Kreuzigung. Nur so konnten Carl Müller's Schöpfungen so vollendete Meisterwerke werden, an denen auch das kritischste Auge keinen Mangel zu entdecken vermag.

Im Jahre 1853 erschien in der Beilage Nr. 14 des Payne'schen Universum ein Artikel: „Die Vernachlässigung des Modells in den akademischen Studien“ mit einigen Seitenhieben auf die „pietistische Influenza“ einiger Düsseldorfer Professoren und die „coquettirende Zaghaftigkeit“ derselben, die als das Hauptübel der Akademie bezeichnet wurde. Dann hieß es wörtlich: „Und wenn man sich erzählt, daß ein bedeutender und berühmter Historienmaler Düsseldorfs die männlichen wie auch die weiblichen Gestalten in seinen lebensgroßen Compositionen nur in den für das Bild nöthigen Costümen stehen läßt, fremden weiblichen Modellen aber, wie der geniale, unglückliche Overbeck, nie den Zutritt in sein Atelier gestattet, so charakterisirt diese leider wahre Geschichte die hiesigen Zustände treffend genug.“ Darauf erschien unter dem Titel: „Eine neue Beschuldigung der Düsseldorfer Kunstschule“ eine geharnischte Erwiderung in dem officiellen Correspondenzblatt [2]) des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen, in der es heißt: „Keiner der Künstler, die nur irgend etwas von Bedeutung auf dem bezeichneten Gebiete hier schaffen, verfährt auf solche Weise, und am allerwenigsten geschieht es von denjenigen Männern, an welche man nach den angezogenen Worten zunächst denken zu sollen scheint, nämlich von Deger und Carl Müller. Von diesen ist vorzugsweise zu behaupten, daß sie die Natur so sorgfältig und gewissenhaft studiren, daß es selbst den strengsten Anforderungen genügt.“

Daß der so sittenreine und sittenstrenge Carl Müller die Möglichkeit einer Gefahr des Actstudiums für die akademische Jugend nicht verkannte, ist klar; auch ihm mochte wohl als höchstes Ideal erscheinen, „wenn,“ wie Schadow in einer Rede über den „Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst“ [3]) ein Mal sagt, „eine Schule entstände,

---

[1]) In dem Aufsatze „Gedanken über eine folgerichtige Ausbildung des Malers“, abgedruckt in dem Buche des Grafen A. Raczynski, Geschichte der neuern deutschen Kunst (Uebersetzung), Berlin 1836, I, 324.

[2]) Jahrgang 1854, S. 3.

[3]) Gehalten in der Generalversammlung des Congrès Scientifique zu Straßburg 1842.

welche jungen, erhabenen, auf das religiöse Element gerichteten Talenten in früher Jugend einen solchen Schatz vollendeter Naturkenntniß beibrächte, so daß sie späterhin bei der Ausführung ihrer Compositionen des Modells nicht bedürften." Dadurch würde allerdings eine bisher noch nicht vorhanden gewesene Kunstepoche ermöglicht.

Die Winterszeit verbrachte Carl Müller in Rom. Wie in der Kunst, so suchte er sich auch wissenschaftlich und religiös eifrig weiter zu bilden. Er beherrschte das Italienische vollständig, las mit Vorliebe seinen Dante, historische und politische Werke über den Kirchenstaat und die italienischen Verhältnisse, erfreute sich aber auch an Petrarca, Goldoni, wie an den tiefsinnigen Betrachtungen hervorragender Theologen. Manche freie Stunde saß der Jüngling still in einer Ecke eines kleinen, unscheinbaren Kirchleins und hörte dem Religionsunterrichte zu, den ein einfacher Geistlicher den Armen und Unmündigen im Geiste ertheilte [1]). Daneben war er der angeregteste und stets heitere Gesellschafter.

Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildete längere Zeit das gastfreie Haus der Familie von Rohden. Das Haupt war der Hofmaler von Rohden aus Cassel, ehemals ein bedeutender Landschaftsmaler; der vielversprechende Sohn widmete sich der religiösen Historienmalerei, die Mutter war eine Italienerin. Sonntags wurden Ausflüge in die Campagna veranstaltet und dabei allerlei lustiger Mummenschanz getrieben.

Nach und nach hatte sich ein Kreis von elf gleichgesinnten Freunden gefunden, dem sich zeitweilig andere anschlossen: die vier Düsseldorfer, denen sich im Jahre 1841 der große Kupferstecher Joseph Keller zugesellte, der damals für seinen herrlichen Stich der Disputa Rafael's die Vorarbeiten machte, zeitweilig auch Schadow und der bekannte Landschafter Schirmer, Settegast aus Coblenz, der Oesterreicher Blaas [2]), der Römer von Rohden, die Malteser Hyzler und Enrico Casolani, der Westfale Achtermann, der Schweizer Paul von Deschwanden u. a. Besonders mit den in Overbeck's Biographie ausführlich besprochenen Maltesern, die als Regeneratoren der christlichen Kunst in Süditalien gelten können, verband Carl Müller innige Freundschaft. Von seinen Zeichnungen für die Compositionsabende liegen noch zwei vor: der mit Dornen gekrönte Christus wird verspottet, bei der die höhnenden Judenfiguren vorzüglich zum Ausdruck kommen, und: Joseph und seine Brüder in Aegypten, eine lebhafte, lichtvolle Composition, bei der die Einheitlichkeit vorzüglich gewahrt

[1]) Ich habe dieses aus seinem Munde. Ueber Overbeck wird in seiner Biographie ähnliches berichtet.

[2]) Geb. 1815, Professor an den Akademieen in Wien und Venedig.

ist. Der Gegenstand war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts überhaupt ein beliebtes Thema für Compositionen; hier lag wahrscheinlich auch noch eine besondere Anregung in dem berühmtesten Fresco der Casa Bartholdi von Cornelius vor. Eine genauere Besichtigung läßt die Nichtausführung sehr bedauern.

Schon im ersten Winter begann der Künstler mit dem Carton der Krönung Maria's. Andreas, der nicht leicht zufriedenzustellen war, berichtet im April 1840 darüber mit offener Anerkennung. Er schreibt dem jüngern Bruder ein großes Talent für die höchsten Darstellungen der Historienmalerei zu. Auch Schadow in seinen Briefen an Hübner und später in Düsseldorf war ebenso wie Schirmer des Lobes voll über die vielversprechenden Anfänge. Carl zeichnete eine Fülle von Vorstudien, Acten, Römer und Römerinnen, Briganten in der charakteristischen alten Tracht, oft auch seine nächsten Freunde. Er selbst war mit dem Fortgange seiner Arbeiten nicht zufrieden, und in seiner Bescheidenheit konnte er sich nie genug thun. Manche Stunde fühlte er sich von dem Großen, was er um sich sah, niedergedrückt. Dann hob er sich wieder an der Größe der ihn erwartenden Aufgabe. Wie in allen schwierigen Lebenslagen half ihm auch hier sein festes Gottvertrauen. Der Herr habe ihm die Arbeit gegeben, er thue das Seinige, für das weitere müsse Gott sorgen.

Wie viel der junge Meister gelernt hatte, zeigte sich, als er, nach dem vierjährigen Aufenthalt in Italien heimkehrend, seine Arbeiten auf dem Apollinarisberge begann. Seine Anschauung ist umfassender, seine Conception und sein Stil sind größer geworden, die Phantasie hat einen höhern Flug genommen. Mag auch in sein Werk — so sagt er von Deger, und das gilt auch von ihm — hier mehr, dort weniger etwas von der Klangfarbe der alten Italiener übergegangen sein, so ist er doch nirgendwo aus seiner Individualität herausgetreten, und er hat mit einem bewußten hervortretenden deutsch-religiösen Stil ebensowohl seine bisherige Einfalt und gewissenhafte Benutzung der Natur zu verbinden verstanden, als er anderseits durch die größere Strenge dieses Stils von der Gefahr einer bedenklichen Realistik bewahrt geblieben ist.

Im Winter 1843 beendete er zum größten Theil ein kleines, in Rom schon begonnenes Gemälde, „Die Vermählung Maria's", das 1845 in die Galerie Sudienko nach Kiew kam. Mit dem Frühjahr 1844 siedelte er für die gute Jahreszeit nach Apollinarisberg über; Deger und Andreas hatten bereits vorher ihre Arbeiten angefangen und sich in die ungewohnte Technik der Frescomalerei praktisch einzuleben gesucht. Mit Carl kam auch Ittenbach. Nun begann für ihn eine Reihe der glücklichsten Jahre, die schönste, wolkenloseste Zeit seines langen

Künstlerlebens. Die Freunde lebten auf Apollinarisberg in einer wahrhaft idealen Gemeinschaft; sie hatten das höchste Ziel für einen christlichen Maler erreicht, sie stellten ihre ganze Kunst unmittelbar in den Dienst ihres Gottes. Bewundernswerth war die Arbeitslust und Ausdauer der Maler, die sofort auf die Gerüste in der Kirche zur Arbeit stiegen, wenn das Tageslicht das Malen möglich machte, und sich nur wenig Zeit zur Mahlzeit gönnten. „Gar traulich und die Arbeit fröhlich fördernd war es," so schildert er selbst das damalige Leben, „wenn wir über Tag auf dem Gerüste, jeder an einer andern Stelle der Kirche, seine frisch gekälkte Wand bemalte und wir dazu vierstimmige Palestrina'sche Weisen sangen, die dann, in dem hohen Gewölbe verhallend, uns lebhaft wieder in das kirchliche Leben Rom's zurückversetzten." An den Samstagen versammelten sich die Freunde häufig in dem alten Klostergarten unter einer prachtvollen, mächtigen Blutbuche bei einem Glase Wein mit der Aussicht auf die untergehende Sonne, die mit dem Widerschein des Abendhimmels den Spiegel des Rheines vergoldete. Die wundervolle Umgebung, das nahe Rolandseck, das Siebengebirge und das romantische Ahrthal, dann Ahrweiler, wo die siebenzigjährige Mutter lebte, boten die schönste Gelegenheit, die Freistunden der Sonn- und Feiertage genußreich zu verleben.

Wenn es auch nicht meine Absicht sein kann, eine Beschreibung oder gar Würdigung sämmtlicher Wandmalereien auf Apollinarisberg zu geben, so glaube ich doch, daß zur richtigen Erfassung der Situation der Carl Müller'schen Bilder eine knappe Skizze der innern Gestaltung der neuen gothischen Kirche nöthig ist. Der Grundriß bildet ein griechisches Kreuz, dessen östlicher Arm mit einer eckigen Chornische schließt und dessen westlicher, um die Tiefe der Orgelbühne verlängert, den Haupteingang enthält. Zwei große Fenster, das eine über dem Haupteingang dem Chore gegenüber, das andere in der Giebelwand des südlichen Kreuzarmes, und zwei kleinere im Chore beleuchten das Innere. In der Längenrichtung bietet die Kirche, außer den schmalen Feldern der Orgelbühne, auf jeder Seite drei mit dieser Richtung parallele Wandflächen von gleicher Größe dar, von welchen die mittlere auf der Südseite, das heißt rechts vom Eintretenden, durch das Fenster durchbrochen ist. Die zur Linken des Eintretenden enthalten Darstellungen der Hauptmomente der Geschichte Jesu, die zur Rechten solche aus dem Leben der h. Jungfrau, und zwar jede der drei Wandflächen ein Hauptbild mit überlebensgroßen Figuren und unter denselben kleinere auf Goldgrund, deren Figuren etwa zwei Drittel Lebensgröße haben. Die bedeutendsten führte links Deger, rechts Carl Müller aus, die mehr ergänzenden Bilder hatte Franz Ittenbach übernommen. Die Malereien am Arcus Triumphalis

und im Chor sind mehr symbolischer Art und waren zwischen den drei Genannten getheilt. Die Bilder, welche die vier übrigen nach der Breiterichtung der Kirche gehenden Wände der Kreuzvorlage schmückten, stehen mit dem obigen Cyklus nicht in directem Zusammenhange, sondern sind den Patronen der Kirche und andern Heiligen gewidmet. Mit ihrer Ausführung wie mit der Leitung sämmtlicher Decorationsarbeiten war Andreas Müller beauftragt.

Dadurch, daß die Künstler, wie oben ausgeführt ist, im gewissen Sinne gemeinsam den Plan des Werkes ausgedacht hatten, ist ihm allerdings das Gepräge einer streng einheitlichen Composition entgangen, aber den Malern ist die Freude verblieben, nicht fremde, sondern eigene Gedanken zur Ausführung bringen zu können. Und im Grunde erscheint die Dreitheilung gerade dadurch, daß sie in Uebereinstimmung mit der Architektur gesetzt wurde, als etwas durchaus von selbst Gegebenes und Natürliches. Ein wirklicher Mangel in der Architektur scheint mir aber darin zu liegen, daß den größten Theil des Jahres hindurch die eine Längsseite, und zwar die von Carl Müller bemalte, durchaus ungünstig beleuchtet ist. Ja, die südliche Chorseite steckt selbst bei hellstem Tageslicht so im Dunkel, daß die Wirkung der herrlichen Krönung Maria's fast ganz verloren geht. Von den Tausenden und Abertausenden von Besuchern dürften nur sehr wenige den obern Theil des Bildes wirklich gesehen haben! Gerade dieses Bild wurde in allen Kunstkritiken der vierziger Jahre mit höchstem Interesse geschildert; kein Wunder, damals war es auf dem Gerüste noch zugänglich, jetzt braucht sich kein Kunstgelehrter mehr durch eigenen Augenschein zu überzeugen, er schreibt nach, was er bei frühern gelesen hat.

Carl Müller begann mit der Darstellung des apokalyptischen Lammes auf dem Triumphbogen des Chores; es ruht auf Wolken; hinter ihm steigt das Kreuz empor, vor ihm liegt die Rolle mit den Siegeln, aus seiner Brust strömt in den Kelch das Blut des Heiles. Umgeben ist es von den Symbolen der Evangelisten. Von unten schauen an beiden Seiten singende Engelgruppen empor. Ein nicht ausgeführter Entwurf zeigt unter den Engelgruppen prachtvolle Sängergestalten des Alten Bundes, die Weihrauchschalen emporhalten. Carl hatte bekanntlich den Gegenstand nicht gewollt, sondern Gottvater, Kirchenväter oder Propheten dort anbringen wollen; er war von den römischen Freunden überstimmt worden. Die Engelgruppen sind entzückend, aber er ist dem Vorwurfe nicht entgangen, daß er sich gegen eine bekannte Regel: nicht aus der Metapher zu fallen, vergangen habe. „In der alten Basilika," heißt es im Cotta'schen Kunstblatt 1848 nicht ganz mit Unrecht, „wird das Lamm in der Regel von andern Lämmern umgeben, oder Lamm

und Anbetende werden so typisch gehalten, daß man sich entschieden nur auf das, was man dabei zu denken hat, angewiesen sieht. Die hier mit großer Freiheit der Bewegung und vollem, lebendigem Ausdruck inniger Andacht dargestellten Engel verlieren alle Bedeutung, sobald wir ihren Blicken nachgehen und auf ein Lamm als den Gegenstand ihrer heiligen Begeisterung treffen. Nach meiner Ansicht liegt hier das Sinnbild des Lammes viel zu weit ab, während etwa der Kopf des leidenden Erlösers auf dem Veronicatuche oder selbst das Kreuz mit der Dornenkrone die Bewegung der Engel vollkommen motivirt, ohne den Gedanken im mindesten zu verlassen."

Im Winter darauf componirte er wohl die sieben Sacramente, die Ittenbach dann 1845/46 grau in grau auf den Triumphbogen malte; eine sichere Notiz habe ich für die Zeit nicht gefunden, doch ist dieser Termin wohl unzweifelhaft richtig, da sie im Frühjahr 1846 schon als vorhanden erscheinen. Leider sind die Zeichnungen bei dem Düsseldorfer Akademiebrande 1872 zu Grunde gegangen. Die Darstellung der Sacramente ist trotz ihrer Einfachheit von tiefster Wirkung; Aufbau, Gewandung, Typus zeugen ebenso von ernstem Eindringen in die Dogmatik wie von genauester Kenntniß der Liturgik. Welche ergreifende Sterbensfreudigkeit spricht aus dem Gesichte des Kranken in der letzten Oelung, welche Zerknirschung aus den Gesichtern der Beichtenden! Der charakteristische Kopf der Communicirenden ist unzweifelhaft Portrait: aber wie durchgeistigt, nur von dem Gedanken des erhabenen Momentes erfaßt, zeigt sich das Gesicht!

Des Künstlers Wunsch war, sofort die Sacramente stechen zu lassen und mit einem religiösen Erbauungsbuche herauszugeben. Der Kunsthändler Buddeus zeigte sich geneigt. Der bekannte baierische Theologe Professor Reithmayr schlug im April 1846 den Professor Dr. Weinhart in Freising, einen seiner „geistreichsten und theuersten Schüler" als Verfasser vor. Die Sache kam aus unbekannten Gründen nicht zu Stande.

Im Frühjahr 1845 malte er den obern Theil der Krönung Maria's, eine figurenreiche Composition, ein Jahr darauf den untern, die Apostel am Grabe der Mutter Jesu. Es ist das Bild, das zuerst seinen Namen in die weitesten Kreise trug. Dort war er ganz auf seinem ureigensten Gebiete, der Verherrlichung der jungfräulichen Gottesmutter. In wahrhaft rafaelischer Farbe strahlt das Bild der demüthig vor sich niederblickenden, mit hoch gefalteten Händen vor ihrem Sohn und Schöpfer knieenden Jungfrau und die Chöre der jubilirenden Engel uns entgegen. Aus dem Grabe sprießen Lilien und Rosen, und in staunendem Sinnen umringen knieend und stehend die kräftigen Gestalten der Verkünder des Evangeliums dasselbe, in wirkungsvollem Gegensatz zu den durcheinander sich bewegen-

den Engelgruppen. Welchen Eindruck das Werk im Entstehen schon auf einen der berühmtesten zeitgenössischen Maler gemacht hat, erzählt Leopold Kaufmann, wahrscheinlich selbst Augenzeuge, in seiner Carl Müller-Biographie in anziehender Weise[1]). Professor Schirmer hat Recht behalten, sowohl was die Beurtheilung der „wundervollen Composition von wahrhaft rafaelischer Schönheit" wie den Satz angeht, „daß er berechtigt sei, seinem jungen Freunde Carl Müller eine glänzende Zukunft zu prophezeien".

Im Jahre 1847 wurden fertig gestellt: die Verkündigung, die Heimsuchung und Vermählung Maria's; alle drei zu den Seiten des großen südlichen Fensters. Von oben schaut Gott Vater aus den Wolken segnend auf das Werk seiner Erbarmung herab. Links vom Fenster steht der Engel in gelblichem Gewande, fast im Profil, und deutet mit der Rechten auf die h. Jungfrau auf der andern Seite des Fensters; diese, mehr von vorn gesehen, empfängt den Gruß mit dem Ausdruck demuthsvoller Hoheit. Beide Figuren, besonders die Jungfrau, sind in Zeichnung, Gewandung und Malerei in edelstem Stile gehalten. „Die unendlich fein empfundene jungfräuliche Bewegung Maria's ist mit einer so wunderbaren Schönheit gepaart, wie es nur von sehr wenigen Kunstwerken aus den besten Epochen der christlichen Kunst gerühmt werden kann"[2]). Unter diesen beiden Hauptfiguren sind die beiden kleinen Bilder angebracht. Im „Magnificat" zeigt sich der Fortschritt gegenüber dem zehn Jahre früher entstandenen Bilde; selbst in der Empfindung scheint eine Steigerung eingetreten zu sein. Jubelnd ruft die Jungfrau ihr Magnificat hinaus.

Zu dem letzten großen Werke: „Die Geburt Maria's", gibt der Künstler die schlichte Erklärung: „Im obern Theile ist dargestellt, wie die h. Mutter Anna und der h. Joachim in dankbarer Freude den Gegenstand der göttlichen Verheißung in ihrem neugeborenen Töchterlein begrüßen. Außer einigen Frauen, welche sich der Pflege der betagten Mutter und des Kindleins beeifern, sind noch einige Verwandte und Nachbaren gegenwärtig, die gekommen sind, den Eltern Glück zu wünschen. Den untern Theil bildet eine Versammlung derjenigen Frauen des Alten Bundes, welche vorzüglich die h. Jungfrau vorbildeten, um dadurch die geistige Bedeutung der Geburt in glänzendem Lichte hervorzuheben!" Es sind: Eva, Sara mit Isaak, Rahel, Abisaag, Esther, Abigail, Judith, Bethsabee. „Wie aber der Schatten nur seiner äußern Gestalt nach seinem Vorbilde ähnlich, nicht aber seinem Wesen nach ihm gleich ist, so ist die h. Jungfrau ungleich erhabener als alle ihre Vor-

[1]) Die Kunst für alle, Jhrg. VII, H. 2, S. 3.
[2]) Deutsches Kunstblatt Jhrg. I, 1850, S. 347.

bilder, was durch die Umschrift im Rahmen des Bildes angedeutet werden soll: Sicut lilium inter spinas, sic amica mea inter filias."

Wer diese Erklärung liest, wer das herrliche Gemälde mit seiner unvergleichlichen Harmonie mit Laienaugen anschaut, merkt kaum, daß der Künstler mit seiner in die Tiefe des Bildes gehenden Anordnung der Gruppen sich eine Aufgabe gestellt hatte, deren Lösung in den sehr beschränkten Mitteln der Frescomalerei große Schwierigkeiten finden mußte; der Kenner aber staunt, wie vollkommen, gleichsam spielend die Schwierigkeiten überwunden sind, er staunt über die Möglichkeit, „so große Klarheit mit solcher dem Fresco wenig angemessenen, tiefen Stimmung und kräftigen Haltung vereint zu sehen". Die Lösung der Schwierigkeiten hat den Künstler lange Jahre beschäftigt; sie spielt schon eine Rolle in der Correspondenz mit Andreas. Overbeck hatte nach vielem Hin- und Herrathen vorgeschlagen, „unten im Raume könne ein Inneres des Hauses der Geburt dargestellt werden; dann sieht man über das Haus, das gewissermaßen wie ein Durchschnitt wird, weg und baut über dem Hause einen Berg in die Höhe, wo der h. Joachim in der Einöde die Erscheinung des Engels hat". Der Maler hat sich, offenkundig zum Glück seines Werkes, dieses Rathes nicht bedient. Er hat sich beim deutschen Altmeister Albrecht Dürer Raths erholt und das dort Gesehene durchtränkt mit italienischem Geiste und eigenem Genie. Keine seiner Arbeiten hat er so oft durchcomponirt: Drei vom Bilde verschiedene Entwürfe liegen noch vor. Der erste und interessanteste, wahrscheinlich schon in Rom entstanden, zeigt stark rafaelische Anklänge: oben eine Engelgruppe den Stern umschwebend; unten Anna, die dankbar in die Höhe schaut, um sie herum viel bewegtere Gruppen als auf dem ausgeführten Bilde, wo alles in anmuthige deutsche Typen umgesetzt ist. Auf einer Federzeichnung fehlen, wie bei der vorigen, die Säulen des Bildes, aber auch die Engelgruppe; um Mutter und Kind drängt sich eine dichtere Gruppe, während im Vordergrunde zwei ganz genremäßig aufgefaßte Personen Wasser eingießen und entgegennehmen. Im Bilde selbst sind die Gruppen mehr vertheilt, die Mutter schaut liebend das in ihren Armen ruhende Kind an, Gesichter wie Gewandung sind mehr verdeutscht. Pietätvoll hat der Künstler seiner Mutter ein Andenken gesetzt; die Frau im blauen Gewande neben der h. Anna gibt getreu das Bild der geliebten Mutter wieder. „Die edeln Gestalten der biblischen Frauen geben dem Bilde einen großartigen Charakter, während gerade dieser Gegenstand häufig von den alten christlichen Malern fast genreartig aufgefaßt zu werden pflegt", sagt der Kunstkenner Kaufmann. Auch sie sind in der Modellirung wie im Colorit so vollendet, wie man es sonst nur bei Oelbildern zu sehen pflegt. Vor allem wird die Eva als ein Meister-

stück der Frescomalerei bezeichnet. Lübke nahm in seine Denkmäler der Kunst[1]) unter den paar Haupttypen auch dieses Bild auf und stellte es wegen seines „hohen Adels, seiner reinsten Anmuth des Stiles und der malerischen Vollendung" zu den besten Leistungen der modernen Frescomalerei.

Erst 1850 legte Carl Müller durch Vornahme einiger Retouchen die letzte Hand an seine Fresken. Deger beendete seinen Theil 1851 im Herbst, und Andreas Müller hielt der decorative Theil noch mehrere Jahre auf dem Berge. Die Einweihung der Kirche, die man 1845 schon für die nächsten drei Jahre erwartet hatte, „gleichzeitig mit der des Kölner Domes," fand erst am 28. März 1857, nachdem tags vorher die Franciscaner in das Kloster eingezogen waren, in Gegenwart des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit großer Feierlichkeit und unter großem Volkszudrang statt. Der amtirende Pfarrer rühmte in seiner Predigt die herrlichen Kunstwerke.

So konnte man denn jetzt nach Entfernung der Gerüste das Gesammtbild überschauen. Fast jede Seite des innern Menschen wurde ergriffen. Der Verstand durch die vorzüglich concipirten gelehrten Apollinarisbilder von Andreas Müller, das religiöse Genre vertrat Franz Ittenbach, das Gefühl erfaßte die Mariendarstellung Carl Müller's, Verstand und Gemüth zugleich die großartige Kreuzigung Deger's. Jeder hat an seinem Theile zum Weltruhm des Apollinarisberges beigetragen[2]).

Man darf ohne Uebertreibung sagen „Weltruhm"; diesseits der Alpen gibt es kaum eine religiöse Stätte, die so bekannt und besucht wurde aus den Kreisen der gelehrten Kunstliebhaber aller Länder, aber auch vom kunstliebenden gewöhnlichen Manne. In verschiedenen Jahren wurden mehr als 30 000 Besucher für die Sommermonate gezählt. Die moderne Wanderung zum uralten Heiligthum begann schon in der Mitte der vierziger Jahre, als die ersten Nachrichten von den Leistungen der Vier in die Oeffentlichkeit drangen. Zuerst kamen die Genossen, hoch- und minderberühmte, von Düsseldorf, München, Berlin; Schadow an der Spitze, der sich freute über den glänzenden, emporwachsenden Baum, dessen Samenkorn er gelegt hatte. Cornelius a fait avec chaleur l'éloge de vous tous, schrieben die hervorragenden belgischen Maler Guffens und Swerts an Carl Müller. Später feierten sie dann selbst in ihren Souvenirs d'un voyage artistique en Allemagne 1857 mit beinahe französischer Ueberschwenglichkeit die Arbeit ihrer Freunde. Kaulbach, Schraudolph von München, Wittmer von Rom, Madrazo aus Spanien

[1]) Bd. III, 1856, S. 22, Tafel XVI (122).

[2]) Carl Müller wurde von den urtheilsfähigsten Zeitgenossen seitdem neben Deger gestellt.

und andere leiteten die Wanderungen der jüngern Künstler zum Berge ein, die wohl erst in modernster Zeit aufgehört haben. Düsseldorf hat dadurch unvergleichlich an Ansehen in den Künstlerkreisen, namentlich Belgiens, gewonnen; während bis dahin Deutsche meist in die Niederlande gezogen, beginnt seitdem die Wanderung der Belgier nach Düsseldorf. Selbst Frankreich schließt sich nicht aus, Montalembert ergeht sich in Ausdrücken höchster Begeisterung.

Den Künstlern folgten die Monarchen. Zunächst erschien der edle kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV., umgeben von einem zahlreichen Gefolge deutscher und außerdeutscher Fürsten im September 1847. Er sprach sich sehr huldvoll und lobend über das Gesehene aus; wiederholt ist dann der Monarch im Juni 1852 und zwei Jahre später den Berg hinaufgefahren. Einem der Künstler, Deger, konnte er wenigstens einen größern Auftrag verschaffen auf seiner Burg Stolzenfels. Auch Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm, und seine hohe Gemahlin erschienen wiederholt. Vor allem gefiel dem Prinzen die Geburt Mariä, und über die prächtigen Erscheinungen der vorbildlichen Frauen äußerte er sich dem Künstler gegenüber in der ihm eigenen freundlich scherzenden liebenswürdigen Weise. Auch Ludwig I., der kunstverständige Bayernkönig, kam. Von dem Diner, das nach der Besichtigung zu Ehren des Gastes Graf Fürstenberg gab, wußte der Künstler noch nach Jahren manchen humoristischen Zug zu erzählen.

Für die Maler in gewissem Sinne noch bedeutungsvoller war der zahlreiche Besuch von Kirchenfürsten und Geistlichen. Es war die Zeit, da auf einer Reihe von hervorragenden Bischofsstühlen kunstsinnige oder kunstfreundliche Bischöfe saßen: ich erinnere nur an Diepenbrock und Förster — letzterer hatte selbst gemalt — in Breslau, Johann Georg Müller in Münster, und vor allem an den Erzbischof und Cardinal Geissel in Köln, Cardinal Wiseman und den für Apollinarisberg besonders warm sich interessirenden päpstlichen Nuntius und spätern Cardinal Viale Prela. Damit ist die Liste der Kirchenfürsten, die sich an den religiösen Schöpfungen erfreuten, nicht erschöpft. Sie und ihren Klerus belebte der Gedanke: wir haben wieder große christliche Künstler! Freilich es wurden auch andere Rufe laut: Professor Kreuser in Köln bestritt den Gemälden den christlichen Charakter, er nannte sie „heidnisch“. Doch das verhallte in der allgemeinen Begeisterung; erst später sind seine Anschauungen, wenn auch nicht in der groben Form, wieder hier und da aufgenommen worden.

Vor allem wirkte das Auftreten unserer Künstler mächtig in England und Irland. Albions Söhne pflegten ja damals gerade den Rhein entlang zu ziehen, indem sie zuerst in Düsseldorf Station machten. So

lernten sie auch sehr bald die Kirche des Berges kennen. Schon im Juli des Jahres 1847 feierte die „Dublin Review“ die Düsseldorfer Akademie unter Hinweis auf Deger und die beiden Müller als the regenerato of religious taste all over Europe und ladet die Rheinwanderer zum Besuch der Apollinariskirche ein[1]).

Das Kunsturtheil der gelehrten Kreise hat Reber[2]) in folgenden gemäßigten Worten — andere haben es viel überschwänglicher gethan — zusammengefaßt: „Die schönen Rheinufer haben ein wahres Schatzkästlein neuer religiöser Kunst, die Düsseldorfer Schule aber in diesem Gebiete den ersten Rang unter den deutschen Kunststädten gewonnen.“ Wer die religiösen Fresco-Arbeiten der neuen Zeit in Deutschland, Italien und Frankreich gesehen hat, der wird vielleicht Einzelheiten schöner und großartiger finden, aber in seiner Gesammtheit nichts, was sich mit der Vollkommenheit der Schöpfungen der Apollinariskirche messen könnte.

III. Carl Müller in den Revolutionsjahren. Die ältern Staffeleibilder. Ernennung zum Professor.

(1848—1857.)

In Deutschland schien seit den vierziger Jahren eine Blüthezeit für die religiöse Kunst anzubrechen. Bis dahin konnte man mit dem bekannten Münster'schen Conservator Zehe sagen, „daß wir nichts von einer christlichen Kunst gewußt haben“. Namentlich war es die Erzdiöcese Köln, wo alle christlichen Kunstrichtungen im Erzbischof Geissel einen warmen und mächtigen Verehrer fanden; mit Schadow, Deger und den beiden Müller stand er in angenehmen Beziehungen, theilweise auch in brieflichem Verkehr[3]). Kunstvereinigungen aller Art, die naturgemäß zunächst der christlichen Richtung galten, entstanden unter seinem Protectorate. Vor allem gehört hierhin der 1842 in Düsseldorf gegründete Verein zur Verbreitung religiöser Bilder; neben praktischen Zwecken sollte er auf die allgemeine Verbreitung der christlichen Kunst hinarbeiten. Bereits in den ersten 25 Jahren seines Bestehens haben durch ihn beinahe acht Millionen religiöse Bilder aus Düsseldorf ihren Weg in die verschiedensten Länder und zu den verschiedensten Confessionen gefunden. Namentlich war der Einfluß auf Frankreich unverkennbar. Während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die süßlichen, vielfach unchristlichen und man darf auch sagen dem deutschen Gefühl

[1]) Dubl. Rev. 1847 p. 495.

[2]) Geschichte der neuern deutschen Kunst, Stuttgart 1876, S. 397.

[3]) Pfülf, Cardinal Johannes von Geissel, Freiburg 1896, II, 71.

Krönung Mariä.

Carton für Marseille. Oberer Theil. **1858—1862.** Im Besitze der Nationalgalerie in Berlin.

Madonna mit dem Kinde.

Brustpartie eines Oelgemäldes. **1855.**
Im Besitze des Herrn Fridolin Bachem, Köln.
Nach dem Original.

Madonna mit dem Kinde.

Brustpartie aus dem Oelgemälde „Die hl. Familie".
1872—1873.
Im Besitze des Lord Bute. Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Madonna vor der Grotte.

Brustpartie eines Oelgemäldes, im Besitze der Galerie zu Prag. **1876.**
Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

Immaculata Conceptio.

Brustpartie zweier Oelgemälde: 1) Grisaille in Besitze der Frau Professor Finke, Münster, Westf. 2) Farbig im Besitze des Lord Bute. **1878—187**
Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

widersprechenden französischen Bilder den deutschen Markt beherrschten, trat seit den fünfziger Jahren ein vollständiger Umschwung ein. „Die deutsche Kunst in Beziehung auf die Heiligenbilder beherrscht jetzt Frankreich," sagt der Kunstkenner Münzenberger einmal. „Unsere Vereinsbilder haben in vielen Kreisen Frankreichs den Geschmack für deutsche Kunst überhaupt geweckt; sie sind gewissermaßen die Pioniere gewesen, welche voranzogen, um Bahn zu brechen" [1]).

Carl Müller, dessen kerndeutschem Gefühl die religiösen französischen Darstellungen sehr wenig behagten, bekundete von Anfang an das lebhafteste Interesse für den Verein. Für ihn zeichnete er noch in Italien nach Fiesole die Verkündigung, nach Pinturicchio Anna, Maria und das Jesuskind; daneben schuf er selbständig nicht viel später den guten Hirten, die Taufe Jesu, den h. Antonius von Padua, Jesus in der Werkstatt des h. Joseph, abweichend von der Composition „Christi Gehorsam im Hause seiner Eltern", den Schutzengel, der neben seinem für den Schulgen'schen Kunstverlag gezeichneten „göttlichen Kinderfreund" wohl zu den verbreitetsten religiösen Kleinbildern gehört; außerdem überließ er dem Kunstverein die sieben Sacramente, dann einige Bilder der fünfziger und sechsziger Jahre, während er späterhin fast nur mehr für die photographische Verbreitung seiner Bilder sich entschied. Der religiöse Bilderverein hat sich in dem halben Jahrhundert seines Bestehens auf einer gewissen Höhe gehalten; manche seiner Bilder dürfen als Kunstwerke der Kupferstecherkunst gelten, zumal wenn man die Schwierigkeit der Miniaturarbeit nicht außer Acht läßt. Zum Glück hat der Verein sich auf eine Anregung des verdienten Förderers christlicher Kunst, August Reichensperger, nicht eingelassen, die dieser auf der Versammlung der katholischen Vereine in Düsseldorf 1869 machte, nämlich, die Bilder farbig zu gestalten. Carl Müller, damals Vorsitzender der Section für christliche Kunst, sprach sich gleich wegen der technischen Schwierigkeiten dagegen aus: „Jedenfalls ist es unverkennbar, da es sich hier nur um eine mechanische Vervielfältigung handeln kann, daß die große Gefahr vorliegt, in das Triviale, dem Künstlerischen durchaus nicht Entsprechende verfallen zu müssen, sofern man nicht mit den allerausgezeichnetsten Kräften, mit der allergrößten Sorgfalt diese Bilder herrichtete. Dann dürften sie aber einen Preis erreichen, der die große Verbreitung der Bilder jedenfalls hindern würde" [2]).

---

[1]) Leider fehlt es uns an einer Geschichte dieses wichtigen Instituts. Die Arbeit von C. Schwickert, Die Künstler des Vereins usw., Frankfurt 1895, ist nicht verdienstlos, aber inaccurat und ohne künstlerisches Verständniß. Den meisten Raum widmet er der Freiin v. Oer, mehr als Overbeck, Steinle, Deger, Carl Müller zusammengenommen aufweisen!

[2]) Verhandlungen, Düsseldorf 1869, S. 180 ff.

Nicht uninteressant ist übrigens ein Vergleich des Müller'schen „Kinderfreund" mit dem berühmten Bilde Overbeck's. Bei Overbeck tritt mehr die Hoheit des herabsteigenden Gottessohnes, hier mehr der Kinderfreund hervor. Die Kindergruppen Carl Müller's sind meiner Ansicht nach belebter und mehr der Natur abgelauscht; man vergleiche nur die Gruppe im Vordergrund: das Mädchen mit dem pausbackigen Brüderchen auf dem Schooße. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit läßt er hier auf dem kleinsten Raume die verschiedenen Temperamente zum Ausdruck kommen.

Um die Verbreitung umfangreicherer, besonders religiöser Kunstwerke machte sich der etwa ein Jahrzehnt früher (1829) von Schadow gegründete Kunstverein für Rheinland und Westfalen hochverdient. Er rüttelte durch seine Ausstellungen und durch die Vertheilung guter Kupferstiche an die Mitglieder die Masse der Bevölkerung aus ihrer Gleichgültigkeit auf und gab Gelegenheit zu größern Arbeiten in Kirchen und öffentlichen Gebäuden. Auch Carl Müller hat gerade durch ihn in dieser Zeit einen größern Auftrag erhalten. Seit 1857 gehörte er dem Aufsichtsrath des Vereins an bis zu seinem Ausscheiden 1865. An den heftigen Kämpfen, welche die Existenz des Vereins in den Jahren 1865 und 1866 bedrohten, nahm er als Anhänger der alten, früher von Schadow vertretenen Richtung, die den Verein zu so hoher Blüthe gebracht hatte, lebhaften Antheil. Daß die alte Partei durch die neue nicht unterdrückt wurde, daß eine Art Compromiß das neue Statut und den neuen Ausschuß schuf, ist nicht zum allerwenigsten der rührigen Agitation und der stets bei allem entschiedenen Festhalten am Kern versöhnlichen Sprache Carl Müller's zu danken[1]).

Wenn trotz dieser günstigen Grundlagen für das Gedeihen der religiösen Kunst Düsseldorf's diese selbst nicht zu der großartigen Entfaltung kam, die ihre Anfänge erwarten ließen, so lag das neben andern, später zu erörternden Gründen vornehmlich in den traurigen Zeitverhältnissen, die mit dem Sturmjahre 1848 anhoben, deren Wirkungen aber noch lange nachdauerten; das inter arma silent musae gilt vor allem für die bildende Kunst. Für Carl Müller kam noch eine Verkettung von widrigen persönlichen Verhältnissen hinzu. Auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft wurde er mehr als zehn Jahre mit Hoffnungen auf monumentale Arbeiten größten Stils hingehalten, aus denen schließlich nichts geworden ist. Gewiß hat er sich endlich aufgerafft; das ist aber für eine hochgemuthete, tiefempfindende Künstlerseele unendlich schwerer

[1]) Vgl. die Verhandlungen in „Correspondenz-Blätter und Verhandlungen des Kunstvereins usw.," Düsseldorf (in den genannten Jahren erschienen).

wie für einen berechnenden Geschäftsmann, den ein Geschäftsverlust betroffen hat. Dazu kam noch, daß man ihm auch von einer Seite mit Mißtrauen begegnete, der er seinem religiösen Empfinden nach die größte Verehrung entgegenzubringen gewohnt war. So darf es uns nicht wunder nehmen, daß er trotz hervorragender Leistungen in den fünfziger und sechsziger Jahren. mit sehr gemischten Gefühlen auf diesen Zeitraum zurückschaute, und der Biograph gestehen muß, daß am Ende dieses Zeitraums der Künstlerruhm Carl Müller's nicht viel größer war als zu Ende der vierziger Jahre.

Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 ergriffen mächtig die Rheinlande und vor allem auch Düsseldorf. Der junge Künstler faßte anfangs die Sache mehr von der heitern Seite auf. „Diese Zeilen und die sie umgebenden Farben," schreibt er im März 1848 auf einem Briefbogen, den er mit der Tricolore bemalt hat, „sollen Euch die ungeheuere Teutschheit meiner Gesinnung kund thun, weil Ihr ja meine schöne Kokarde am Huth nicht sehen könnt. Schon längst wollte ich Euch schreiben, allein die Wichtigkeit der Staatsangelegenheiten ließen mich bis jetzt noch keine Zeit dazu finden. Ich bin nämlich wohlbestallter Bürgergardist geworden, patrouillire des Nachts auf den Straßen und in den Wirthshäusern herum und stecke die bösen Buben und die Betrunkenen ein. Da wir jetzt Waffen bekommen haben, so möchte ich keinem rathen, ungesetzlichen Widerstand zu leisten." Dann schildert er, wie ein Trupp am Hause des unbeliebten Landraths „den Glasern für 40 Thlr. Arbeit machte", wie die Menge dem Prinzen Friedrich von Preußen einen Fackelzug unter Vorangang der schwarz-roth-goldenen Fahne unter Gejohle und Hurrahrufen brachte[1]), wie Prinz Ysenburg mit einem Trupp Kerls, die ihn als „Bürger Ysenburg" anreden, in's Wirthshaus wandert und sie zuletzt, als er zahlen will, ganze Haufen Geldes aus der Tasche ziehen und seine Zeche decken. Bald aber klingt der Ton ernster. „Die Wühlerei habe ich in der That satt," heißt es in einem Briefe aus demselben Jahre, „und zwar so, daß ich mich seit Beginn des Belagerungszustandes ganz glücklich fühle. Ich habe in der Zeit doch einmal wieder mit vollen Gedanken arbeiten können. Es war in der That eine wahre Comödie, die sich für permanent erklärende Bürgerwehr, an welcher ich mich nicht mehr betheilige, in ihren Aufzügen zu sehen; alle Tage Parade, auf welcher der Chef Candator[2]) als ein zweiter Rinaldo Rinaldini mit zwei im Gürtel vorgesteckten Pistolen erschien; dabei die wahnsinnigste Straßenlitteratur, die tollsten

[1]) Der Prinz zog in Folge dieser Verhältnisse bald darauf nach Berlin.

[2]) Richtig Cantador, ein Düsseldorfer Kaufmann, der damals eine ungeheuere Popularität genoß. Sein Bild im historischen Museum der Stadt Düsseldorf.

Proclamationen ꝛc., alle die scheußlichen Aufwiegeleien in den Volksversammlungen, wo besonders der saubere Lasall[1]) seine Rolle auf eine wirklich geniale Weise spielte. Ich konnte mich für diesen Quarck niemals begeistern und besonders hatte die Nationalversammlung in Berlin mit dem Beschluß über die Steuerverweigerung alle meine Sympathien verloren."

Sehr lebhaft ist seine Schilderung des Düsseldorfer Aufruhrs in der Nacht zum 10. Mai 1849. „Die ganze Sache war nichts als ein Coup der Demokraten, um das Militair hier etwas in Beschäftigung zu erhalten und dadurch zu verhindern, daß es der Garnison von Elberfeld und Crefeld zu Hülfe käme, welche dort ebenfalls vollauf zu thun hat, weil die Landwehr sich nicht stellen will."

Eines Ereignisses gedachte der Künstler auch späterhin noch oft mit Vergnügen. Zu einer Zeit, als der Aufruhr am heftigsten tobte, drang eine Schaar „Demokraten" in sein friedliches Atelier. Finstern Blickes suchten sie, was der Vernichtung würdig sei. Da stutzten sie beim Anblick der Altenaer Madonna, die auf der Staffelei angefangen stand; einige zogen unwillkürlich den Hut. Der Künstler erklärte ihnen in liebenswürdigster Weise die Einzelheiten: selten hatte er ein aufmerksameres Publicum gehabt! Mit Händedruck verabschiedeten sie sich von dem jungen Meister und zogen ruhig von dannen.

Carl Müller hat übrigens nicht, wie man aus den Briefen an seine Verwandten entnehmen könnte, dem Heranbrausen der Revolutionswogen müßig entgegengesehen, sondern sich tapfer mit einer kleinen Schaar muthiger königs- und glaubenstreuer Männer ihnen entgegengestemmt und in der Revolutionszeit eine höchst bedeutsame Rolle in Düsseldorf gespielt, die dort auch jetzt noch nicht vergessen ist. Ich entnehme darüber das Folgende den Aufzeichnungen des einzigen noch jetzt Lebenden, der in gleicher Absicht mit ihm thätig war[2]).

„Carl Müller gehörte zu denen, die von der Bewegung des Jahres 1848 erschreckt wurden, weil diese sofort in einem solchen Charakter auftrat, daß aus ihr nicht Besserung mangelhafter Zustände hervorgehen zu können schien, sondern nur eine Anarchie, die durch Schwächung der Ordnung Raum für Zügellosigkeit und Befriedigung unsinniger Forderungen ermöglichen sollte. Die Anhänger dieser auf ein Zurückdrängen eitler Wünsche und Bestrebungen zielenden Ansicht schieden sich nicht bloß von den vom Freiheitsschwindel Beherrschten, sondern auch von den schwachen Gutgesinnten, die sich einbildeten, man müsse die widrigen Erscheinungen, zu denen die Entfesselung der Leidenschaften führe, sich

[1]) Lassalle und die bekannte Gräfin Hatzfeldt verkehrten damals in allen volksthümlichen Düsseldorfer Wirthschaften.

[2]) Gütige Mittheilung des Herrn Gymnasialdirector a. D. Dr. Kiesel.

wegen des Guten, das nach dem Austoben des Sturmes sich daraus entwickeln könne, gefallen lassen. Die kleine Gesellschaft, in der sich damals Müller befand, machte, während das Feuer der Demokratie mit Erfolg geschürt wurde, den Versuch, ein Verfassungsprogramm aufzustellen, das für eine zu bildende Partei der Ordnung einen Mittelpunkt bilden könne. Carl Müller's Einfluß war dabei von großer Wichtigkeit, da seine Einsicht immer das Richtige traf, seine Ruhe allen Anstoß vermeiden half und seine Milde die Gegensätze unter den Berathenden ausglich. Plötzlich erschien, ohne daß man wußte, woher es kam, das Ergebniß der Berathungen des kleinen Kreises: ein Programm, das sich constitutionell nannte, weil es sich an die königliche Verheißung anschloß und einem demokratischen Programm, das schon bestand, entgegentrat. Es enthielt auch Forderungen für die katholische Kirche, theils für Aufrechthaltung, theils für Erweiterung ihrer Rechte. Damit stieß es aber gar nicht an; im Gegentheil rief es viele Zustimmung hervor. Der Versuch, in den untern Schichten des Volkes ihm Anhänger zu verschaffen und auf seiner Grundlage antidemokratische Wahlen für Frankfurt und Berlin zu bewirken, mißlang zwar [1]), aber im Stillen wurde doch da, wo katholisches Leben herrschte, allmälig der Demokratie einiger Boden entzogen. Dazu half die Gründung des Pius-Vereines, der als religiöser Verein einen großen Kreis für Belehrung, Mäßigung und Besonnenheit bildete. Die wenigen Urheber des constitutionellen Programms waren dessen Leiter, die auch außerhalb der Versammlungen des Vereins, namentlich bei Wahlen, politischen und communalen, durch Gewinnung von conservativen Stimmen thätig waren und sich für diese Thätigkeit in regelmäßigen Versammlungen, die sich bald zu freundschaftlichen Zusammenkünften gestalteten, immer mehr schulten. Hier gab Müller's stetige Theilnahme stets den höhern Ton an, der die kleine Gesellschaft zusammenhielt und sie die Wichtigkeit ihrer Zwecke nicht vergessen ließ. Im Schooße der kleinen Versammlung kam es auch zur Bildung eines Vincenz-Vereins, dem Müller von Anfang an eine Stütze wurde, die er bis zu seinem Tode geblieben ist" [2]).

---

[1]) Der junge Müller war ein eifriger Agitator für das Programm. So erzählte er einmal, wie er mit einem Genossen an einem Winterabend in eine benachbarte Stadt gegangen sei, um dort den katholischen Pfarrer zu gewinnen. Durch Versehen geriethen sie in der Dunkelheit in's evangelische Pfarrhaus. Erst im Laufe der animirten Debatte klärte sich der Irrthum auf. Der evangelische Pfarrer erklärte sich mit Freuden als Anhänger des neuen Programms.

[2]) Auch späterhin, besonders zu Anfang der sechsziger Jahre, wirkte Carl Müller lebhaft in conservativem Sinne Für den 19. November 1861 waren in Düsseldorf alle Nicht-Fortschrittler unter einen Hut gebracht, „wobei Carlchen Müller besonders mitgewirkt hat". Vgl. Pfülf, Hermann von Mallinckrodt, Freiburg 1892, S. 236.

Die unruhigen Zeiten ließen eine Reihe von Unternehmungen stocken, auf deren Verwirklichung er gehofft hatte. Der Historienmaler Professor Mücke wollte mit ihm und einem Geistlichen eine vollständige illustrirte Bibel für alle Stände herausgeben. Nach dem Plane sollte das Werk der spätern Doré'schen Bibel nicht unähnlich sein, doch in einfacherm Stile gehalten werden. Die Sturmeszeit hat das Unternehmen im Keime erstickt. Ein Plan des litterarisch sehr thätigen Pfarrers Dr. Bayerle, die Herausgabe eines vornehm illustrirten Erbauungsbuches, gedieh wenigstens bis zum ersten Druckbogen. Carl Müller lieferte dafür einige Zeichnungen, so eine unbefleckte Empfängniß, umgeben von „Der Herr erscheint Moses im brennenden Dornbusch", „Das Fell des Gedeon", die bis dahin unbekannt waren, dann folgen Judith und Esther, den Apollinaris-Fresken entnommen. Bald darauf stellte der Verleger das Unternehmen ein. Ebenso wurde aus der Aussicht, für das Kölnische Missale die Illustrationen zu liefern, nichts; auch die Vereinbarung mit dem Verein für Ausschmückung des Aachener Münsters, die Cartons für die Glasmalereien zu liefern, die bis dahin Cornelius mit seinen Schülern geliefert hatte, blieb unausgeführt.

Schlimmer war, daß es ihm in den geldarmen Zeiten nicht gelang, seine Sehnsucht nach einer Fresco-Arbeit großen Stils zu befriedigen, worauf ihn nach dem Zeugnisse seines Bruders, Schadow's und anderer, sein eminentes Talent vor allem hinwies. Man hat jetzt gut sagen, daß ihn seine Begabung noch eher zum religiösen Staffeleibilde leitete: „Unser herzgewinnender Meister war erst recht zu wirken im Stande, wo seine Werke in das Haus, in die Familie drangen und wie edle Freunde das tägliche Leben zierten." Wir wissen eben, was er in diesen geleistet hat, und neue Frescobilder hat er nicht geschaffen. Wer aber seine Remagener Leistungen, den herrlichen Marseiller Carton kennt, und dazu seine tiefe Sehnsucht, die ihm bis in sein hohes Alter geblieben ist, „nach großen Wänden", der hegt wohl die sichere Erwartung, daß er auch im Fresco Großes, wenn nicht Größeres als im Staffeleibilde geleistet hätte. Wie eifrig hat er sich bemüht! Jede Aussicht, die sich ihm bietet, verzeichnet er mit Freuden. Noch während der Remagener Zeit verwendet sich Schadow für ihn beim kunstliebenden Cardinal Wiseman, der damals auf die Wiedererweckung der christlichen Kunst und den maßgebenden Einfluß der Düsseldorfer darauf mit zündenden Worten in seinen Schriften hinwies. Diese wie andere Aussichten zerrannen. „Ich bin ja, wie du weißt, sehr gewohnt," berichtet er seiner Schwester, „die schönsten Aussichten wie Seifenblasen verschwinden zu sehen."

So mußte er denn zum Staffeleibilde übergehen, und hier hatte er über Mangel an Arbeit nicht zu klagen. Im November 1848 war eine

Concurrenz des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen zur Anfertigung eines Altarbildes für die katholische Kirche in Altena ausgeschrieben. Carl Müller erhielt den Preis für seine Mutter Gottes mit dem Kinde. Als er das lebensgroße Bild im Herbst 1850 ablieferte, verlieh ihm der Kunstverein „in Anerkennung der vortrefflichen Ausführung" eine besondene Gratification. Es schmückt seitdem das genannte Gotteshaus und ist ein Gegenstand besonderer Verehrung. Einer der bekanntesten americanischen Kunstmäcene damaliger Zeit, der Consul Böcker aus New-York, erwarb eine Wiederholung und wünschte dringend außerdem eine Composition nach irgend einem Satze der h. Schrift. Die so mit dem damals fast allein geldmächtigen America angeknüpfte aussichtreiche Verbindung löste sich in Folge eines unangenehmen Zollprocesses Böcker's mit den Unionsbehörden. Das Bild hat durch den vortrefflichen Stich Steifensand's (1857) weite Verbreitung erlangt. In einer ausführlichen Beurtheilung, worin betont wird, daß von den Cinquecentisten an bis auf unsere Tage es wenig Maler gegeben habe, die wahre Andacht weckende und beglückende Muttergottes-Bilder gemalt hätten, heißt es [1]): „In einer Wolkenglorie über einer reizenden Flußgegend schwebt die Mutter Gottes, die Königin des Friedens — eine edle, majestätische und dennoch jungfräuliche, milde Gestalt. Hohe Ruhe, reizende Anmuth der höchsten Frommseligkeit, aller Sinnlichkeit fremd, strahlt aus dem ernstschönen Antlitz, das beseligend fesselt, mild tröstet. In seiner Auffassung ist dieses Madonnenbild eine fromme, poetische, originelle Conception, die keine directe Vergleichung mit einem der gefeierten Madonnenbilder zuläßt. Ueber dem schönen Haupte prangt die reiche Krone in einfachem Sternenkranze. Auf der linken Hand der Mutter steht das Jesukindlein, unterstützt von ihrer rechten. Die linke Hand des Kindleins hält den mit dem Kreuze geschmückten Erdball, die rechte streckt es segnend aus. Aeußerst lebendig, malerisch schön ist die Bewegung des edel gezeichneten Kindes, aus dessen Gesicht die unschuldvollste Freundlichkeit und zugleich die Würde des Ernstes spricht."

Die Aufforderung zu einer zweiten Concurrenz kam aus dem Auslande. 1849 wünschte der Kunstverein in Christiania ein religiöses Bild für die protestantische Erlöserkirche daselbst; es sollte „Christus am Oelberg" darstellen. Zur Betheiligung wurden außer ihm die hervorragendsten Historienmaler damaliger Zeit, Steinle, Rethel und Deger, aufgefordert. Der Künstler wurde später zur Ausmalung seiner Skizze vom Kunstverein veranlaßt, die Ausführung des Bildes selbst aber Steinle übertragen. Im Jahre 1857 hat er nach einer Copie, die sich der bekannte Land-

[1]) Organ für christliche Kunst, 7. Jahrgang (1857), S. 84.

lernten sie auch sehr bald die Kirche des Berges kennen. Schon im Juli des Jahres 1847 feierte die „Dublin Review" die Düsseldorfer Akademie unter Hinweis auf Deger und die beiden Müller als the regenerato of religious taste all over Europe und ladet die Rheinwanderer zum Besuch der Apollinariskirche ein[1]).

Das Kunsturtheil der gelehrten Kreise hat Reber[2]) in folgenden gemäßigten Worten — andere haben es viel überschwänglicher gethan — zusammengefaßt: „Die schönen Rheinufer haben ein wahres Schatzkästlein neuer religiöser Kunst, die Düsseldorfer Schule aber in diesem Gebiete den ersten Rang unter den deutschen Kunststädten gewonnen." Wer die religiösen Fresco-Arbeiten der neuen Zeit in Deutschland, Italien und Frankreich gesehen hat, der wird vielleicht Einzelheiten schöner und großartiger finden, aber in seiner Gesammtheit nichts, was sich mit der Vollkommenheit der Schöpfungen der Apollinariskirche messen könnte.

III. Carl Müller in den Revolutionsjahren. Die ältern Staffeleibilder. Ernennung zum Professor.

(1848—1857.)

In Deutschland schien seit den vierziger Jahren eine Blüthezeit für die religiöse Kunst anzubrechen. Bis dahin konnte man mit dem bekannten Münster'schen Conservator Zehe sagen, „daß wir nichts von einer christlichen Kunst gewußt haben". Namentlich war es die Erzdiöcese Köln, wo alle christlichen Kunstrichtungen im Erzbischof Geissel einen warmen und mächtigen Verehrer fanden; mit Schadow, Deger und den beiden Müller stand er in angenehmen Beziehungen, theilweise auch in brieflichem Verkehr[3]). Kunstvereinigungen aller Art, die naturgemäß zunächst der christlichen Richtung galten, entstanden unter seinem Protectorate. Vor allem gehört hierhin der 1842 in Düsseldorf gegründete Verein zur Verbreitung religiöser Bilder; neben praktischen Zwecken sollte er auf die allgemeine Verbreitung der christlichen Kunst hinarbeiten. Bereits in den ersten 25 Jahren seines Bestehens haben durch ihn beinahe acht Millionen religiöse Bilder aus Düsseldorf ihren Weg in die verschiedensten Länder und zu den verschiedensten Confessionen gefunden. Namentlich war der Einfluß auf Frankreich unverkennbar. Während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die süßlichen, vielfach unchristlichen und man darf auch sagen dem deutschen Gefühl

[1]) Dubl. Rev. 1847 p. 495.

[2]) Geschichte der neuern deutschen Kunst, Stuttgart 1876, S. 397.

[3]) Pfülf, Cardinal Johannes von Geissel, Freiburg 1896, II, 71.

Krönung Mariä.

Carton für Marseille. Oberer Theil. 1858—1862. Im Besitze der Nationalgalerie in Berlin.

Verwaltung der städtischen Galerieen erworben. Leider, denn es hat gar viele, auch Kunstkenner, verführt, nach dieser Schöpfung Carl Müller's Stellung in der Kunstgeschichte zu fixiren. Er selbst bedauerte am meisten in spätern Jahren, daß das Bild an dieser Stelle hing. Noch in seiner letzten Zeit trug er sich mit dem Gedanken, der Kunsthallen-direction ein anderes Bild anzubieten und das frühere zurückzuerwerben.

Gar manchen hat es aber auch entzückt [1]) und zu ihnen gehörte der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Im Jahre 1860 bemühte er sich um eine aquarellirte Lithographie des Bildes; da keine solche vorhanden war, so erhielt er später „Jesus in der Werkstätte", dessen Original bekanntlich seine Schwiegermutter besaß.

Das „Abendmahl" hatte Carl Müller 1851 zunächst für die Kunsthandlung Buddeus gezeichnet; der Stich, den Buddeus mit dem Verein zur Verbreitung religiöser Bilder gemeinsam herausgab, ist als Communionbild in tausende von Kinderhänden gelangt. Leider ist der Stecher nicht in allem seiner allerdings nicht leichten Aufgabe gerecht geworden. Der erhabene Gegenstand ist in sehr origineller Weise aufgefaßt und, abweichend von der berühmtesten Darstellung desselben, von Leonardo da Vinci, nicht in die Länge, sondern in ein Höhenformat componirt. Später vollendete er danach ein mittelgroßes Gemälde (3 Fuß hoch). So angemessen jene Art der Gruppirung für ein Wandgemälde sein mag, für ein Staffeleibild hat diese den großen Vorzug, daß sie eine mehr gesammelte und den Mitteln der Oelmalerei entsprechende Wirkung begünstigt. Diesen Vortheil hat der Künstler sich in vollem Maße zu nutze gemacht, indem er das Licht, welches die Jünger beleuchtet, von oben herabfallen läßt und dadurch für Christus und die ihm zunächst befindlichen Jünger große Lichtmassen, für die im Vordergrunde knieenden und dem Beschauer den Rücken zukehrenden Figuren aber eben so große Schattenmassen und sehr malerische Streiflichter gewinnt. Der Moment der Handlung kann nicht zweifelhaft sein. Christus, dessen Haupt eine kaum bemerkbare Glorie umgibt, ist allein aufrechtstehend dargestellt, so daß er alle Jünger, die theils auf die Kniee gesunken, theils sitzend oder in geneigter Stellung die h. Feier begehen, überragt. Er hat das Brod gebrochen und reicht es Johannes dar, der es mit inbrünstigem Verlangen empfängt. Bei den meisten Jüngern, selbst bei solchen, deren Gesichter nur theilweise sichtbar sind, ist der Ausdruck der innigsten

[1]) Vgl. Hermann Becker, Deutsche Maler, Leipzig 1888, S. 125. Das Ganze „verdient wohl kaum das große Lob, welches dieses Bild, als es zuerst erschien, von vielen Seiten erhielt. Der Fortschritt, welcher sich diesem Werke gegenüber in des Künstlers spätern Werken zeigt, ist außerordentlich, wenn auch der Geist und das innere Wesen seiner Kunst sich treu und gleich geblieben sind".

Rührung und der begeistertsten Hingebung an den Erlöser in trefflicher Nüancirung je nach Alter und Charakter in hohem Grade gelungen. Einen sehr wirksamen Contrast dazu bildet der davonschleichende finster verhüllte Judas Ischarioth.

Das Bild [1]) wurde auf deutschen, vor allem aber auf der Pariser Weltausstellung 1855 besonders beachtet. Später ging es in die Hände der Erzherzogin Sophie von Oesterreich, der Mutter des Kaisers Franz Joseph, über, und befindet sich jetzt wohl in einer Galerie des kaiserlichen Hauses in Wien.

Eine lebhafte Correspondenz entspinnt sich mit dem Jahre 1854 zwischen dem Maler und dem Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau. Der Nachfolger Diepenbrock's auf dem bischöflichen Stuhle war ein großer Kunstliebhaber; hatte er doch in jungen Jahren eifrig gezeichnet und selbst zum Pinsel gegriffen; sein Urtheil war ein scharfes, aber durchaus wohlerwogenes. Selten entging ihm bei einem Kunstwerk auch der kleinste Fehler. Schmerzlich war es ihm, daß er das geläuterte Kunstinteresse, das er selbst sich durch langes Studium erworben hatte, nicht auch allen Gutgesinnten, vor allem seinem Klerus, einflößen konnte. Seine Begeisterung und sein Opfersinn für die christliche Kunst waren groß; aber er durfte ihnen nur in sehr geringem Maße nachgeben. Nicht alles eignet sich aus dem Briefwechsel, der sich ungefähr ein Jahrzehnt hinzieht und dem Künstler manchen Trost in schwerer Zeit bot, schon jetzt zur Veröffentlichung; nur das, was die Müller'schen Gemälde betrifft, sei hier angeführt.

Der Fürstbischof fühlte sich dem päpstlichen Nuntius in Wien, dem spätern Cardinal Viale Prela, verpflichtet, und da er dessen Kunstinteresse kannte, bestellte er bei Carl Müller, für den er seit seinem Besuche auf dem Apollinarisberg lebhaftes Interesse gewonnen hatte, eine Madonna mit dem Kinde inmitten seines Namenspatrons Heinrich und der schlesischen Landesheiligen Hedwig [2]). Auf der Düsseldorfer Kunstausstellung 1854 wurde dem verhältnißmäßig kleinen Bilde der erste Platz zugeschrieben. Die Charaktere und die Formen seien durchweg von edelster Schönheit, und Zeichnung und Malerei von einer Vollendung und Zierlichkeit, daß man nicht begreife, wie so etwas mit gewöhnlichen Oelfarben und Pinseln gemacht werden konnte.

Ueber die Aufnahme des Bildes in Breslau, wo es im Herbst 1854 ankam, schrieb ihm sein alter Freund, der Historienmaler Schall, dem der auf Johannisberg weilende Kirchenfürst die Empfangnahme anvertraut

[1]) Vgl. Correspondenz-Blätter und Verhandlungen, Jahrgang 8 (1853), S. 32.

[2]) Kurz vorher hatte Cardinal Geissel durch Deger eine Madonna für den Cardinal malen lassen.

hatte, in Ausdrücken höchster Begeisterung. Aehnlich äußert sich der Fürstbischof am 29. September: „So kann nur malen, wer die Weihe des Glaubens hat. Es ist alles schön an diesem Bilde: die Zeichnung, das Colorit, am schönsten der Geist, der daraus haucht; und ich wüßte nichts, gar nichts, das ich anders wünschte, das anders sein dürfte. Am schönsten ist der Kopf des göttlichen Kindes; was so schwer erscheint, eben weil es ein Kinderkopf ist, das ist hier gelungen: der Ernst und die Freudigkeit der weltüberwindenden Liebe, die alles Kreuz vor sich sieht, aber, stärker als das Kreuz, es gern auf sich nimmt." Eine Düsseldorfer Kritik hatte betont, daß die Art der Ausführung sogar etwas das rechte Maß überschritten habe, denn sie mache sich offenbar auf Kosten der Hauptsache geltend: „Es ist gewiß ein sehr zweifelhafter Succeß eines Bildes, wenn es zuerst Bewunderung der technischen Behandlung erregt und in zweiter Linie erst die Aufmerksamkeit auf seinen Inhalt zieht." Die Kritik war durchaus wohlwollend gehalten; einem „so bedeutenden Künstler gegenüber, der so Ausgezeichnetes geleistet habe," meinte der Kritiker nicht zurückhalten zu dürfen. Trotzdem hatte der Vorwurf den Fürstbischof erregt: „Bei solcher Kritik wird man versucht, auszurufen: Nescio, an risum, an lacrimas teneatis, amici! Ich muß gestehen, daß die technische Vollendung des Bildes meine Aufmerksamkeit von dem Inhalt nicht abgelenkt hat; vielmehr erschien mir sein Geist so überwältigend, daß ich erst, nachdem ich das Gemälde öfter und lange gesehen, dazu kam, auch seine technischen Vorzüge zu bewundern. Auch hoffe ich, Sie werden diese Kritik auf die Behandlung Ihrer spätern Schöpfungen keinen Einfluß üben lassen; mindestens bitte ich darum bei Vollendung meines Bildes, das ich mit großer Sehnsucht erwarte."

Der Fürstbischof hatte sich nämlich von seinem Schatz nicht trennen können, und so veranlaßte er den Künstler zu einer Wiederholung des Bildes. Schließlich behielt er die Wiederholung, die aus seinem Besitz später in den Breslauer Dom gekommen ist und dort als Andachtsbild verehrt wird, während das erste Bild nach Rom wanderte.

Die beiden letzten Bilder erwarb der Bischof erst in den sechsziger Jahren, doch gehört ihre Entstehung in die vorliegende Periode oder schließt sich ihr zum mindesten eng an. Die erste Bestellung erfolgte kurz nach der Ernennung Carl Müller's zum Professor. Ein schlesischer Magnat, Graf Schlabrendorf, hatte auf seinem Todesbette eine größere Summe für Anfertigung eines Altarbildes in der Kirche zu Zadel bei Frankenstein in Schlesien bestimmt. Das Thema war gegeben: die Vision der h. Hedwig, wie der Erlöser vom Kreuzesstamme zu ihr spricht. Der Künstler wandte sich an seinen Freund Reinkens in Bonn um

Belehrung über die „heilige Frau Hedwigis“; der Pfarrer sandte ihm eine alte deutsche Vita aus der Bibliothek von Clemens Brentano.

Die Fertigstellung zog sich über vier Jahre lang hin in Folge der Marseiller Aufträge; erst 1862 konnte das Bild nach Breslau abgesandt werden. „Die Ausstellung in Breslau mußte verlängert werden,“ berichtet der Fürstbischof, „weil der Andrang sich täglich mehrte, und alle, welche Sinn und Verständniß für religiöse Kunst haben, stimmen mit dem Urtheil überein, daß das Bild eben so tief gedacht als künstlerisch vollendet dargestellt ist.“ Der Verlauf war ihm um so angenehmer, da er befürchtet hatte, es könne wegen seines Gegenstandes Spötteleien hervorrufen. Nur mit der Theilnahmlosigkeit seines Klerus war er nicht zufrieden.

Auch das zweite Bild kam schließlich in den Besitz des Fürstbischofs, der es testamentarisch der Michaelskirche in Breslau vermachte, wo es noch jetzt als Altarbild sich befindet. Es ist „Maria und Elisabeth“. Die Entstehung ist dunkel; jedenfalls war das Bild schon 1857, wenn nicht früher, geplant. Der Farbenskizze geschieht zuerst 1858 Erwähnung. Der vollständig ausgeführte Carton verbrannte zum Theil beim Akademiebrande. Fertig gestellt war das Bild schon um 1860, da er es damals dem Fürstbischof Förster für 3000 Thaler anbietet. Von Galerie-Verwaltungen werde er bedeutend mehr fordern. Aus financiellen Gründen lehnte Förster ab. Hermann Becker, der es hat entstehen sehen, beschreibt in „Deutsche Maler“ (S. 24 f.) das Rundbild, dessen Figuren zwei Drittel Lebensgröße aufweisen: „Die Composition, die h. Jungfrau mit dem Christuskinde, die h. Elisabeth mit dem kleinen Johannes und (drei) musicirenden Engeln im Hintergrunde in landschaftlicher Umgebung ist sowohl dem tausendfach (!) behandelten Gegenstande nach, als nach Fassung und Form nicht eben originell und neu; es ist aber eine so liebevolle Innigkeit, eine so reizende Anmuth darin, eine so große Schönheit, daß das Bild jeden Beschauer erfreut und erfreuen muß. . . . Zeichnung, Modellirung, Behandlung sind ganz und gar meisterhaft und im höchsten Grade vollendet; die Ausführung ist miniaturartig detaillirt, ein Wunder von Geduld, Fleiß und Geschicklichkeit, die Farbe schön, harmonisch, naturwahr, die Wirkung bleibt in nächster Nähe wie in weitester Ferne sich gleich, einheitlich und klar.“ Das Bild erinnert lebhaft an ein ähnliches des Andrea del Sarto, aber es ist, was schon ein Atelierbesucher seiner Zeit dem Künstler sagte, nicht bloß in den Zuthaten: der Taube, dem Arbeitskörbchen, sondern in der Gesammtauffassung ein „deutsches Bild mit deutschem Herzen und deutschen Augen innerlich erschaut und mit deutscher Innigkeit dargestellt.“ Es machte von Köln über Wien nach Berlin und London auf sämmtlichen Ausstellungen der Jahre 1861 bis

1863 großes Aufsehen, und als es 1886 auf der historischen Ausstellung in Berlin wieder auftauchte, war es der gesuchteste Gegenstand für die Photographen; aber wegen des hohen Preises kaufte es niemand. Die Erzherzogin Sophie, Kaiser Franz Joseph selbst begannen Unterhandlungen, dann die Wiener Galerie-Direction; „in Berlin schwärmte dafür der ganze Allerhöchste Hof," heißt es in einem Briefe des Commercienraths Sachse, aber es blieb unverkauft! Im Jahre 1863 bot Carl Müller es nochmals dem Fürstbischof an. „Also Ihr schönes Bild hat noch immer keinen Käufer gefunden; unser reicher Adel und unsere Bourgeoisie haben kein Geld für Wissenschaft und Kunst, am wenigsten für die religiöse. . . . Ich habe keine andern Mittel, als die meine kirchliche Stellung mir bietet, und die gehören vorerst der Kirche, der Schule und den Armen — und wie viele Bedürfnisse warten da auf Befriedigung! Wohl habe ich die Neigung und erkenne auch die Pflicht, die Kunst zu unterstützen, und ich thue es nach Kräften und mache mir jährlich dafür einen Etat. In diesem Jahre darf ich an den Ankauf eines so kostbaren Bildes nicht denken." So schrieb er ihm am 26. August; dagegen am 21. November 1863: „Sie haben mir den Ankauf Ihres schönen Bildes angetragen. Ich habe ihn, wenn schon nicht ohne einige Selbstüberwindung, um so mehr abgewiesen, als ich in diesem Jahre meinen Etat für Kunstgegenstände schon weit überschritten hatte; denn ich halte mich allerdings auch nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, die christliche Kunst insoweit zu unterstützen, als dies ohne Verletzung dringender Pflichten geschehen kann; ja, ich muß in letzterer Beziehung um so mehr über mich wachen, als meine Neigung mich hierbei ohnehin leicht fortreißt. Inzwischen ist mir Ihr Bild — bei all' den Sorgen, die mich sonst beschäftigen — nicht aus dem Sinn gekommen, und es handelt sich bei mir fast nicht mehr so sehr um den Wunsch, Ihr Bild zu besitzen, als um den Aerger, von neuem zu sehen, wie es eben die kirchliche Kunst ist, die in unsern Tagen so selten die verdiente Anerkennung und Berücksichtigung findet. Unsere Zeit ist versunken in ein Meer des Materialismus, darum erstirbt in ihr der Sinn und selbst das Verständniß für die höhere, geistige Lebensseite, und darum auch für die wahre Kunst, und besonders die kirchliche. Aus diesem Grunde fürchte ich fast, daß Sie Ihr Bild noch lange, wenn nicht für immer, behalten werden. Sollte ich mich täuschen und Sie die Aussicht haben, Ihren Schatz um den bezeichneten Preis zu verkaufen, so würde sich niemand aufrichtiger darüber freuen als ich. Wenn nicht, so lassen Sie mich Ihnen ein Angebot machen: ich offerire Ihnen 3000 Thaler."

Einige Wochen darauf hat er es in Händen: „Wie wenig Zeit ich auch habe, so habe ich doch fast eine Stunde davor gestanden und mich

daran gefreut, und es wird mich noch manche Stunde kosten. Denn Sie müssen wissen, daß ich sehr still und zurückgezogen lebe und daß meine Bilder meine besten Freunde sind, mit denen ich mich in freien Augenblicken unterhalte."

Wir sind damit der chronologischen Schilderung etwas vorausgeeilt. Die meisten Aquarelle Carl Müller's nach eigenen frühern oder neuen Motiven entstanden in den fünfziger Jahren und gingen als Meisterwerke der Aquarellistik in den Besitz kunstliebender Fürstlichkeiten über. So malte er (1854) für das Rhein-Album, welches die Bewohner der Rheinprovinz dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen zur Feier ihrer silbernen Hochzeit schenkten, die Vermählung Maria's nach dem Fresco der Apollinariskirche; seine Arbeit wird als die vollendetste in dem Weihegeschenk geschildert [1]). Einen ähnlichen Gegenstand, „das Sacrament der Ehe", behandelte er für das Album der Stadt Düsseldorf für die Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, als sie sich 1858 mit Dom Pedro von Portugal vermählte. Die leider so früh heimgegangene Königin, eine große Verehrerin der christlichen Kunst, besuchte oft das Atelier des Künstlers. Ein Aquarell „Jesus in der Werkstätte", wahrscheinlich mit einer der frühern Zeichnungen übereinstimmend, erwarb 1855 die Fürstin von Hohenzollern; ein nicht näher bezeichnetes Aquarell, wohl das vom Fürsten von Hohenzollern der Großherzogin von Baden als Hochzeitsgeschenk überreichte, gefiel dem König Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Anwesenheit in Düsseldorf zu Anfang October 1855 so gut, daß er sich das Bildchen nach der Fertigstellung nach Berlin senden ließ, wo es am Hofe sehr bewundert wurde. Die hervorragendste Schöpfung Carl Müller's auf aquarellistischem Gebiete ist das Rosenwunder der h. Elisabeth, das Ende 1854 von der Fürstin Hohenzollern der Königin Elisabeth von Preußen zum Weihnachtsgeschenk verehrt wurde. Eine Ferienreise hatte den Künstler im Sommer auch zur Wartburg geführt; die wunderbare malerische Lage, das charakteristische Bauwerk, vor allem aber der Zauber, der für ihn um dasselbe die Erscheinung der lieblichen deutschen Heiligen wob, deren Bild Montalembert in so leuchtenden Farben gezeichnet hatte, machte den tiefsten Eindruck auf ihn. Zahlreiche Skizzen der Wartburg und ihrer Umgebung bekunden das. So ist auf dem Bilde der landschaftliche Hintergrund in winterlichem Gewande, der Eingang zur Burg, vor der sich die Rosenscene abspielt, vollständig naturgetreu. Das Thema selbst, ganz im Sinne der Romantik gehalten, eignete sich vorzüglich für

[1]) Correspondenzblätter, Jahrg. 1854, S. 10. Das Album wurde auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt.

diese Darstellungsart; doch hat es der Künstler auf vieles Drängen 1863 mit kleinen Abweichungen -- so fehlt der h. Elisabeth die Krone — auch in Oel gemalt.

Die Mitte der fünfziger Jahre bedeutet den Höhepunkt der ältern coloristischen Kunst Carl Müller's; dieses Schwelgen in zarten Farben, verbunden mit der minutiösesten Einzelausführung, tritt anscheinend am stärksten in den von mir nicht gesehenen „Jüngern zu Emaus" (1856) hervor[1]). Ein Kritiker der „Vossischen Zeitung" fand darin Christus mit den Jüngern „in Glacé-Handschuhen". Dagegen wurde von anderer Seite Widerspruch erhoben und auf den unleugbar tiefen Gehalt, der sich in der Person des Erstandenen wie in den Figuren der beiden Jünger zeige, hingewiesen. Freilich wurde auch hier betont, daß die Detailmalerei auf die Spitze getrieben sei. Der Künstler selbst hat diese Farbenschwelgerei später verworfen und hat schon mit den Bildern der sechsziger Jahre, vor allem aber in seiner letzten Periode, jenes kernig kräftige, leuchtende Colorit gefunden, das ihn entschieden unter die ersten Coloristen aller Zeiten stellt. Es gab aber auch Künstlerkreise, denen die „Jünger zu Emaus" gefielen. Namentlich soll der alternde Schadow laut seiner Bewunderung über die Möglichkeit einer derartigen Farbenwirkung Ausdruck gegeben haben. Ein Americaner wünschte sofort eine Wiederholung.

Wie populair seine Kunst schon damals war, zeigte auf's glänzendste die Pariser Weltausstellung von 1855. Carl Müller hatte dahin gesandt das Abendmahl, das damals noch der Kunsthändler Buddeus besaß, die kleine Verkündigung von 1852 und die auf Goldgrund gemalte Madonna mit dem Jesukinde, nach dem Bilde, das er für den Fürstbischof von Breslau im Jahre vorher fertig gestellt hatte Eine besondere Sympathie für die deutsche Kunst zeigte die französische Presse zunächst keineswegs; Cornelius und Kaulbach erfuhren sehr bissige Kritiken. Calonne sagte ganz offen in der Revue contemporaine: „L'Allemagne est peu goûtée en France, peut-être parce qu'elle est peu comprise." In der religiösen Malerei dominirte Ingres vollständig; ihm war ein besonderer Saal mit bester Beleuchtung überlassen. Trotzdem waren unter den mehr als 5000 Bildern die drei kleinen, und sicherlich nicht bedeutendsten Schöpfungen Carl Müller's alsbald Gegenstand lebhaftester Bewunderung. Nicht weniger als sieben Bestellungen, für Spanien vom spätern Madrider Akademie-Director Federigo Madrazo, für England, Rumänien,

[1]) Wahrscheinlich ist das Thema identisch mit dem Stich des religiösen Bildervereins, der aber schon 1852 erschien, wonach die Zeichnung spätestens 1851 entstanden sein müßte. Der jüngere von den Jüngern erscheint auch auf dem gleichzeitig entstandenen Abendmahl.

Studie zur Madonna in „Die Himmelskönigin". Oelgemälde aus den 80er Jahren.
Nach der Kreidezeichnung, im Besitze des Herrn Geheimrath Storck in Münster in Westfalen.

Studie zum Christuskinde in „Die heilige Nacht". Oelgemälde, im Besitze des Lord Bute.
1886—1889.
Nach der Original-Kreidezeichnung, im Besitze der Wittwe des Künstlers.

Mutter Anna mit der kleinen Maria.

Der hl. Joseph mit dem Jesusknaben.

Oelgemälde in der St. Remigiuskirche zu Bonn. **1879–1882.** Nach Photographieen der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Frankreich, die der Künstler natürlich unmöglich ausführen konnte und wollte, vermittelte die Kunsthandlung Schulgen und Schwann auf die Madonna[1]); auch das Abendmahl wurde wiederholt verlangt. Kaiser Napoleon wollte alle drei Bilder kaufen. Doch verzichtete er darauf, als er erfuhr, daß zwei derselben in festem Besitz und nur Copieen davon zu erhalten seien; er erwarb dagegen die Madonna und wies ihr nach den Zeitungsmittheilungen einen hervorragenden Platz in der kaiserlichen Galerie an. In einem seiner Zeit viel gelesenen französischen Werkchen[2]), das beachtenswerthe Erörterungen über le colorit de l'école allemande un peu calomnié bringt, heißt es über die Müller'schen Arbeiten: „Quelle onction dans cette Eucharistie de Müller! Comme la foi rayonne sur le visage des Apôtres! Et dans ces Vierges quelle grâce céleste! Quel caractère à la fois saint et suave! Elles sont bien la Vierge des Vierges, Virgo Virginum, la Mère divine, Mater divinae Gratiae, telles que la piété les rêve." Der Verfasser wünschte lebhaft innigere Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und französischen Kunst und versprach sich vor allem viel für die religiöse Kunst von der alliance entre l'esprit français vif, alerte, entreprenant, aujourd'hui trop positif, trop occupé des sollicitudes prosaiques, comme collé à la terre, et le génie allemand grave, méditatif, halluciné par instants en quelque sorte, par ses rêveries sublimes, et se complaisant dans les plus hautes régions de la pensée. Die Befruchtung hat stattgefunden, sie hat aber leider keine Wunder, wie der Verfasser erhoffte, gewirkt, jedenfalls nicht in der religiösen Kunst.

Die Bedeutung des Künstlers in der Kunstwelt, seine gewinnende, charakterfeste Persönlichkeit ließen vermuthen, daß er auch in einer einflußreichen Stellung Hervorragendes wirken könne. So wurde ihm denn trotz seines anfänglichen Sträubens zum 1. October 1857 die Lehrerstelle für Historienmalerei an der Düsseldorfer Akademie an Stelle des ausgeschiedenen Historienmalers Köhler verliehen. Die akademischen Verhältnisse waren nicht mehr die glänzenden, wie ein Menschenalter früher: Schadow war alt und kränklich, einige der tüchtigsten Lehrer waren ausgeschieden; eine Regenerirung dringend nöthig. Dabei scheint der Oberpräsident v. Kleist-Retzow, in späterer Zeit der bekannte conservative Führer, vor allem auf Carl Müller sein Augenmerk gelenkt zu haben. In einem Briefe Deger's an letztern vom 22. November heißt

[1]) Vgl. hierzu Anhang, Jahr 1854 f. Ich kenne nur die Ausführung, die Herr Fridolin Bachem (Köln) besitzt. Vgl. unsere Abbildung.

[2]) Bouniol, L'Art Chrétien et l'école Allemande, Paris 1856, p. 60 s., besonders 70.

es: „Der Oberpräsident war hier; er hat das Wohl der Akademie lebhaft in's Auge gefaßt; er bedauerte, Sie nicht hier gefunden zu haben, um gerade mit Ihnen jene Angelegenheit zu berathen. Ich erkenne aus seinen Mittheilungen, daß er auf Sie für die Zukunft rechnet.“ Nicht unmöglich ist es, daß Herr v. Kleist-Retzow dabei auch die Nachfolgerschaft in der Leitung der Akademie, da der Abgang Schadow's bald zu erwarten war, im Sinne hatte. Jedenfalls wurde er, kaum eingeführt, der Stellvertreter des Directors in der Leitung seiner Malklasse, da Schadow am ersten Weihnachtsabend 1857 einen ersten Schlaganfall erlitt. Ein Jahr lang versah er die Doppelstelle; da zwangen ihn die drängenden Marseiller Arbeiten, dringend um Ersatz zu bitten. Zunächst übernahm der früher ausgeschiedene Carl Sohn die Malklasse; bald darauf folgte Schadow's Schwager Bendemann einem Rufe als Leiter der Akademie, worüber sich Carl Müller sehr freute.

Sechsunddreißig Jahre hat er der Anstalt, an der er seine letzte Ausbildung genossen hatte, seine Kraft gewidmet, zehn Jahre als Leiter derselben. Wie mit Düsseldorf, war er mit der Akademie auf's innigste verwachsen. Ein Lehrer wie Schadow war Carl Müller nicht: dazu fehlte ihm vor allem Schadow's brennender Eifer, zu unterrichten; zu gering war sein Ehrgeiz, sich Schüler heranzuziehen. Dann wurde es ihm manchmal schwer, der Individualität seiner Schüler gerecht zu werden, während Schadow stets deren vollste Entwickelung gefördert hatte. Anderseits besaß er hervorragende Eigenschaften, die seine Lehrthätigkeit förderten: Er war ein Meister des Zeichnens und „nach der Richtung der strengen harmonischen Durchbildung der jungen Künstler hat seine Thätigkeit als Lehrer an der Düsseldorfer Akademie eine typische Bedeutung in der Kunstwelt gewonnen“ [1]); er besaß ein kenntnißreiches, gesundes Kunsturtheil, nicht jenes absprechende jüdische, sondern das begründende, das mit den Fehlern auch sogleich die Mittel zur Beseitigung derselben angibt; er zeigte in der Beurtheilung der Persönlichkeiten einen überraschend scharfen Blick: manchen Künstler hat er auf den Kunstzweig hingewiesen, in dem er wider Erwarten Bedeutendes geleistet hat; er hatte ein herzgewinnendes, liebenswürdiges Wesen, das in frühern Jahren die Schüler lebhaft angezogen haben muß, wie eine Reihe von Dankbriefen beweisen; er hatte vor allem eine vorzügliche Rednergabe, er sprach klar, das Wesentliche hervorhebend, ohne zu stocken. Hat er so auch weniger Schüler im engern Sinne herangebildet, darunter befinden sich aber solche mit sehr bekannten Namen, so ist der Kreis derer, die von ihm geistige Anregung empfangen haben, ein um so größerer.

---

[1]) So ein Düsseldorfer Kunstkritiker in der Köln. Ztg. 1889, September 16.

IV. Getäuschte Hoffnungen. Die Marseiller und Bonner Cartons.

(1857—1870.)

Wer Carl Müller's arbeitsreiches Leben genauer verfolgt, dem muß es auffallen, daß in der Zeit seiner besten Manneskraft während eines Zeitraumes von mehr als zehn Jahren so wenig bedeutende Arbeiten von ihm an die Oeffentlichkeit gekommen sind. Daß er außerdem mehrere große Cartons geschaffen hat, ist dem kunstliebenden Publicum fast völlig unbekannt geblieben; ebenso daß es für ihn eine Zeit bitterster Enttäuschungen und seelischer Leiden war, in der jede auch noch so gewaltige Künstlerkraft in etwa hätte erlahmen müssen. Die Namen Marseille und Bonn haben lange für ihn einen schlimmen Klang gehabt; freilich hat letztere Stadt gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens ihm solche künstlerische Freude und Genugthuung gewährt, daß die trüben Erinnerungen der frühern Zeit dadurch verwischt worden sind. Aber eine Schilderung seines Lebens, ohne Berührung der beiden verfehlten großartigen Pläne würde lückenhaft, das Leben selbst in gewissem Sinne unverständlich bleiben.

Seit der Pariser Weltausstellung hatte sein Name in Frankreich einen guten Klang. Französische Pfarrer wünschten von ihm Bilder für ihre Kirchen gemalt zu sehen; französische und belgische Kunsthandlungen suchten den Vertrieb seiner Werke. Kunstfreunde pilgerten aus Frankreich an den Rhein, um den Apollinarisberg und Düsseldorf zu besuchen. Darunter befand sich auch ein geistlicher Professor am petit seminaire in Marseille, Couissinier, Herausgeber eines Katechismus in Bildern und anderer religiös-künstlerischer Werke, ein Verehrer der Müller'schen Bilder, der dabei eine alte, von Rom her bestehende Freundschaft mit Carl Müller erneuerte. Das wurde verhängnißvoll für des Künstlers Thätigkeit im kommenden Jahrzehnt; denn vornehmlich auf Couissinier's Betreiben wurde er mit der Ausmalung der neu zu erbauenden Kirche Notre dame de la garde betraut.

Hoch über der uralten, noch jetzt ersten französischen Hafenstadt Marseille erhebt sich ein mächtiger, in's Meer hineinragender Fels, von dem aus man eine der wunderbarsten Aussichten der Welt hat, die mir, als ich sie im Frühling 1892 genießen konnte, an Schönheit der des Busens von Neapel nicht viel nachzugeben schien; nur daß das Bild ernster war. Das Meer mit den hellglänzenden Inseln, den vielen weißen Segeln; ganz tief, viel tiefer, als vom Janiculus aus Rom erscheint, die ganze gewaltige Stadt mit den prächtigen Hafenansichten, hinter der

Kirche Notre dame auf der Höhe eine neue Stadt an die Felsen gebaut, die wie Schnee glänzen, in weiterer Umgebung ein vielgezackter Bergeskranz; und vor mir, herrschend über Meer, Land und Stadt, das gewaltige Heiligthum der Mutter Gottes, deren Statue aus schwindelnder Höhe herniederschimmert, vor mir, neben und hinter mir stets Schaaren von Pilgern, die zu Notre dame de la garde wallfahren — hier begriff ich es, mit welcher Seligkeit einen Künstler wie Carl Müller der Gedanke erfüllen mußte, an solcher Stätte die Himmelskönigin durch seinen Pinsel zu verherrlichen, hier verstand ich, warum er sich so sehr an sein Recht geklammert und mit solch' tiefem Seelenschmerze das große Project hatte fahren lassen.

In den fünfziger Jahren, in der Blüthezeit des zweiten Kaiserreichs, hatte die Administration der alten Wallfahrtskapelle auf dem Berge beschlossen, ein würdiges Gotteshaus an Stelle des unscheinbaren, baufälligen Gebäudes zu errichten und von einem der ersten religiösen Maler dasselbe mit Wandmalereien ausschmücken zu lassen. Louissinier, lenkte die Aufmerksamkeit nicht auf einen der hervorragendsten französischen Maler, sondern auf den Deutschen Carl Müller. Dieser schreibt zuerst darüber am 12. November 1857 an seine Schwester; freilich hatte er noch geringe Hoffnung: „Jedenfalls will ich nichts versäumen und sobald als möglich der an mich ergangenen Einladung folgen, um die Sache an Ort und Stelle einzusehen. Der liebe Gott kann alles! Und wir können sehr viel durch Gebet! Bete also ein wenig für mich!" Zwölf Tage später berichtete er jubelnd aus Marseille, daß man ihn mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und ihm Beweise des vollkommensten Vertrauens gegeben habe; Bischof Msgr. de Mazenod habe ihn ungemein liebenswürdig behandelt und ausgezeichnet; die Mitglieder der Administration schienen vortrefflich disponirt zu sein und die Geldmittel keine Schwierigkeiten zu machen; der eigentliche Contractabschluß solle erst im folgenden Jahre stattfinden. „Noch kann ich es nicht begreifen, wie es mir möglich ist, hier in einer ganz fremden Welt, in fremder Sprache eine so schwierige Angelegenheit so glücklich zu fördern. Der liebe Gott steht mir offenbar stärkend zur Seite."

Nun begannen für den Künstler ein paar Jahre, in denen er sich unendlich glücklich fühlte. Diesmal hatte er große Wände, und er wollte Großes schaffen! Eingehend vertiefte er sich in die älteste christliche Geschichte der ehrwürdigen Massilia, studirte eifrig die Legenden von Lazarus, der hier zuerst das Christenthum gepredigt haben soll, und anderer Heiligen der Vorzeit. Reiche Auszüge darüber finden sich noch in seinen Papieren. Sein gelehrter Freund, Professor Heuser aus Köln, schlug vor, in einzelnen historischen Ereignissen, die Repräsentanten für

ganze Richtungen seien, zu zeigen, wie Maria Schutz und Schirm der Christenheit sei. Unter anderm schlug er vor die Jungfrau von Orleans, vor dem Marienbilde betend; als Pendant dazu die Scene, wie Ludwig der Heilige sich in Nazareth zu Boden wirft und vor dem Hause der Jungfrau den Boden küßt, oder wie Ludwig XIII. ganz Frankreich unter den Schutz der Himmelskönigin stellt. In dieser Weise hoffte er, daß Carl Müller „eine für lange Jahrhunderte nutzbringende Predigt auf die weiten Wände dieses Heiligthums schreiben könne".

Weitere Berathungen mit seinen französischen Bekannten führten jedoch dazu, einen Cyclus von 15 Gemälden aus dem Leben Maria's vorzuziehen. Im Winter 1858 begann er mit dem ersten großen Carton. Im Juni des folgenden Jahres reiste er zum zweiten Male nach Marseille. Hier wurde „unter allgemeiner Begeisterung" der Vertrag mit dem Bischof und der Administration abgeschlossen, lautend auf zehn- bis fünfzehnjährige Arbeit und ein Honorar von 300,000 Francs, wozu noch 100,000 Francs für die Cartons kommen sollten. Der Künstler glaubte sich völlig gesichert; war auch die Commission keine juristische Person, so repräsentirte sie doch die höchste Diöcesangewalt, und außerdem verbürgten sich die Mitglieder einzeln mit ihrem Vermögen.

Eifrig förderte Carl Müller nunmehr an dem figurenreichen Carton der Krönung Mariä. Ein junger Künstler, der talentvollste unter seinen Schülern, den er ganz in seine Anschauungs- und Malweise eingeweiht hatte, H. Sinkel[1]), wurde von ihm für die Mitarbeit gewonnen. In fröhlichem Wetteifer zeichneten Meister und Schüler; ein Abglanz der Remagener Zeit schien über der Arbeit zu liegen. Der bis auf die kleinsten Einzelheiten durchgeführte obere Theil des Cartons, den jetzt die Berliner Nationalgalerie besitzt[2]), ist nach dem Urtheil aller Sachkenner ein Werk von entzückendster Schönheit, das die geniale Compositionsart des Künstlers in höchstem Maße zeigt. Das Thema ist dasselbe wie auf dem Apollinarisberge, aber wie verschieden in der Gesammtdarstellung

[1]) Geboren zu Almeloo (Holland) 1835; seit Anfang der sechsziger Jahre schuf er eine Anzahl hervorragender religiöser Gemälde, so eine Anna und Maria, Verkündigung, die Michels'sche Madonna, eine h. Nacht und das vierte Gebot, das zu den verbreitetsten religiösen Bildern gehört. Der Künstler hat nicht weniger als vierzehn Mal den Gegenstand wiederholen müssen! Seit 1876 widmete er sich fast ausschließlich der Portraitmalerei und gehörte unstreitig zu den bekanntesten und gesuchtesten deutschen Portraitmalern. Erst in allerletzter Zeit wendete er sich wieder dem religiösen Gebiete zu.

[2]) Vorher hatte er schon einen nach modernen Begriffen sehr ausgeführten Carton gezeichnet, der auch den untern Theil des Bildes enthält, in der Mitte die Apostel am Grabe Mariä, an beiden Seiten Gruppen von Heiligen und historischen Persönlichkeiten, die zur Stadt Marseille in Beziehung stehen. Letztere sind allerdings nur leise angedeutet.

und Auffassung! Einer der hervorragendsten Maler der Jetztzeit erklärte, daß die musicirenden Engelgruppen zu beiden Seiten zu dem Lieblichsten gehörten, was er in der neuern Kunst kenne. Wie ergreifend die Seligkeit der Jungfrau, die gerade die Krone empfängt, und der Blick innigster Liebe des sie krönenden Sohnes! Von dem Kranze der 16 Engelköpfchen, welche das Mittelbild umgeben, ähnelt auch nicht eines dem andern. Hier ist eine seltene Galerie schönster Kindergesichtchen vereint!

Der ganz ausgeführte Carton würde mehr als achtzig Figuren aufgewiesen haben. Mitten in der Arbeit für den untern Theil mußte der Künstler aufhören. Schon die erste „klingende Nachricht" blieb trotz des Contractes im Herbst des Jahres 1859 aus. Es bedurfte wiederholter Mahnungen, um die Administration an ihre Pflicht zu erinnern. Auch die zweite Ratenzahlung verzögerte sich. Im März 1860 theilte ihm die Administration mit, daß sich ein bedeutender Fehlbetrag in der Kasse befinde, daß sie unter solchen Umständen nur die allernothwendigsten Ausgaben machen würde, und ihn bitten müsse, de suspendre pour un temps qui ne peut être longue la continuation de vos études. In eindringlichem Schreiben stellte er dem Freunde Couissinier und den andern Herren seine peinliche Lage vor: er habe seine Schiffe gleichsam hinter sich verbrannt, größere Aufträge schon seit ein paar Jahren abgelehnt; man halte ihn auch in den deutschen kunstliebenden Kreisen allgemein auf Jahre an Marseille gebunden; zudem habe er einen vorzüglichen jungen Mann für sein Werk gewonnen, den er nicht so ohne weiteres entlassen könne. Bei einer Arbeit, die fünfzehn Jahre angestrengtester geistiger und körperlicher Thätigkeit erfordere, könne er nicht heute aufhören und nach einigen Wochen wieder beginnen, um dann abermals zu pausiren. „Das sind die Dornen, die sich meinem Glücke beimischen. Ich beklage mich nicht, aber ich wünsche einige Worte des Trostes von Ihnen." Couissinier konnte nach seinen Informationen die Lage nur als eine momentane Geldknappheit schildern; in wenigen Monaten seien die Verhältnisse geregelt. Der Künstler beschloß, auf die Loyalität seiner Auftraggeber zu bauen und die Arbeit fortzusetzen. Gegen Ende des Jahres schienen sich die Aussichten zu bessern: Napoleon III. hatte bei einem Besuche in Marseille durchblicken lassen, daß er zur Beihülfe geneigt sei. Eine neue Anzahlung war von der Bemerkung begleitet, in Bälde seien alle Schwierigkeiten beseitigt.

Da starb der Bischof von Marseille im Frühjahr 1861. Die Kirchenkasse wies eine Schuldenlast von 400,000 Francs auf; die Bauarbeiten in Notre dame stockten seit langem. Der neue Bischof lehnte unter lebhafter Anerkennung der Verdienste Carl Müller's und unter Betonung seines Verlangens, ihn bei der Arbeit zu sehen, jede Verbind-

lichkeit des Contractes für seine Person ab. Auf Carl Müller wirkte die Mittheilung wie ein Donnerschlag. Er wandte sich an einen französischen Juristen, der die Sache anscheinend ungern angriff. In Düsseldorf interessirte sich Fürst Anton von Hohenzollern auf's lebhafteste dafür; er war geneigt, sich bei Kaiser Napoleon selbst zu verwenden. Doch lehnte das der Künstler, der die Angelegenheit nicht auf die Spitze treiben wollte, vorläufig ab. Dagegen richtete er einen warmen Appell an den Bischof. Der Brief machte Eindruck; aber die Verhältnisse waren stärker: eine neue Administration suspendirte auf drei Jahre alle Arbeiten für die Kirche. Jedoch hatte Carl Müller die Genugthuung, zu hören, daß der Generalvicar erklärte, que dans son opinion le contrat obligeait en conscience, et monsieur Signoret (der neue Chef der Verwaltung) m'a assuré que tous les membres de l'administration sont de la même opinion.

Inzwischen stellte sich beim Bischofe ein Gehirnleiden ein; dadurch wurden natürlich die Unterhandlungen gelähmt. Im Jahre 1865 begannen sie auf einer neuen Basis: Der Künstler sollte auf den alten Contract förmlich verzichten und zunächst für die Ausmalung der Absis mit der Krönung Mariä 60,000 Francs erhalten. Das Anerbieten war verlockend: Die Zeichnung war fertig, in wenig Jahren konnte das Fresco vollendet sein und möglicherweise sich daran neue Aufträge für die übrigen Theile der Kirche anschließen. Couissinier rieth dazu. Doch Carl Müller, der zu sehr von der Rechtmäßigkeit seines Contractes überzeugt war, den ja auch die jetzige Administration als im Gewissen bindend bezeichnet hatte, wollte sich zu ersterm Punkte nicht verstehen. C'est pour moi une question d'honneur. Auf einen einfachen Contract für die Absis ohne Annullirung des frühern wollte sich dagegen die Verwaltung nicht einlassen.

Als der Künstler endlich die Ueberzeugung hatte gewinnen müssen, daß man nicht ehrlich mit ihm umgehe und absichtlich die Sache in die Länge ziehe, um ihn zu ermüden und sich endlich aller Verpflichtungen gegen ihn zu entziehen, trat er zu Ende der sechsziger Jahre entschiedener auf. Er verlangte ein schleuniges Arrangement wegen Ausführung eines Theiles der Arbeit oder, wenn man auf seine Thätigkeit gänzlich verzichten wolle, eine Entschädigung von 50,000 Francs. Zu gleicher Zeit übertrug er einem Marseiller Advocaten die Vertretung seiner Interessen. Da brach der Krieg aus. Begreiflicher Weise konnte er jetzt keine Zuversicht in die Unparteilichkeit französischer Gerichte setzen. Einen Augenblick dachten er und seine Freunde daran, beim deutsch-französischen Friedensschluß das französische Gouvernement zur Approbation seines Vertrages zu veranlassen. Der Oberpräsident von Möller, der spätere

Chef der elsaß-lothringischen Verwaltung, welcher für den Künstler große Sympathie hegte, sollte gewonnen werden, doch ist die Sache schließlich im Sande verlaufen.

Carl Müller sah die Dinge nicht zu schwarz; das beweisen die noch vorliegenden Schriftstücke. Nach Jahrhunderten werden sie noch Zeugniß davon ablegen, wie ein großer, nicht einheimischer Künstler von der auf ihre Noblesse Fremden gegenüber nicht mit Unrecht pochenden benachbarten Nation behandelt worden ist. Der Kern der Sache steckt meines Erachtens darin, daß neben den financiellen Schwierigkeiten alsbald nach dem Contractabschluß nationale Bedenken sich einmischten. Manchmal klingt aus den Schriftstücken etwas heraus wie unwilliges Erstaunen darüber, daß man einem deutschen Künstler eine so umfangreiche und verhältnißmäßig lohnende Arbeit auf französischem Boden habe geben können!

Daß ein deutscher Künstler zu einer gewaltigen, monumentalen Arbeit in Frankreich berufen werden wird, dürfte jetzt für Jahrhunderte unmöglich sein [1]).

Noch bitterer waren für das Empfinden des Künstlers die Erfahrungen, die er in den sechsziger Jahren mit dem Bonner Münsterkirchen-Project machte, obwohl es sich hier nicht um einen Contractbruch handelte, sondern er selbst die Lösung der von ihm eingegangenen Verpflichtungen beantragte.

Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit Bonn seit seiner frühesten Jugend; aber auch die künstlerischen haben schon früh begonnen. Noch während der Remagener Zeit 1849 war der Plan längere Zeit erörtert worden, durch ihn die Kapelle des Johanneshospitals mit einem Frescobilde schmücken zu lassen. Daß für die folgenden vier Jahrzehnte immer wieder malerische Projecte in Bonn für ihn auftauchten, die dann endlich auch zu so wichtigen Ergebnissen führten, verdankte er dem Bestreben zweier einflußreichen Freunde, von denen der eine, Pastor Reinkens, es als seine Lebensaufgabe betrachtete, seine Pfarrkirche (die Minoritenkirche) mit Gemälden zu zieren; der andere, Oberbürgermeister Kaufmann, ein Förderer aller wahren Kunst, selbst Kunstschriftsteller, seiner Vaterstadt die künstlerische Kraft Carl Müller's zu gewinnen suchte.

Im Jahre 1856 hatte der Kunstverein eine Concurrenz für die

---

[1]) Notre Dame de la Garde ist ohne Ausmalung geblieben. Mosaikdecken mit allerlei stilisirten gutgemeinten Emblemen, ein paar Engel in der Kuppel, eine höchst schwache Verkündigung in der Absis, das ist alles. Die Seitenwände sind von oben bis unten mit Votivtafeln, schlechten geschenkten Oel- und sonstigen Bildern behängt. Das ehrt den Sinn der Gläubigen, aber es ist doch betrübend, daß dieses alles an den Wänden hängt, auf denen Carl Müller Unsterbliches hätte schaffen können.

ng eines großen Bildes für den Marienaltar der Minoriten-
sgeschrieben. Ittenbach und Andreas und Carl Müller waren
eiligung besonders eingeladen. Carl Müller lehnte ab, trotz-
Ausschuß, die Bonner Freunde, ja alle, die sich für Be-
des Marienbildes interessirten, ihm zusetzten; selbst in anonymen
wurde er dazu aufgefordert. Der Künstler war gegen jede
nz auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Er hat darüber einmal be-
werthe Worte in einer Kunstvereinsversammlung 1866 gesprochen:
etwas ganz anderes bei Concurrenzen, welche ausgeschrieben
ür Tonstücke oder architektonische Entwürfe. Da haben Sie ein
Werk vor sich. Wenn Sie einen Preis ausschreiben für ein
so wird dieses vollständig vollendet vorgelegt, es wird nichts
der Arbeit geändert. Ebenso verhält es sich mit fertigen
ür irgend ein Bauwerk. Das Resultat bei Concurrenzen, wo
m Kunstwerke handelt, ist ganz verschiedener Natur. Sie haben
icht in der Hand, mit Bestimmtheit zu sagen, wie die eine oder
kizze ausgeführt wird. Ja, könnten Sie fertige Bilder haben,
dies der sicherste Weg, und niemand brauchte einen Künstler
agen, nur an den Kunstverein zu schreiben, der auf dem Wege
urrenz das beste Bild beschaffen wird. Allein das Vertrauen
heint im Publicum nicht groß zu sein, und ich glaube, daß alle,
e Sache kennen, leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß sie in
llen Illusion ist. Es kann einer eine gute Skizze gemacht
nacht aber ein schlechtes Bild davon, weil er nicht Kenntniß
t, ein solches Bild zur Ausführung zu bringen — und es kann
e minder gute Skizze gemacht haben, und man kann die Ueber-
hegen, daß er ein sehr gutes Bild machen wird."

Gründe für seine Abneigung im allgemeinen waren rein sach-
r selbst hatte beim Kunstverein nur einmal concurrirt und den
von getragen. Für Bonn dürften auch persönliche Motive mit-
haben; vor allem seine Stellung zu seinem Bruder und seinem
Ittenbach, welch letzterer später den Auftrag erhielt.

e beglückende Aussicht schien sich zu Ende 1864 zu eröffnen:
malung der Münsterkirche. Bekanntlich nimmt unter den mittel-
n monumentalen Kunstwerken des Niederrheines, wenn man vom
om absieht, die Münsterkirche in Bonn einen der hervorragendsten
n. Mit Recht ist die Bewohnerschaft der rheinischen Musen-
z auf dieses Besitzthum, für dessen Restauration sie stets zu
geneigt war. Ein Martinusverein, nach dem Patron der Kirche
hatte sich in den sechsziger Jahren die innere Ausschmückung
ndern Aufgabe gestellt. Im October des genannten Jahres

beſchloß der Verein, Carl Müller zu einer ſchriftlichen Aeußerung zu veranlaſſen, ob er geneigt ſei, die Kuppel, die beiden Seitenwände des Chores, dieſen ſelbſt, in der Art auszumalen, daß er ſelbſt die eigentlichen Wandgemälde ausführe, die decorative Ausſchmückung unter ſeiner Oberleitung ſtattfinden ſollte. In den Motiven wurde betont, daß die Würde und Schönheit der Münſterkirche die Ausmalung durch einen Künſtler erſten Ranges erfordere und daß als ſolcher Carl Müller zu empfehlen ſei. Man hoffte die Koſten aus eigenen Mitteln und Zuſchüſſen des Kunſtvereins und des Staates zu decken.

Der Künſtler ſchwankte eine Weile, ob ſich die in Ausſicht ſtehenden umfangreichern Aufgaben auch mit dem noch immer ſchwebenden Marſeiller Projecte vertrügen. Von beiden Seiten riethen ihm ſeine beſten Freunde zur Annahme des Sichern. So entwarf er denn Ende 1865 ein ausführliches „Promemoria betreffend die maleriſche Ausſchmückung des Innern der Münſterkirche zu Bonn, und zwar zunächſt des Chores". In dem tiefdurchdachten Schriftſtück heißt es u. a.: „Nach eingehender und reiflicher Erwägung hat ſich in mir die Anſicht gebildet und ſtets mehr befeſtigt, daß allein die höchſten Gegenſtände geeignet ſind, nicht nur die Abſis, ſondern auch die Seitenflächen des Chores würdig zu ſchmücken. Für die Bearbeitung legendariſcher Stoffe aus dem Leben des hl. Martinus, der h. Helena und der hh. Caſſius und Florentius, wie auch eventuell für die Darſtellung intereſſanter geſchichtlicher Ereigniſſe, welche zur Kirche und zur Stadt in engerer Beziehung ſtehen" — als ſolche waren die Gründung durch die Römer, Verleihung des Stadtrechtes durch den Erzbiſchof Engelbert II., die Königskrönung Friedrich's des Schönen und Carl's IV., die hier ſtattgefunden hatten, vorgeſchlagen — „würden ſich in den Seitenſchiffen z. B. über den Beichtſtühlen ſehr paſſende Räume darbieten. Die beiden ſchönen Flächen, die ſich über den Seitenaltären befinden, die jetzt dem hl. Erzengel Michael und dem h. Joſeph geweiht ſind, würden überdies in ſehr glücklicher Weiſe Gelegenheit zur Verherrlichung der Mutter Gottes und des h. Martinus des Hauptpatrones der Kirche geben . . . Es iſt vor allem die Geſchichte des Heiles, welche meines Erachtens im Chor zur Darſtellung kommen muß, und habe ich verſucht, unter den Gegenſtänden aus dem Leben des Heilandes unter Feſthaltung eines chronologiſchen Zuſammenhanges eine ſolche Wahl zu treffen, daß in den vier Räumen vor dem ſogenannten Triumphbogen 1) die doppelte Natur des Gottesſohnes, 2) ſeine Lehrthätigkeit, 3) ſeine Königswürde, 4) ſein Prieſterthum; in dem Raume vom Triumphbogen bis zur Abſis: ſein Sieg über den Tod, ſeine Verherrlichung und ſeine Fürſorge für die Kirche veranſchaulicht werde und daß in der Abſis in der Symboliſirung des

n Gerichtes der ganze Gedanke zum Abschluß komme." Es wurde ine Reihe baulicher Veränderungen vorgeschlagen, die decorative nückung besprochen, die achtzehn Einzelbilder aufgezählt und zum heißt es: „Das Hauptbild in der Absis muß symbolisch auf- ein, damit es in einer gewissen Allgemeinheit Anhaltspunkt für trachtung nach verschiedenen Richtungen darbiete. Auch die der h. Schrift hat in Bezug auf das jüngste Gericht stets einen lichen Charakter und die alte Kunst hat sich, namentlich wenn Gegenstand in der Chornische zur Darstellung kam, mit sehr n Takte immer in einer solchen Auffassungsweise bewegt."

e Skizze zum jüngsten Gericht war bald entworfen[1]). Die tellt den Augenblick dar, welcher dem Weltgericht unmittelbar ht; denn der Richter befindet sich bereits im Wolkenhimmel, der himmel ist über ihm; aus dem Himmel der Herrlichkeit deutet d des Vaters auf den mit dem Gerichte betrauten Menschensohn, Zeichen in den Wolken zu erscheinen beginnt; die Posaune, welche ten wachrufen und vorladen soll, wird geblasen, zwei knieende n, Maria mit ausgestrecktem Arm, Johannes der Täufer auf die tenden zeigend, flehen um ein gnadenreiches Gericht. An der nieen unten die Engel der Gerechtigkeit und der Gnade, darüber den Posaunenengel und oben erscheinen verschiedene mit den verkzeugen.

e Skizze wurde dem kunstsinnigen Regierungspräsidenten von Möller t, dem sie ebenso wie dem Vorstande des Martinusvereins außer- ch gefiel. Prälat Dieringer erhob einige theologische Bedenken, jedoch leicht beheben ließen durch den Hinweis auf die künst- Tradition und die Symbolik. Die Commission von Sachver- n, welche jährlich in Berlin unter dem Vorsitz des Cultusministers entritt, um über die aus Staatsfonds zur Unterstützung monu- r Kunstwerke zu bewilligenden Mittel zu berathen, empfahl die und so erklärte sich die Staatsregierung bereit, die Hälfte der Thlr. betragenden Kosten der Ausführung zu bewilligen, wenn rtinusverein den andern Theil beschaffe. Eine zu Anfang 1866 ltete Sammlung hatte so glänzenden Erfolg, daß auch eine An- iterer Gemälde gesichert erschien und im März 1866 der Contract ossen wurde; nicht so glänzend wie in Marseille, aber anscheinend von untrüglicher Sicherheit. Die Gerüste wurden im Herbste lagen, im Frühjahr 1867 hoffte der Meister „an der Mauer zu

---

Sie ist noch vorhanden.

ſtehen". Da trat ein Hemmniß ein von einer Seite, von welcher man es gar nicht erwartet hatte.

Der mit dem Meiſter abgeſchloſſene Vertrag bedurfte noch der Genehmigung der erzbiſchöflichen Behörde. Beim Erzbiſchof Paulus Melchers hatten ſich Einflüſſe gegen den Künſtler und ſein Werk geltend gemacht. Obwohl perſönlich ihm nicht abgeneigt, ſeine Bedeutung für die chriſtliche Kunſtentwickelung nicht verkennend, glaubte der Erzbiſchof nicht, daß die Münſterkirche von einem modernen Maler in moderner Weiſe ausgemalt werden dürfe. In einem Schreiben vom 20. März 1867 bekundete er dieſe ſeine unwiderrufliche Anſicht dem Vorſtande des Martinusvereins. Vergebens waren die Schritte, die Carl Müller ſelbſt beim Erzbiſchof that. Tief gebeugt kehrte er von Köln zurück. Der ſchmerzliche Ausruf: „Mit Bonn iſt es auch aus!" iſt den Freunden, die ihn bei ſeiner Rückkehr empfingen, nicht aus der Erinnerung geſchwunden.

Diesmal machte er reine Bahn. Zunächſt ging er in ſein Atelier und zerſchnitt den vollſtändig ausgeführten Carton des jüngſten Gerichts in tauſend Stücke. Damit entzog er der Nachwelt ein Bild, das wegen der Hoheit der darin ausgedrückten Empfindung, der Kraft der Darſtellung, wegen des großen Zuges, der das Ganze durchwehte, zu ſeinen charakteriſtiſchſten Werken gehört haben würde. Dann ſetzte er ſich hin und richtete an den Vorſtand des Martinusvereins ein ausführliches Schreiben, worin er denſelben von allen Verpflichtungen des vorigjährigen Vertrages entband. „Soweit die Sache mich angeht, darf ich Ihnen wohl die Verſicherung geben, daß unter den verſchiedenen Gründen, welche mich wünſchen laſſen, dieſe Angelegenheit, deren Verlauf gewiß zu den ſchmerzlichſten Erfahrungen meines Lebens gehört, definitiv abgebrochen zu ſehen, derjenige keineswegs der geringſte iſt, daß es mir als treuem Katholiken, der ich mich beſtrebe zu ſein, unerträglich ſein würde, zu einem Werke ferner die Hand zu bieten, welches, wie ich nun erfahren habe, nur gegen den ausgeſprochenen Willen meines Oberhirten zur Ausführung gelangen könnte."

Das vom 21. Mai 1867 datirte Schriftſtück enthält aber mehr. In ſeinem letzten Theile erhebt es ſich zu einer Apologie der von ihm vertretenen Düſſeldorfer chriſtlichen Malerſchule und ihrer Anſchauungen. Bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes glaube ich es hier ausführlich folgen laſſen zu ſollen:

„Daß dem Epiſkopat ein abſolutes Veto in Bezug auf dogmatiſche Verſtöße in ſolchen Dingen zuſteht, wird von keiner Seite bezweifelt werden dürfen. Im vorliegenden Falle iſt es wohl nicht die Abſicht des hochwürdigſten Herrn, ſeinen Bedenken dieſen Charakter zu vindiciren,

sonst einem Cornelius in der Münchener Ludwigskirche und
iger einem Michel Angelo in der Sixtina vergönnt gewesen
der Altarwand das jüngste Gericht, sogar in dramatischer Dar-
u malen. Es ist mir aber auch durchaus unzweifelhaft, daß
öfe in ästhetischer und selbst innerhalb gewisser Grenzen in
scher Beziehung eine gewisse discretionäre Befugniß haben,
e Darstellungen, resp. grobe Verstöße in der Wahl der Gegen-
d der Art ihrer Darstellung zu verhindern, und es wird lediglich
twollen Ermessen anheim gestellt bleiben müssen, in welcher
ng sie von dieser Befugniß Gebrauch zu machen für nöthig
Ich bin daher weit entfernt, das Einschreiten der kirchlichen
im gegenwärtigen Falle einer Kritik unterziehen zu wollen,
aber desohnerachtet nicht unterlassen, einige in dem beregten
vom 20. März d. J. enthaltene Gründe für dieses Einschreiten,
s zu meiner eigenen Rechtfertigung erforderlich erscheint, kritisch
ten.

nn es in diesem Schreiben heißt: »Der alten Tradition zufolge
dieser Stelle das einfache Bild des Heilandes mit segnender
voller Glorie und Majestät, oder auch das Lamm Gottes seinen
en. Das Weltgericht findet sich in den Kirchen ältern Stiles
an dieser Stelle über dem Altar der Versöhnung, sondern
g an der entgegengesetzten Westseite der Kirche«, so habe ich
erwidern:

Ich vermag mich nicht zu entsinnen, daß jemals im ganzen
r das Lamm Gottes in der Chornische seinen Platz gefunden
ielmehr ist es unzählige Male auf der obern Nischenwand oder
Triumphbogen gemalt worden, an welch' letztere Stelle ich es
gleiche mein Promemoria betreffs der malerischen Ausschmückung
sters) projectirt hatte.

Der Heiland in seiner Herrlichkeit ist allerdings unzählige Male,
swegs ausschließlich an dieser Stelle dargestellt worden, denn
unzähligen Fällen siehet man statt dessen in den Kirchen
tils«: den Heiland in Beziehung zu den Aposteln oder andern
den Weltenschöpfer, die Trinität (Gott Vater mit dem Crucifix),
ung Mariä oder ihre Verherrlichung in anderer Weise, die
von Engeln und Heiligen umgeben, die Patrone der Kirchen
ppen von andern Heiligen ꝛc. ꝛc. ꝛc. kurz, alle möglichen
en.

Es scheint mir nicht richtig, daß sich in den Kirchen »ältern
as Weltgericht regelmäßig an der entgegengesetzten Westseite«
Vielmehr möchte der beregte Gegenstand von Giotto in der

Arena zu Padua wohl zu den früheſten Darſtellungen des Gerichtes auf dieſer Wand gehören: Zudem hat hier die Wahl des Ortes noch einen ganz ſpeciellen Grund. Später kommt es an dieſer Stelle wohl zuweilen vor, aber durchaus nicht ausſchließlich. Es befindet ſich vielfach auf den Seitenwänden, in den Gewölben (ehemalige Kirche zu Ramersdorf) auf der dem Chore zugewendeten Seite des Triumphbogens (Mühlhauſen am Neckar), in Seitenkapellen (Orvieto, von Fieſole) ꝛc. und nicht nur das, der Heiland als Richter befindet ſich auch »über dem Altare der Verſöhnung«, auf der Chorniſchenwand, wie z. B. das Moſaik in der Kirche zum h. Michael in Frigiſole zu Ravenna beweist. An derſelben Stelle findet ſich ſogar aus der Zeit Giotto's eine reiche dramatiſche Compoſition des Gerichtes in Sta. Maria in Toscanella. (Ich hebe indeß ausdrücklich hervor, daß ich eine dramatiſche Darſtellung des Gegenſtandes gefliſſentlich vermieden habe.) Endlich findet ſich Chriſtus als Richter auch in der Abſis ſelbſt, z. B. in der Kapelle des h. Sylveſter bei SS. Quattro coronati in Rom aus dem 13. Jahrhundert oder vielleicht noch früher. Der Heiland iſt hier umgeben von der h. Jungfrau, dem h. Johannes Bapt., den Apoſteln und Engeln mit der Gerichtspoſaune.

„Ich glaube mich ſonach in Bezug auf die Wahl des Stoffes nicht von der »alten Tradition« entfernt zu haben. Auch der an einer andern Stelle des mehrberegten Schreibens ausgeſprochene Tadel meiner Compoſition als eines nicht dahin gehörigen Gruppengemäldes, iſt nach den obigen Auseinanderſetzungen, wie mir ſcheint, nicht zutreffend. Ich verweiſe aber in dieſer Beziehuug noch überdies auf die Abſis der untern Kirche zu Schwarzrheindorf, welche Sie ſo ganz in der Nähe haben.

„Es kann hier natürlich nicht meine Abſicht ſein, eine, nur einigermaßen erſchöpfende archäologiſche Abhandlung zu ſchreiben. Die Grenzen eines Briefes, welche ich ſchon allzu ſehr zu überſchreiten im Begriffe bin, gewähren dazu nicht den nöthigen Raum, und für den Zweck, um welchen es ſich hier handelt, genügt wohl das Geſagte vollkommen. Es iſt indeſſen nicht allein die Wahl des Stoffes, ſondern, wie ich allen Grund habe zu glauben, noch viel mehr die Wahl meiner Perſon für die Ausführung der projectirten Malerei, welche höhern Ortes Beanſtandung gefunden hat, und wäre der Grund dafür lediglich in einem Zweifel an meiner künſtleriſchen Befähigung für eine ſo hohe Aufgabe zu ſuchen, ſo würde ich darin, im Hinblick auf die gute Sache, im allgemeinen noch einigen Troſt finden gegenüber der Befürchtung, die man hegen könnte, daß der eigentliche Grund in einer gewiſſen Anſicht wurzele, wonach überhaupt jedes ſubjective, künſtleriſche Schaffen, auch der edelſten

hig erscheint, solche Aufgaben in einer der Würde des Ortes
den Weise zu lösen.

re dem so und gelangte eine so trostlose Ansicht zu allgemeiner
nder Geltung, so wäre damit, meiner tiefsten Ueberzeugung
r religiösen Malerei der Todesstoß gegeben, weil sie, ausge-
on ernstern und erhabenern Aufgaben der monumentalen Kunst,
erhöheten Gefahr befinden würde, als eine bloße Dienerin
, in Spielerei und Trivialität zu versinken. Selbst in allen
unstbranchen würden die Folgen davon unausbleiblich sein.
ziß soll der christliche Künstler sich in den Geist der wunder-
rke seiner Glaubensvorfahren vertiefen, er soll mit Pietät, aber
Freiheit und Würde den Weg beschreiten, den ihm eine viel-
rige, ehrwürdige Tradition gebahnt hat, und er soll auch, wie
enden Falle erforderlich ist, darauf bedacht sein, seinem Werke
»ernsten und würdigen Stile« des Bauwerkes entsprechende,
rm zu geben. Aber er soll nicht um einer gewissen, rein
, archäologischen Uebereinstimmung mit dem Alten willen
sche Nachbildung desselben anstreben. Er würde dadurch eben-
s innerste Wesen der Kunst verletzen als auch zu den Gläu-
er erbauen soll, eine Sprache reden, die diese nicht verstehen.

Kunst will sich in der Kirche als ein berechtigtes Kind des
hlen. Die Kirche hat sie stets beschützt und veredelt, sie hat
, um zur Verherrlichung des Reiches Gottes auf Erden mit-

rieb doch schon Gregor II. bei Gelegenheit des Bilderstreites
Kaiser Leo: »Die heiligen Gemälde erheben die Sinne der
zum Höhern; Väter und Mütter heben ihre Kleinen in die
inglinge und Ausländer zeigen einander erbauungsvoll die
Geschichten; aller Herzen richten sich zu Gott empor.«

lateinische Kirche hat der Kunst ihren Geist eingehaucht, sie
chaffen geregelt und gehoben; sie hat ihr aber auch jene freie
Entwickelung gegönnt, deren sie bedarf und welcher wir alle
ichen Blüthen verdanken, welche uns jetzt mit Bewunderung
cht erfüllen.

der griechischen Kirche hingegen hat die bildende Kunst ihren
den in der Erstarrung alles individuellen Strebens. Verur-
sklavischen Nachahmung des Hergebrachten, hat sie dort
ast anderthalb tausend Jahren keine lebendige Schöpfung auf-
Ihre conventionellen Erzeugnisse, wie sie noch bis zum heutigen
den Recepten und der Schablone der Bilderfabriken der

Mönche des Berges Athos und Rußlands hervorgehen, sind die traurigen Früchte jener Knechtschaft der Geister."

Nur wer diese widrigen Verhältnisse würdigt, versteht es, warum der Künstler in beinahe zehn Jahren außer Wiederholungen des „Magnificat", des „Rosenwunders" — allerdings mit Abweichungen — nur eine Zeichnung aus Dante für den König Johann von Sachsen und ein hervorragendes Staffeleibild, „Die h. Familie bei der Arbeit", geschaffen hat. Das erstgenannte Bild stammt aus dem Jahre 1860; die hohe Gemahlin des königlichen Dantekenners Philalethes hatte damals bei einer Reihe der hervorragendsten Künstler Zeichnungen aus der Divina Commedia bestellt. Carl Müller wählte nach dem 24. Gesange die Stelle, wo Dante, geführt von Beatrice, vor dem Apostelfürsten Petrus das Glaubensbekenntniß ablegt. „Wahrhaft genial ist," sagt Leopold Kaufmann, „der Gegensatz der menschlichen Natur Dante's zu der himmlischen und verklärten Erscheinung des h. Petrus zum Ausdruck gebracht. Die Figur Dante's ist wuchtig und imposant, während die schwebende und leuchtende himmlische Gestalt des Apostels aller Körperlichkeit zu entbehren scheint."

Das zweite Bild ist ein Rundgemälde von sehr mäßigem Umfang, das zu Ende 1861 der Kölner Kaufherr Michels bei ihm bestellte und 1866 erhielt. Ich lasse als Beschreibung die hübsche Schilderung eines bekannten Parlamentariers und Dichters folgen: „Die Fülle der christlichen Poesie, die du in dieser Darstellung niedergelegt hast, entzückt mich so sehr, daß ich immer von neuem wieder davor treten muß, um mich mit Hochgenuß darein zu vertiefen. Dieses Zwiegespräch zwischen dem göttlichen Kinde und dem kleinen Johannes, das Ecce agnus Dei, das, vor dem kleinen Heilande gesprochen, die Seele des Johannes mit heiligem Staunen erfüllt und das er nun als den Vorspruch aller seiner Musterpredigten auf seine kleine Fahne schreiben will, das Aufhorchen der Mutter Gottes im Gegensatz zu der in aller Einfalt und Emsigkeit fortgesetzten Arbeit des h. Joseph, endlich der reiche Schmuck der Umgebung, das alles klingt und stimmt so innig und harmonisch zusammen, daß man innerlich froh und selig im Herzen wird, wenn man es im Anschauen auf sich einwirken läßt." Bei der Carl-Müller-Ausstellung fiel das Bild wegen seiner wunderbaren Farbenwirkung, die der Leuchtkraft der besten Gemälde der Quatrocentisten gleichkommt, allgemein auf.

Zwei Mal sollte der Künstler in diesem Zeitraum öffentlich auftreten, das eine Mal bei einer festlichen, das andere Mal bei einer traurigen Veranlassung. Eine der glänzendsten Künstlerversammlungen auf deutschem Boden ist die im Sommer 1861 abgehaltene, die mit der zweiten allgemeinen deutschen und historischen Kunstausstellung und der Einweihung

Christus und die Jünger in Emaus.

Oelgemälde in der St. Remigiuskirche in Bonn. 1884—1889.
Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Hände-Studien.

Oben: Zum Jesusknaben in dem Oelgemälde „Der hl. Joseph und der Jesusknabe".
In der Mitte: Hand Christi, das Brod haltend. Unten: Hand des Jüngers.
Beide Studien zu dem Oelgemälde „Christus und die Jünger zu Emaus".
Nach den Original-Kreidezeichnungen.

raf-Richartz-Museums verbunden war. Eifrig bemühte er sich
ustandekommen der Ausstellung, auf der auch sein Bild „Maria
beth“ erschien; erschwert war das schließlich glänzende Gelingen,
ersten allgemeinen im Münchener Glaspalast 1858, dadurch,
Theil des Comité's in Düsseldorf, ein Theil in Köln wohnte.
ller eröffnete als Vertreter des Hauptvorstandes — Director
n war erkrankt — die Eröffnungs-Sitzung, an der Car-
ssel theilnahm; später erschien auch der Cultusminister v. Beth-
lweg. „Bin ich auch in anderer Sprache, als der der Farbe,
begann Carl Müller, „so gibt mir doch die Bedeutung dieser
uth und Zuversicht.“ Nachdem er sodann den Behörden und
onen für ihr entgegenkommendes, opferwilliges Verhalten ge-
te, fuhr er fort: „Hoffen wir, daß alle diese Theilnahme,
diese Mühen und Opfer reiche Frucht tragen für die immer
e, immer edlere Fortentwickelung echt vaterländischer Kunst,
erhabene Ziel aller künstlerischen Thätigkeit immer klarer unserm
n Blicke vorschwebe.

r große, für das Völkerleben so wichtige Beruf der bildenden
f welchem Gebiete sie sich auch bewege, ist kein geringerer, als:
Veredelung des menschlichen Herzens die ewige Schönheit, die
be zu verherrlichen.

rum ist diese wundervolle Tochter des Himmels, die mit strah-
hönheit und Anmuth bezaubernd unsern Geist und unsere Sinne
zu uns herniedergestiegen, darum redet sie die ihr allein eigen-
geheimnißvolle Sprache, mit der sie, voll Zartheit, in die tief-
en des Gemüthes dringt. Ihr ist das Niedere, das Gemeine
ck und Absicht fremd, und nie wird sie sich seiner zur Förde-
hrer Völkerbildung bedienen können. Sie soll veredeln, wie die
unwillkürlich bezeugt, indem sie die Gesittung eines jeden
ach den Denkmälern seiner Kunst bemißt.“

z im Sinne der Müller'schen Auffassung von den höchsten Auf-
r Kunst sprach auch der Cultusminister: „Nicht nur der Dichter,
bildende Künstler ist ein Prophet, ist ein Lehrer seines Volkes,
heiligen Beruf. Und möge keinen in der Stille seiner Werk-
er Gedanke, dieser Geist auch nur eine Minute verlassen.“

) an den Verhandlungen betheiligte sich Carl Müller eifrig.
rmittelungstalent trat wiederholt hervor. So erklärte bei einer
ngelegenheit, wo es sich in Folge einer spontanen Entschließung
zherzogs von Weimar um eine Auszeichnung der Künstlerschaft
deren Verwendung nicht ganz leicht war, der Maler Graf
, Müller's Vorschlag sei der einzige, edele, richtige Ausweg,

um aus dieſem Wirrſal herauszukommen. Ein prächtiger Ausflug nach Antwerpen, wo die intimen Freunde Müller's, Guffens und Swerts, an der Spitze der belgiſchen Künſtlerſchaft die Honneurs machten, beſchloß die Feier. Die erſte Ordensverleihung für ſeine „künſtleriſchen Leiſtungen“ aus Anlaß der Kölner Ausſtellung erfolgte ein paar Wochen ſpäter [1]).

Ganz anders war die Feier geartet, bei der er ein halbes Jahr ſpäter das Rednerpult in der Akademie betrat. Am 19. März 1862 war Wilhelm von Schadow nach langem Leiden entſchlafen; am 15. April fand die ergreifende Trauerfeier in Gegenwart zahlreicher fürſtlicher Perſonen, des Beamtenthums und der Kunſtfreunde ſtatt. Der Lieblingsſchüler hielt dem Meiſter die Gedächtnißrede: „Ein reiches Leben hat geendet. Ein edeler Mann hat ſeine ſegensvolle Thätigkeit hienieden beſchloſſen, ſeine Seele ruht nun in der heißerſehnten Heimath, und ſeine ſterbliche Hülle haben wir jüngſt zur Stätte des Friedens geleitet. Getroſt harrt er dort des verklärenden Lichtes, das mit freundlichem Frühlingsgruß in die Gräber der Gerechten leuchten wird, wenn an jenem letzten der Tage der weltendurchdringende Schall der Schreckensposaune alle, die da ſchlafen, auferweckt und ruft zum Gerichte.“

In liebevoller, aber gerechter Charakteriſtik entwickelt er ein Bild des bedeutenden Mannes; die traurigen Zeiten, in denen er ſeine Schwingen zu regen begann, das Leben jenſeits der Berge mit Cornelius und Overbeck, deren Bilder er im Vorübergehen zeichnet, ſeinen Uebertritt zum Katholicismus, ſeine bewundernswerthe Organiſation der Düſſeldorfer Schule und deren Ergebniſſe. Sehr wirkungsvoll ſchloß er mit einem Gedicht, das Schadow niedergeſchrieben, als das verlöſchende Licht ſeiner Augen nur durch ärztliche Kunſt ihm wiedergegeben ward:

Zerſchmettert fühl' ich mich, die Kräfte ſchwinden,
Der Athem ſtockt, der Puls, er ſchlägt nicht mehr,
Vergebens müh' ich mich noch Licht zu finden,
Das Auge irrt gebrochen ſchon umher . . .

und das ſchließt:

Geneſung werd' ich endlich, endlich finden!

„Er hat ſie gefunden die heißerſehnte Geneſung! In dem freundlich ſtrahlenden Antlitz ſeines Heilandes, in den ſüßen Zügen der Mutter des Herrn, welche er im Drange des Bildens ſo oft mit dem Auge des Geiſtes zu ſchauen ſich bemühte, finde in jenen lichtvollen Höhen nun ſein entzückter Blick den Lohn für das, was er als Künſtler und als Menſch geſtrebt und gethan. Unter uns aber, die wir in dankbarem

[1]) Vgl. den Bericht von Michelis, Die ſechste allgemeine Künſtler-Verſammlung uſw., Düſſeldorf 1862.

n Andenken bewahren, weile sein Geist für und für, auf daß
in seiner Weise, aber alle aus lauterm Herzen pflegen unsere
Lobe des Allerhöchsten."
Verlust Schadow's war auch für die Düsseldorfer christliche
schwer zu ersetzender, nicht in Folge seiner künstlerischen
auf religiösem Gebiet, sondern wegen seiner bedeutenden Per-
und autoritativen Stellung.

ie letzte Arbeitszeit. Leitung der Düsseldorfer Akademie.

(1870—1893.)

Jahr 1867 hatte an Bitternissen außergewöhnlich reich für
ler begonnen: Im letzten Augenblick hatte sich das große
roject zerschlagen, und zur selben Zeit mußte er erkennen, daß
lle auf gütlichem Wege nichts zu erreichen war; zu alledem
ne einzige geliebte Schwester von wiederholten Schlaganfällen
die sie an den Rand des Grabes brachten und dauernd hülflos
Er sollte stets um sie sein, sollte trösten, wo er selbst des
sehr bedurfte. Sobald ihr Zustand es erlaubte und die Ver-
s gestatteten, eilte er hinaus in Gottes schöne Welt, um die
innere Ruhe und Gleichmäßigkeit wiederzugewinnen. Seiner
entsprach die Inangriffnahme einer „Pietas"; er vollendete
ende Zeichnung noch im selben Jahre. Sie ist als Rundbild
Die sitzende Maria und der stehende Johannes halten den
des Herrn. In der Folge änderte er sie um: Johannes,
er ersten Zeichnung mit einer Hand das Gesicht bedeckt, er-
er mit dem Beschauer zugewandtem Gesicht. Dieser Carton
cht ausgeführt; beim Akademie-Brande 1872 wurde er be-

am im Winter und im kommenden Frühjahr für ihn eine
de Wendung in seinem Leben: er verlobte und vermählte sich
e Lenné, einer Tochter des Erbauers des Bades Neuenahr und
e des berühmten Generalgartendirectors unter Friedrich Wil-
Die angenehmen Verhältnisse einer glücklichen Häuslichkeit,
lange entbehrt hatte, die Geburt seines Töchterleins, wirkten
und fördernd auf seine Schaffenskraft, die für Monate er-
r. So sehen wir ihn denn bis in's hohe Alter hinein, wo die
n Pinsel aus der ermatteten Hand legen, in frischestem, fröh-
chaffen, und was wichtiger ist, nicht bloß seine productive,

auch seine künstlerische Kraft hat noch zugenommen, je mehr er sich den Siebzigern nähert und darüber hinaus kommt. Erst jetzt entstehen die Bilder: „Die h. Familie", „Immaculata Conceptio", „Anna mit Maria", „Joseph mit dem Jesusknaben", „Hl. Nacht", „Jünger zu Emaus", die wohl für alle Zeiten zum klassischen Bilderschatz der deutschen religiösen Kunst gehören werden.

Hatte er schon stets mit den einfachsten Mitteln gearbeitet und große Wirkungen erzielt: hier ist man geradezu erstaunt über das, was der Künstler mit einer, zwei, drei Figuren erreicht; er schafft Typen, ich erinnere nur an „Anna und Maria", die, einmal gesehen, für immer im Gedächtniß haften bleiben. Welche Fülle tiefinnerlichen Lebens liegt nicht in den Personen des Mittelbildes der „Jünger zu Emaus"! Der Form des Rundbildes, die er zunächst bei der Breslauer „Maria und Elisabeth" und der „h. Familie bei der Arbeit" angewandt, bleibt er in den beiden berühmtesten Schöpfungen, der „hl. Familie" und der „hl. Nacht", treu. Ein guter Theil ihrer so überaus harmonischen Wirkung verdanken diese vier Bilder entschieden ihrer Form: denn indem alle Figuren und Motive von der Kreislinie zusammengefaßt sind und sich gegen sie abschließen, aber nach der Mitte zu sich öffnen, lenken sie den betrachtenden Blick wie von selbst auf die vornehmste Person des Bildes, also hier das Christuskind, die den Mittelpunkt einnimmt und auch durch die Beleuchtung, wie in der „hl. Nacht", das Gemälde beherrscht, da diese von ihr aus nach der Peripherie hin an Lebhaftigkeit gleichmäßig abnimmt.

Auf das beglückende Schaffen der letzten Periode, die ein Vierteljahrhundert dauert, haben drei Umstände fördernd gewirkt: seine Beziehungen zur Photographischen Gesellschaft, zum Lord Bute und zur Remigiuskirche in Bonn.

Bis zu Anfang der siebziger Jahre war die Photographie wohl schon für Reproduction von Kunstwerken verwandt worden, aber die gewaltige Bedeutung, die sie in Folge ihrer vervollkommneten Technik für die Kunst jetzt besitzt, kannte und ahnte man bis dahin noch nicht. Man darf auch nach dieser Richtung hin Carl Müller's Zeichnung „Die hl. Familie" eine nicht zu unterschätzende Bedeutung beimessen. Ihre Anfänge reichen in das Jahr 1868 zurück; die Hauptarbeit an dem Carton geschah jedoch erst im Winter 1869/70. Ein americanischer Kunsthändler hatte ihn erworben, doch gestattet, daß die Photographische Gesellschaft in Berlin das Bild in ihren Verlag übernahm. Sie wollte damit die neue Publicationsreihe religiöser Bilder beginnen. Nie ward wohl ein Unternehmen glücklicher begonnen: 1872 begann das Bild seinen Siegeszug in die Welt. Ein Kunsthändler, der damals als

n einer americanischen Kunsthandlung sich befand, erzählte mir
ännischer Begeisterung, wie ganze Ballen mit der Photogra-
Bildes von Carl Müller Tag für Tag hinausgewandert seien
iten Gebiete der Union. Nicht geringer war die Verbreitung
land. Abgesehen von Raphael's „Sixtina" dürfte es momentan
eiteteres religiöses Bild geben; selbst in Asien und Africa be-
an ihm. Auch der Unterschied der Confession hört vor ihm
möchte glauben, daß es in Deutschland ebenso viel in evange-
e in katholischen Familien verbreitet ist. Auch künstlerisch ist
Familie" zahlreich „nachgemalt" worden; wiederholt begegnete
er auf seinen Reisen unberechtigten Copieen in Kirchen und in
, die oft zu hohen Preisen losgeschlagen wurden. Große
achte es ihm, als er eine freilich nicht sehr glückliche Copie auf
altar eines Klösterchens im Muottathale antraf. Der beglei-
nne klar zu machen, daß das nach einem Bilde von ihm sei,
möglich, da sie bei ihrer Ansicht beharrt, daß „das Bild

dem hat die Photographische Gesellschaft alle neuen Schöpfungen
lers verlegt. Sie hat sogar für sich von ihm ausführliche
ür den photographischen Verlag zeichnen lassen. Haben die
erke auch nicht die enthusiastische Aufnahme der „hl. Familie" ge-
war doch auch bei ihnen die Verbreitung eine außergewöhn-
auch jetzt wandern noch alljährlich Tausende von Photogra-
rl Müller'scher Werke in die Welt.

Composition der „hl. Familie" ist von größter Einfachheit. In
nuthigen Gebirgslandschaft hält die hl. Familie Rast. Im
nde rechts hat sich Maria auf einen Stein niedergelassen, das
erscheinende holde Antlitz zu dem göttlichen Kinde herabbiegend,
hohen Ernstes gen Himmel schauend auf ihrem Schooße sitzt.
Mutter und Kind steht der hl. Joseph, ebenfalls in den Anblick
n versunken, eine edele, männlich kraftvolle Erscheinung, wie
Künstler im Gegensatz zu den meisten Künstlern früherer Zeit
en liebte. Links von Maria kniet ein Engel, der auf einem
trument eine fromme Weise aufspielt und auch seinerseits durch
Haltung dazu beiträgt, das Christuskind als den geistigen
kt der Gruppe hervorzuheben. Was genial an dem Bilde ist
auch hervorragende Künstler zur Bewunderung hingerissen, ist
rtig einfache Aufbau, die klassische Durchbildung der Körper-
nd der Gewandung, die den höchsten Anforderungen des idealen
recht wird; was aber den Laien und vor allem die gläubige
zu ihm hinzieht, ist das tief religiöse Gefühl, das aus jedem

Zuge des Bildes spricht. Gewiß, es ist ein religiöses Genrebild, kein exclusiv kirchliches Bild. Es ist die idealste Verkörperung des religiösen Familienlebens in der hl. Familie, also etwas mehr als „ein liebenswürdiges Genrestück, ein echtes Bild häuslichen Glückes", welches P. Jungmann[1]) aus ihm gemacht hat. Mit welchem Verständniß er das Bild beurtheilt, geht wohl am besten daraus hervor, daß er den hl. Joseph zu einem „edlen Orientalen" machte, während aus dem prächtigen Kopfe die echt germanischen Züge des durchgeistigten Kopfes von Deger uns entgegentreten; daß er die Mutter vielleicht „eingeschlummert" sein, den Gemahl in Bewunderung und stiller Freude „auf die schöne Gruppe" niederschauen läßt! Ob er das Bild jemals genau betrachtet hat? Unglaublich aber ist es, daß er die religiösen Bilder eines Carl Müller neben die büßende Magdalena Correggio's stellt!

Der Künstler hat die Zeichnung der hl. Familie nochmals wiederholt und hat sie im Jahre 1870 ff. (neben einer „Madonna von Lourdes" für ein Lütticher Frauenkloster) auch gemalt. Das Bild kam 1876 durch den Kunsthändler Conzen in die Galerie des Lord of Bute, eines der reichsten schottischen Magnaten, in London. Der Lord besaß eine herrliche Galerie alter Meister, in denen Rafael, Andrea del Sarto, Correggio und Velasquez vertreten sind, und er sammelte jetzt für eine Galerie moderner Gemälde. Die „hl. Familie" Carl Müller's hat den Anfang dazu gemacht. „Halb London weiß es, daß der Lord Ihr Bild gekauft hat," heißt es in einem Schreiben aus dem Jahre 1876. Die Bekanntschaft mit diesem hervorragenden Kunstmäcen und -Kenner sollte erst im folgenden Jahrzehnt von größerer Bedeutung für Carl Müller werden.

Es folgten in zeitlicher Reihenfolge: eine für einen Betstuhl der Kölner Familie Wrede bestimmte Jungfrau Maria, mehrere kleinere Christus- und Madonnenbilder, vor allem aber die „Madonna vor der Grotte" (1876), von Kaufmann als eine Perle unter den Madonnenbildern bezeichnet, ein Werk von wunderbar harmonischem Linienrhythmus, das wieder so recht beweist, wie selbständig und ursprünglich die schöpferische Phantasie des Künstlers sich auf dem Stoffgebiete zu bewegen weiß, auf dem er die größten Meister eines halben Jahrtausends zu Vorbildern hatte, und wie weit er dabei von aller Gesuchtheit fern bleibt. Inniger ist selbst wohl nicht von Rafael das Verhältniß von Mutter und Kind, dem seitens der Mutter ein tiefer Zug demüthiger Verehrung beigemischt ist, dargestellt worden. Das Bild erwarb die Nationalgalerie in Prag; es trug dem Künstler die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen ein; eine Wiederholung ging nach

[1]) Aesthetik, Bd. II. 65. 3. Auflage. Freiburg 1886.

die schon für die Photographie früher hergestellte Zeichnung
n Kunstverein zu Münster.
dieselbe Zeit entstand der Gedanke zu seiner Immaculata con-
Kit Andreas Achenbach zusammen hatte er bei der Aufführung
von Fez durch eine Dilettantengesellschaft die lebenden Bilder
dabei riß die Immaculata conceptio durch die Pracht der Dar-
die wundervolle Beleuchtung, die Lieblichkeit der Darstellerin
nde von Besuchern zu begeisterten Beifallsäußerungen hin;
war das Bedauern, daß das Bild für immer verschwinden
ein Blitzstrahl fiel es in die Seele des Künstlers, einmal in
alistisch angehauchten Zeit sein künstlerisches Glaubensbekenntniß
In Kürze war die ganze Idee gefaßt, das Bild 1878 auf
llung gesandt. Ueber der dunkeln, vorne und seitwärts von Felsen
ien, im Hintergrund in die unabsehbare Ferne verschwindenden
che schwebt von Wolken umgeben der Mond, auf dem in ein-
ißen, züchtigen Gewande die Himmelskönigin mit verklärtem
d nach oben gewendetem Blick, die Arme über die Brust ge-
ht, während ihr linker Fuß dem sich unter ihr krümmenden
iumenden Drachen das Haupt zertritt. Die anmuthige und
mmlisch verklärte Gestalt der Madonna ist von einem großen
chtreflex umgeben, und um diesen hellen Lichtschein schweben
ftige, helle Wölkchen, gleichwie wenn nach einem schweren Ge-
Sonne aus den dunkeln Wolken aufstiege und ringsum die
in weißes, flockiges Gewölk verwandelte. Zahlreich sind die
gen der Immaculata in der religiösen Kunst: am höchsten
beiden Bilder Murillo's im Museo del Prado in Madrid und
e in Paris. Weder in der technischen Vollendung, noch in der
g steht das moderne Bild ihm nach. Es fand neben vereinzelten
begeisterte Bewunderer, und nicht bloß in katholischen Kreisen.
n und Prosa strömten die Kritiken dem Autor zu. Besondere
achte ihm das aus Berlin kommende Gedicht eines Unbekannten.
in den wenigen Versen," schreibt er an einen Freund, „welche
annte mir gesandt hat, eine solche Fülle von Gedanken und
röstliches, wie es gerade der Situation entspricht, in der ich
ade, daß ich dem Manne dafür von Herzen dankbar bin."
ist das Bild in den letzten 20 Jahren nicht Gegenstand der
eworden! Einer der berühmtesten englischen Kanzelredner be-
s als eine viel mächtigere Predigt, als sie jemals ein Geist-
halten im Stande sei.
dem fand das Bild jahrelang keinen Käufer. Der hohe Preis
b; verschleudern wollte Carl Müller das ihm an's Herz ge-

wachſene Werk nicht. Die Berliner Nationalgalerie lehnte ab, obwohl der Miniſter ihm früher den Wunſch geäußert, ihn „durch ein vorzügliches Bild auf der Nationalgalerie vertreten zu ſehen“. Cardinal Manning gehörte zur Zeit der Ausſtellung zu den eifrigſten Beſuchern der engliſchen Kunſthandlung, die das Bild in Verwahr hatte, aber ſo hoch er es ſchätzte, erklärte er, würde er doch niemals den Ankauf dieſes oder irgend eines andern Bildes ſeinen reichen Freunden empfehlen. „Wer Geld übrig hat, ſoll es an die Armen geben.“ Gewiß hatten ſich ſeit der Zeit Wiſeman's die Zeiten geändert, aber auch die Perſonen. Eine Zeit lang wollte es der Herzog von Norfolk erwerben, endlich ging es in den Beſitz des Lord Bute über.

Schon vorher hatte Lord Bute die „hl. Nacht“ beſtellt; ſie iſt neben der hl. Familie wohl die berühmteſte Arbeit Müller's, ſteht als Kunſtwerk aber höher als ſie. Schon zu Anfang der achtziger Jahre hatte er für die Photographiſche Geſellſchaft die große, vollſtändig durchgeführte Zeichnung vollendet. Ein bekannter Kunſtkritiker nannte ſie ein „Muſterwerk“, ein zweifelloſes Kunſtwerk, das in meiſterhafter Form ſeinen Inhalt erſchöpft. Hochintereſſant iſt es, wie Müller den Lichteffect um das Kind wirkſam herſtellt, ohne aus der Strenge der zeichnenden Mittel in den coloriſtiſchen Effect zu fallen.

In den Jahren 1886—1889 entſtand das Oelgemälde. Die Beurtheilung eines verſtändnißvollen Anhängers der modernen Richtung enthält ſo viele treffende Bemerkungen über den Künſtler, daß ich ſie in den Hauptſätzen hier folgen laſſe[1]): „Carl Müller hat bei der Wahrung der künſtleriſchen Ueberzeugungen, deren letzter Vertreter er iſt, die fortſchreitende Entwickelung der Kunſt des Farbenvortrags nicht überſehen. So ſtehen wir vor einem Werke, das ſich zwar im weſentlichen von der Art der in den letzten Jahren zu neuem Aufſchwunge gelangten Bilder aus der chriſtlichen Geſchichte unterſcheidet, das aber von jenen bei allem Wandel künſtleriſcher Anſchauungen den unwandelbaren Kern aller Kunſt bildenden Beſtandtheilen ſo vieles und ſo Bedeutendes enthält, daß man vor einem Meiſterwerke deutſcher Kunſt ſteht, dem wir eine weitgehende Bedeutung in dem Geſammtbilde der Düſſeldorfer Schule zumeſſen. In einem Stallgewölbe von wuchtigem Bau, das im Hintergrunde den obern Halbkreis eines Thorbogens offen läßt, während der untere Theil durch Bretter verſchloſſen iſt, iſt in magiſchem Lichte Maria über das Kindlein gebeugt, das lächelnd mit munterm Blicke der dunkeln Augen ihr die Händchen entgegenſtreckt. Hinter ihr und vor den überlieferungsmäßigen Thieren,

[1]) „Köln. Zeitung“, 16. Auguſt 1889.

slein und dem Eselein, steht Joseph, eine hagere, aber milde
in jüngern Mannesjahren aufgefaßt, als sonst meist geschieht.
Säule herum ordnet sich die Gruppe der Hirten, in welcher
ler alle menschlichen Altersstufen verkörpert. Ein silberhaariger
it wallendem Barte, vor ihm ein Knabe in kindlichem Alter,
spende Jungfrau, ein etwa vierzehnjähriger Junge, der, die
mfassend, aus erhöhter Stellung zum Kinde herabblickt, und
n Jüngling mit sprossendem Barte bilden diese Gruppe. Die
Gestalten sind weit über das Maß von idealen Andachtstypen
ls Individuen charakterisirt; der Jüngling und die Jungfrau
g unbefangene Naturkinder. Ganz besonders reizend ist aber
, dicht vor dem Jesukindlein knieende Knabe, der zwar, wie
ihm knieende Großvater, die Hände hübsch fromm faltet, aber
nden Mund und den munter freundlichen Augen bekundet, daß
so sehr die Erhabenheit des Vorganges begreift, als kindliche
über das niedliche Wesen des Neugeborenen empfindet. Maria
n typischen rosenfarbenen Gewande mit blauem Oberkleide dar-
das ebenfalls überlieferungsmäßige weiße Kopftuch ist vom
herabgeglitten und legt sich in malerischem Faltenwurfe breit
und Schultern. In den Zügen des ovalen, überaus zarten
und dem schwärmerischen Ausdrucke desselben ist der nazare-
griff der holdseligsten Jungfrau festgehalten, wie ja auch der
nische Aufbau des Stalles mit dem offenen Halbrund, die
bildung der Hirten die Absicht eines Idealstils der Composition
n. Jede einzelne Figur des Bildes ist in allen ihren Einzel-
vor allem aber in der Modellirung der Köpfe und Hände, in
ndlung von Bart und Haar mit der Sorgfalt einer Miniatur-
n der strengsten Reinheit der Linie mit glattem, jeden Umriß,
ltfalte, jedes Gelenk sauber durcharbeitendem Pinsel geschaffen.
ste Wirkung erzielt diese eindringliche Sorgfalt in der voll
en Hauptgruppe Maria's und des Kindes, bei welcher das Licht
mühsame Arbeit erleichternd jede Form nur in heller Farbe
Schatten auflöst, sondern erst recht zu der schärfsten Ausarbeitung
sten Einzelheiten benutzt wird. Der Faltenwurf des herab-
en Kopftuches, die kleinen Fältchen des weißen Linnens, auf
das Jesukindlein ruht, der Aermel Maria's, das alles erfährt
Wirkung von Licht und Schatten eine Verschärfung der zeich-
Ausdrucksmittel. Neben dieser zeichnerischen Strenge macht
aber auch der Colorist geltend, der das im vollen Lichtglanze
ende weiße Bettlinnen virtuos dem weichern Tone des weißen
es entgegenstellt und auf dem rosenfarbenen Gewande die

feinſten Tonabſtufungen entwickelt bis zu der koſtbarſten Stelle an der Aermelöffnung, wo der zart vorgetragene Ton mit den feinen Fältchen die Natur des dünnen Gewandſtoffes kennzeichnet. Dieſer Mittelpunkt des Bildes . . . iſt für jenen Kunſtfreund, der den äſthetiſchen Reiz der eingehenden Beobachtung des »Wie« eines Bildes erſchöpfend zu genießen vermag, ein Hochgenuß, von dem er ſich nur ungern losmacht, und ſelbſt diejenigen, welche den Triumph der Technik in der kühnen, verwegenen Liſt ſehen, mit welcher ein Künſtler der Erſcheinungswelt mittels kecker Kunſtgriffe ihre Wirkungen entlockt, ſtehen in Ehrfurcht vor dieſer mühevollen Strenge, dieſem gewiſſenhaften Ernſt, mit welchem die Hand eines Greiſes ein Kunſtwerk ſchuf.“

Lord of Bute war von der Ausführung ſo entzückt, daß er den Künſtler 1889 erſuchte, ihm ein neues Bild zu malen: alles andere, Wahl des Gegenſtandes, Art der Ausführung, Preisbeſtimmung, überließ er ihm. Ein anderer, deſſen künſtleriſches Gewiſſen nicht ſo zart geweſen, hätte ſich das glänzende Anerbieten nicht entgehen laſſen; Carl Müller lehnte ab, denn mittlerweile war ihm der Auftrag geworden, das große Altarbild für Bonn zu malen, das ſein letztes werden ſollte.

Seit dem Jahre 1879 hatten ſich neue künſtleriſche Beziehungen zwiſchen ihm und Bonn angeknüpft, die dies Mal den glücklichſten Verlauf nahmen. Ittenbach hatte gerade die Fertigſtellung zweier Altarbilder übernommen, zwei Gegenſtücke: Joſeph mit dem Jeſusknaben und Anna mit Maria, als der Tod ihn abrief. Carl Müller's alter Freund Reinkens und ſein kunſtbegeiſterter Kaplan Dr. van Endert gewannen ihn für die Ausführung; 1882 waren die Bilder fertiggeſtellt. Es ſind zwei der bekannteſten Bilder Carl Müller's, durch Photographie und Kupferſtich in tauſenden von Familien verbreitet. Bei beiden lenken nicht die großen Figuren, ſondern die kleinen ſofort die Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Knabe Jeſus ſteht. Joſeph lauſcht anſcheinend mit freudigem Staunen ſeinen weisheitsvollen Worten; er weiß, welch' unvergleichlicher Himmelsſchatz ſeiner Hut anvertraut iſt. Indem er leicht ſeine Hand ſchützend um den Knaben legt, ſcheint er ausdrücken zu wollen, mit welcher Treue und Sorgfalt er dieſen koſtbaren Schatz hüten will. Das Kind Maria kniet geſenkten Blickes, die Hände über der Bruſt gekreuzt, vor der Mutter. Die holdſelige Erſcheinung in der rührenden kindlichen Anmuth iſt von unwiderſtehlichem Zauber, der noch gehoben wird durch den Gegenſatz in der Figur der Mutter Anna, die als ehrwürdige, ſchöne Matrone ſo glücklich dargeſtellt iſt. Auf dem Schooße der h. Anna liegt eine Pergamentrolle mit der Prophezeiung des Jeremias: „Et egredietur virga de radice Jesse.“ Der Gegenſtand der

tung zwischen Mutter und Tochter war wohl das Erlösungs-
Von unbeschreiblicher Wirkung ist die Schönheit des Colorits.
greise Pfarrer war überaus glücklich im Besitze zweier solcher
Noch aber war die Ausschmückung seiner Kirche, wie er sie
insicht hatte, nicht vollendet. Zunächst fehlte ein Gegenstück zu
enbach'schen Altarbilde. Sein goldenes Priester-Jubiläum stand
ne leise Andeutung, daß für ihn die liebste Jubiläumsgabe ein
targemälde sein würde, fiel auf fruchtbaren Boden. Freiwillige
ngen und ein Staatszuschuß ermöglichten bald die Bestellung.
benskizze konnte der Künstler dem freudig überraschten Greise
s Jubiläumsangebinde am Jubiläumstage überreichen [1]).
Endert war, wie auch beim letzten großen Werke, der geistige
uf dessen Urtheil Carl Müller sehr viel gab; im Herbst 1882
terer den Gegenstand zur Behandlung vor, die Jünger zu Emaus,
berte der Künstler, da er zu viel Dramatisches für ein Altarbild
Van Endert wies auf den Moment nach dem Erkennen hin,
tus, feierlich in erhabener Ruhe dastehend, das Brod des Lebens
d die Jünger auf ihren Knieen anbetend versunken sind. Schon
natsfrist konnte der Künstler die erste Skizze mit folgendem Begleit-
rsenden. In dem Begleitschreiben gibt er eine klare, theilweise poesie-
klärung des dreitheiligen, aber als ein Ganzes gedachten Entwurfes:
Mitte Christus und die Jünger, an den beiden Seiten: Elisabeth
cenz von Paul, die Vertreter der christlichen Charitas, auf der
f der andern Antonius von Padua und die h. Gertrud, letztere
äsentantin des beschaulichen Lebens; ersterer empfängt das Brod
nlischen Weisheit durch das göttliche Kind. „Für mich würde
törendes darin liegen, daß hier derjenige in Kindesgestalt dar-
t, welcher im Mittelbilde in seiner Verklärung erscheint." „Hinter
ertrudis ist noch ein Profil zu sehen, und ich denke, es wird
e unseres verehrten Herrn Pastors sein, was ja durch die innigen
gen gerechtfertigt wäre, in welchen derselbe zu der Entstehungs-
dieses Bildes in seiner Kirche steht." Sodann schließt er:
m landschaftlichen Hintergrunde erblickt man die Stätte der Er-
nit den drei Kreuzen, und darunter im Schatten der Säule viel-
n Künstler, der im Geiste dies Bild geschaut? Doch das wäre
anspruchsvoll, und so mag er auch wegbleiben und sich damit
n, dem lieben Gott im stillen Herzenskämmerlein sein Werk auf-
, was er aufrichtig bestrebt sein würde, zu seiner alleinigen Ehre
n."

[1]) Vergl. den Festbericht: Das goldene Priester-Jubiläum des Herrn Dr. Wilhelm
Bonn 1884, S. 17 f.

Aus den interessanten Bemerkungen seines geistlichen Freundes hebe ich folgende hervor: „Es hat für mein Empfinden etwas Unangemessenes, wenn der h. Antonius das Kind auf den Armen hält, wie etwa eine Mutter ihr Kind trägt (die Murillo'sche Darstellung). Auf Ihrer Skizze finde ich eine glückliche Lösung, das Kind kniend auf dem Buche, dem h. Antonius gegenüber. Wenn es möglich wäre, daß die Hand des Antonius mit dem Ausdruck der Ehrfurcht hütend sich um das Kind ausbreitete, so würde vollkommen zum Ausdruck gebracht sein, daß hier ein ganz anderes Verhältniß, als das einer Mutter zu ihrem Kinde. . . . Etwas, das mir nicht zusagt, ist das Profil hinter der h. Gertrudis. Unsere Zeit hat dafür nicht naive Einfalt genug. Einen noch Lebenden, wenn auch nur so zur Seite, den Heiligen zugesellt, sehe ich nicht gerne. Ein Lebender müßte, wenn er sich selbst auf dem Bilde sieht, ja kaum zum frommen Genuß des Bildes kommen können. Soweit ich das Empfinden des Herrn Pastors kenne, würde er selbst es, glaube ich, auch nicht gern sehen."

Der Jugendfreund des Künstlers, Leopold Kaufmann, hegte große Bedenken wegen des Christuskindes und des Weltheilandes in demselben Bilde. „Je mehr ich darüber nachdenke," schreibt er aus Berlin, „desto mehr werde ich in den Bedenken bestärkt. Ich habe hier mit manchen kunstverständigen Leuten darüber gesprochen; sie riethen alle ab."

Der Künstler prüfte; er fand in den Bemerkungen etwas Richtiges, doch schienen ihm die Bedenken nicht so groß angesichts der Schwierigkeit, wie er sagte, den h. Antonius erkennbar darzustellen. Und er blieb zuletzt bei seiner Idee, wie er überhaupt die Skizze in allen wesentlichen Punkten beibehielt, mit Ausnahme der Figur des Pfarrers, die weggelassen wurde. Mehr als fünf Jahre arbeitete er an diesem vollendetsten seiner Werke. Um den Typus des h. Vincenz von Paul genau zu treffen, reiste er, um seine Todtenmaske zu sehen, nach Paris.

Zur Würdigung des Mittelbildes[1]) muß man sich der Erzählung im Evangelium erinnern, besonders der Stellen: „Bleibe bei uns, denn es wird Abend und der Tag hat sich schon geneigt"; „Er nahm das Brod, segnete, brach es und reichte es ihnen." Wie unvergleichlich gibt das Bild die abendliche Stimmung wieder! Der scheidende Tag übergießt die Landschaft draußen mit seinem goldigen, mild-warmen Lichte, und auch der Heiland und die Jünger, die in einer weit geöffneten Halle sich niedergelassen, sind umflossen von demselben verklärenden Schein des Abendlichtes. Diese feierliche, weihevolle Stimmung entspricht ganz der erhabenen Handlung, die sich hier vollzieht. Der Heiland im weißen

[1]) Ich folge hier einer 1889 in Bonn erschienenen ausführlichen Besprechung.

nd, die verklärte Gestalt von leichtem Lichtschimmer umflossen, hat hoben. Das Brod des Lebens hält er auf seiner Brust, gleichsam end: Das ist mein Leib. Er steht bereit, seinen Jüngern dieses zu reichen. Diese sind anbetend in das Geheimniß der göttlichen versunken; der jüngere von ihnen zur Rechten des Heilandes, hsvoll das Haupt neigend, scheint zu sprechen: Domine non sum s, ut intres sub tectum meum (Herr, ich bin nicht würdig); dere, zur Linken des Heilandes, eine ehrwürdige Greisengestalt, seinem Empfinden schon voraufgeeilt; in seiner sehnsüchtig aufge- n Haltung, in dem verlangenden, vertrauensvollen Ausdruck seines es und seines Auges spricht sich schon aus das „Sed tantum dic et sanabitur anima mea“ (Sprich nur ein Wort, so wird meine gesund).

Nicht uninteressant ist der Vergleich mit den „Jüngern zu Emaus“, reißig Jahre früher gemalt hatte. Auch dort ist der Moment erfaßt, e Jünger den Heiland erkennen; sie erscheinen da voll dramatischer ung, sind überrascht, fast erschreckt, da sie in dem vermeintlichen ling mit einem Male ihren Meister wiedererkennen. Eine solche dra- e Behandlung des Gegenstandes ist bei der Bonner Darstellung den. Mit feinem Verständniß hat der Meister mit Absicht einen Moment gewählt, der frei ist von der unruhigen Bewegung bloß icher Affecte; er ist zwar voll innerer geistiger Bewegung, aber zugleich voll heiliger Ruhe. So ziemte sich die Auffassung für gentliches Andachtsbild. Der Augenblick, in welchem die Jünger uhige Gemüthsbewegung durch das plötzliche Wiedererkennen ihres rs versetzt sind, ist vorüber; sie haben ihn erkannt und wissen, wunderbares Geheimniß der Liebe er mit ihnen feiern will. So e Darstellung jene fromme Ruhe, die das Gemüth des Beschauers lem Gebet einladet.

es hat dies für das Ganze noch einen andern, nicht zu unter- nden Gewinn. Nachdem die Handlung ihrer individuellen, historisch nkten Eigenthümlichkeit entkleidet und in ihrer allgemein gültigen, nden Bedeutung festgehalten ist, konnte der Meister die Heiligen en beiden Seitenbildern in eine directe Beziehung zu dem Mittel- bringen und das Ganze zu einer einheitlichen Composition gestalten. nd einerseits der h. Antonius und die h. Gertrudis, anderseits die sabeth und der h. Vincenz von Paul. Sie sind hineingezogen in auptdarstellung. Der Heiland, der sich selbst den Seinigen hingab, derselbe zu allen Zeiten, das geheimnißvolle Lebensbrod ist gegeben le Zeiten, und darum können auch die Heiligen auf den Seiten-

bildern in unmittelbare Beziehung gebracht werden zu dem Heiland. Mit den Jüngern beten sie an, gleich wie jene verlangen sie nach der Vereinigung mit ihm. Gerade diese Heiligen sind gewählt, die einen, weil sie eine besondere Beziehung haben zur Remigiuskirche, die andern, weil sie die Patrone von religiösen charitativen Vereinen sind, die in der Pfarrgemeinde bestehen. Allein wie durch eine glückliche Fügung treten sie gerade in dieser Zusammenstellung in schönem Gegensatz einander gegenüber. Hier Antonius und Gertrudis, Vertreter des klösterlich-beschaulichen Lebens, dort Vincenz von Paul und Elisabeth, Repräsentanten des thätigen Lebens. Auf der einen Seite eine kräftige Gestalt mit frischen, jugendlichen Zügen, der h. Antonius, auf der andern Seite eine zarte Greisengestalt mit scharf markirtem, durchfurchtem Gesicht; hier die zarte, sehr vergeistigte Erscheinung einer Ordensschwester, die heilige Gertrudis, dort die heilige Elisabeth in der Fülle ihrer Lebenskraft. Die heilige Elisabeth, Rosen auf dem Arm und einem Armen Brod reichend, blickt hinüber nach dem Heiland. Vincenz von Paul, neben ihr knieend, hält ein armes, verlassenes Kindlein; mit seiner ganzen Gestalt strebt der Heilige zum Heiland hin; von ihm allein hat er ja jene erbarmungsvolle, hingebende Nächstenliebe, die ihn zu so außerordentlichen Werken begeisterte. Der h. Antonius von Padua hat sich vertieft in die Betrachtung des göttlichen Wortes. So erscheint ihm das göttliche Kind, das, auf dem Buche knieend, liebevoll die zarten Hände nach ihm ausstreckt und zu ihm aufblickt. Die h. Gertrudis kniet ihm zur Seite, ganz in Betrachtung versunken.

Das ist in großen Zügen der geistige Gehalt dieses ausgereiftesten Werkes von Carl Müller, das als religiöses Kunstwerk die zahlreichen Darstellungen desselben Inhalts, von Schadow bis auf Tizian zurück, hinter sich läßt. Wodurch aber das Bild so unwiderstehlich auf den Beschauer wirkt, das ist einerseits das weise Maßhalten, das, obwohl das mächtigste innere Leben durch das Ganze pulsirt, dieses Ganze doch wieder so beherrscht, daß die zarte Grenze des Schönen und Wahren nicht überschritten wird und alles falsche, unwahre Pathos ausgeschlossen bleibt; das ist anderseits das wunderbar leuchtende, so harmonische Colorit. Hier zeigt sich an einem großen Werke, welche Fortschritte Carl Müller in der coloristischen Auffassung seit den fünfziger Jahren gemacht hat. Er hat seitdem unablässig studirt, sich gemäßigt, von der neuen Richtung profitirt, und wir haben die Ergebnisse bei den voraufgehenden Werken, besonders bei der fast gleichzeitig entstandenen h. Nacht, verspürt; hier ist er durchaus auf der Höhe. Weit hinter sich läßt er die Freunde, mit denen vereint er Großes geschaffen, aber auch die moderne Richtung beugt sich vor dieser Farbenthat. „Den Christus im weißen

von der Abendsonne beleuchtet, werde ich immer in der Er-
behalten," schrieb dem Künstler Prinz Georg von Preußen.
fehlte der neue Hochaltar der Remigiuskirche. Des hochbe-
rrers letzter Erdenwunsch war, auch diesen durch seinen Freund
zu lassen. Der Opfersinn seiner Pfarrkinder ermöglichte noch
Jahre, 1888, die Bestellung des Bildes, obwohl im vorauf-
Frühjahr ein furchtbarer Brand in der Minoritenkirche großen
ngerichtet und der Gemeinde viele Kosten verursacht hatte. Die
pfung sollte das himmlische Opfer über dem Altare, d. h. den
hen Christus in seiner gnaden- und lebenspendenden Beziehung
als das Haupt darstellen. Durch den h. Geist befähigt er
er- und Hirtenamt auf Erden zur Darbringung des sichtbaren
f dem Altare, zur Verkündigung des göttlichen Wortes und
rung der Kirche. Dem Künstler und seinem treuen Berather
rt — auch Prälat Simar gab einzelne werthvolle Winke —
dabei eine Art Disputa vor. Bezüglich der Gruppirung der
nden Personen empfahl van Endert, rein äußerlich gefaßt, eine
ng: das Mittelbild bedeutend größer als die beiden Seiten-
beinahe doppelt so hoch. Die Darstellung scheide sich in eine
eine untere Partie; in der obern der Heiland, zur Rechten
r Linken Johannes; in der untern die Apostel. „Diese sind
ruppen aufzulösen, je eine Gruppe auf jedem Seitenflügel und
ppen auf dem untern Theile des Mittelbildes rechts und links.
n Apostelfürsten Petrus und Paulus müssen die Mitte der
el bilden; da auf dem Hauptbilde der Heiland schon das Cen-
werden die Apostelfiguren auf demselben mehr zurücktreten, und
ruppirung der Apostel wird die hervorragendste Stelle ja
der beiden Flügelbilder sein. Die Apostelfürsten stehend; Pe-
Welteroberer, in der Rechten fest die Schlüssel haltend, in der
s Buch, das Haupt etwas nach links zum Heiland hingewandt,
en, daß er von ihm gesandt ist und für ihn die Welt erobern
ulus als gottbegeisterter Verkündiger des Evangeliums, die rechte
nach unten vor sich bewegend, während er die Linke auf das
stützt. Zu Petrus würde ich gesellen den Johannes und Ja-
Apostel, die ja auch bei der Verklärung auf Tabor und im
ethsemani mit Petrus zusammen sind. Johannes, wie er horcht
öttliche Mittheilung, in der rechten Hand den Griffel haltend,
auf ein Buch legend; zur Linken des Petrus Jacobus d. Ä.,
, mit gefaltenen Händen knieend. Zu Paulus würde ich etwa
en Matthäus und den Jacobus d. J. Matthäus, mehr for-
d betrachtend, versunken in das Studium einer auf seinen

Knieen liegenden Rolle; zur Rechten des Paulus Jacobus d. J. ſtehend, eine Briefrolle in der Hand oder einen Brief ſchreibend. Sollte für die Seitentafeln noch eine vierte Figur wünſchenswerth ſein, ſo könnte hinter Petrus Marcus als Begleiter des Petrus, ebenſo hinter Paulus Lucas als Begleiter des Paulus herausſchauen. Auf dem Mittelbilde in der obern Partie Jeſus Chriſtus als der ewige Hoheprieſter, die Hände ausbreitend und ſeine Wundmale weiſend. Zu ſeinen Füßen gegen den untern Theil des Bildes hin das Lamm. Zur Rechten des Heilandes Maria, fürbittend die gefalteten Hände erhebend zum Heilande hin; zur Linken Johannes, vielleicht mit der Linken hinab auf das Lamm, mit der Rechten auf den Heiland deutend. In dem untern Bilde ſind die übrigen Apoſtel in zwei Gruppen rechts und links anzuordnen. Eine paſſende Mitte für die linke Gruppe wohl Andreas, der das Kreuzesholz umfaßt hält; rechts und links neben ihm Simon und Judas Thaddäus, auf der andern Seite die übrigen Apoſtel zuſammen gruppirt."

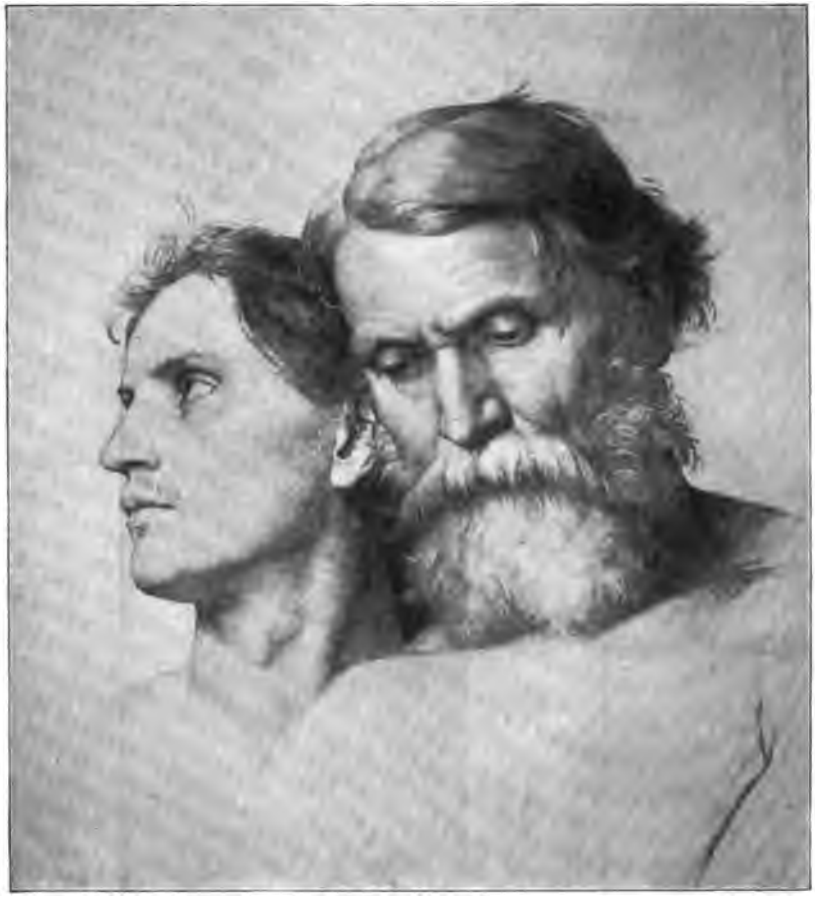
Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie viel der Künſtler hiervon in ſeine Skizze übernommen, wie manches er geändert hat. Der obere Theil des Mittelbildes ſtimmt, abgeſehen von ſofort auffallenden Verſchiedenheiten — ſo iſt das Lamm nicht vorhanden, Maria weist, zum Sohne aufblickend, mit beiden Händen auf die unten Verſammelten hin, Johannes weist letztere auf Chriſtus —, mit den Vorſchlägen. Auch die Viertheilung der Apoſtelgruppe iſt geblieben, aber ſonſt iſt die Vertheilung eine völlig andere in Folge der Stellung der beiden Apoſtelfürſten. Als Mittelpunkt des untern Theiles erſcheint in der Skizze das Kreuz. In den erſten Vorſchlägen fehlte noch die ſichtbare Verbindung zwiſchen der obern und untern Partie. Als ſolche war zunächſt der h. Geiſt genannt in Geſtalt einer Taube, wie in der Disputa, das Opfer hernieder- und emportragend. Der Künſtler pflanzte als ſichtbares Bindeglied das Kreuz auf, das bis zum Gewölke des obern Theiles der Darſtellung emporſteigt. „Das Kreuz," ſchreibt er, „welches allein ſchon dem Beſchauer die ganze Bedeutung des Leidens des Herrn zum Bewußtſein bringt. Das Kreuz, welches ja auch, wie Thomas a Kempis ſo ſchön ſagt, am jüngſten Tage ſtrahlend am Himmel erſcheinen wird. Ich glaube, es geſtaltet ſich glücklich, daß der h. Geiſt mit ſeiner ſiebenfachen Strahlenaureole, unter welcher Sie ſich die heilige Hoſtie denken mögen, ungefähr in der Kreismitte erſcheint, umgeben von drei Cherubimköpfen mit je ſechs Flügeln, gleichſam auf die Dreizahl der göttlichen Perſon hindeutend. Schließlich habe ich nicht widerſtehen können, noch eine Lücke des ganzen Gedankens auszufüllen. Wenn unſere Erlöſung ohne alle Frage ein Werk der Gnade iſt, ſo gehört doch auch unſerſeits die Mitwirkung dazu, damit die Erlöſung eintrete. Und ſo bin ich dazu gekommen, in

Studie zu dem Christuskinde
in dem Oelgemälde „Die heilige Familie". **1871—1873.**
Letzteres im Besitze des Lord Bute, die Studie im Besitze der Wittwe des Künstlers.

Studie zu einem Hirtenknaben in „Die heilige Nacht".
Oelgemälde, im Besitze des Lord Bute. **1886—1889.**
Die Studie im Besitze der Frau Professor Finke, Münster i. W.

Nachgelassener Carton für die St. Remigiuskirc

der Wittwe des Künstlers.



Apostelköpfe.

Studie zum Carton „Die Kirche". 1889—1893. Nach der Original-Kreidezeichnung.
Im Besitze der Wittwe des Künstlers.

enbildern unter den Wolken, etwas in der Ferne gedacht, einige
t dem Spruchband anzubringen, welche das Gloria in excelsis
in terra pax hominibus bonae voluntatis singen. Mir will
daß (durch diese Hinzufügung) innerlich und geistig, sowie
) der Liniengestaltung nach ein organischer Zusammenhang des
eils der Composition mit dem untern für den Beschauer in
er und verständlicher Weise hergestellt ist."
h das Kreuz war die Mitte des untern Theils geschaffen.
enen denn auch an beiden Seiten desselben die Apostelfürsten
s etwas größer in der Figur als Nachfolger Christi und
r Christenheit; um sie gruppiren sich je vier Figuren, der
ter Matthäus auch als solche gerechnet. Hier bilden Johannes
häus, auf dem Seitenflügel neben je drei andern Aposteln und
ülern Marcus und Lucas, die Endpunkte. Im ganzen zählt
e Theil 17 Figuren: neben den Aposteln die Evangelisten
nd Lucas, Paulus und Barnabas, sowie der erste Blutzeuge
.
n in dieser Skizze herrscht ein warmes, kräftiges Leben und
heilige Ruhe, eine Freiheit der Bewegung in den Figuren
eine streng priesterliche Gemessenheit, wie sie für die heilige
ßt. Vor allem war die Gruppirung unübertrefflich; alle
verbinden und lösen sich harmonisch; jede Figur kommt, trotz
änkten Raumes, voll zur Geltung.
Künstler stellte sie in den ersten drei Monaten 1889 so weit
ß auch die meisten Köpfe charakterisirt waren. Hocherfreut
m der bald achtzigjährige Pfarrer über die Schönheit der
eren Ausführung hoffentlich eine Krone auf Ihr künstlerisches
setzen wird . . . Einst noch lange, lange nach uns wird Ihr
umentales Hochaltarbild Gott verherrlichen und zahllose Gläubige
erheben nnd erbauen. Gebe Gott, daß ich's mit Ihnen voll-
uen möge!"
letztere sollte dem edlen Greise und auch dem Künstler nicht
ieden sein. Vier Jahre lang arbeitete Carl Müller an dem
arton, allerdings mit größern Unterbrechungen. Zuweilen
) die Beschwerden des Alters; dann machte er im Frühjahre
seiner Familie und seinem liebsten Jugendfreunde Leopold
seine dritte Reise zum Süden; gerade fünfzig Jahre, nach-
talien zum ersten Male verlassen, zwanzig, nachdem er es zum
l gesehen. Das Gefühl dessen, was er in dem halben Jahr-
it Gottes Hülfe geleistet und erreicht hatte, beherrschte und
hn so, daß so manche traurige Wandlungen, die sonst dem

n Anschauungen fußt, nicht hinauskommen kann. Ich nenne
etzten Jünger zu Emaus; das ist die religiöse Auffassung eines
Actes, wie ich sie mir nicht ergreifender denken kann.
Vollender der ältern Düsseldorfer christlichen Kunst, die eine
tige Wirkung ausgeübt hat, beansprucht Carl Müller seine
in der Kunstgeschichte. Die Kunsthistoriker sollten einmal auf-
n nur nach den Werken seiner Jünglingsjahre, gar nach der
ung in der Düsseldorfer Galerie, zu beurtheilen. Im Volke
ne Stellung längst; dort ist er der bekannteste moderne Künstler
Richtung. Und das hat, meine ich, doch auch seine Bedeu-
die Kunstgeschichte. Die Meinungen und Werthschätzungen
historiker sind wandelbarer als diese Volksgunst. Sie wird
e andauern, ganz vergessen wird er nie werden. Gewiß, es
Kunstrichtung kommen, die dem religiösen Geschmack der kom-
eit noch mehr zusagt; aber sie muß noch kommen! Bei allem
vor der Größe v. Gebhardt's: seine Richtung ist es nicht, die
tlichen Volke zusagen wird, sicherlich wenigstens nicht dem
n, ich glaube aber auch nicht dem evangelischen. Und ich habe
Ueberzeugung, daß es auch, trotz ihrer technischen Vollkommen-
angestrebte Richtung nicht sein wird, welche die christlichen
de im edelsten mythologischen Stile bearbeiten will.

VII. Carl Müller's Persönlichkeit.

erste und nachhaltigste Eindruck, den die Persönlichkeit Carl
an der Schwelle des Greisenalters aber auch in jüngern Jahren
machte, der mit ihm in Berührung kam, war der der vollkom-
Harmonie: milder Friede sprach aus der ganzen, leis vornüber
kleinen Erscheinung, leuchtete vor allem aus dem durchgeistigten
Friede mit seinem Gott, mit seinen Mitmenschen, mit sich selbst;
eligende Gefühl, das denen innewohnt, die in treuester, niemals
r Pflichterfüllung durch's Leben gewandert sind. Gewiß wurde
es Tagewerk nicht ohne schwere Kämpfe vollendet. Er über-
durch eine tiefe Frömmigkeit, die sein ganzes Wesen verklärte.
aube gab ihm Kraft: ihm verdankte er Festigkeit und Milde,
und Thatenlust. Es war jener felsenfeste Glaube auserlesener
den nichts zu erschüttern vermag, der tiefinnerlich sich nach
icht in Worten, sondern in Thaten zeigte. Vor allem bei der
iebe. Carl Müller war wohl bei allen Unternehmungen be-
die im letzten Menschenalter in der rasch sich vergrößernden

Fabrik- und Industrie-Stadt zum Wohl der nothleidenden ärmern Bevölkerung oder zur Erweckung und Förderung des religiösen Sinnes auch in höhern Klassen geschaffen wurden. So gründete er — um wenigstens ein paar Thatsachen zu nennen — mit andern den Vincenzverein, war dessen langjähriger Präsident und opferwilliges Mitglied. Noch als Greis wanderte er zu den Stätten des Elends, um Hülfe und Trost zu spenden. Groß war überhaupt sein Opfersinn. Seine stillen Wohlthaten kennt jedoch nur der, in dessen Namen sie von ihm gespendet wurden. So war er von der Gründung der Marienschule an mit unermüdlicher Hingabe von Zeit und Arbeitskraft für dieselbe thätig. „Man darf wohl sagen, daß seiner begeisterten Liebe zu dieser Anstalt wesentlich ihre Gründung und Erhaltung zu verdanken ist“ [1]). Unüberwindliche Schwierigkeiten gab es für ihn hierbei nicht: Mit den höflichsten und zartesten Formen des Verkehrs verband er eine außerordentlich zähe Energie in Verfolgung seiner Ziele und eine weitblickende Umsicht zur Lösung verwickelter Fälle. Unerschütterlich war dabei, wie überhaupt in allen Lebenslagen, sein Gottvertrauen, das oft in ergreifender Weise in seinen Freundesbriefen zum Ausdruck kommt.

Aber auch mit dem Munde bekannte er, wo er es für nöthig hielt, die von ihm für allein richtig gehaltenen religiösen Anschauungen. So enthalten seine Reden auf Schadow und Deger sowohl sein künstlerisches wie sein religiöses Glaubensbekenntniß. In den kirchenpolitischen Wirren der siebziger Jahre hat der so redegewandte Meister wiederholt mit eingegriffen. Auch in der Polemik trennte er stets Person und Sache, und bei aller Festigkeit seines politischen und religiösen Standpunktes war er allem Extremen und Scharfen abhold. „Die ihn näher kannten,“ schreibt der Seelsorger, der ihm in seinen letzten Stunden beigestanden, „denen wird von ihm erinnerlich sein, wie klar und fest seine christlichen Grundsätze waren, und wie mild, wohlwollend sein Urtheil über Personen. Obschon letzteres mir schon von Anfang an bei ihm wohlthuend aufgefallen war, scheint mir diese aus echtem Christenthum entsprungene Milde in den spätern Jahren noch immer zugenommen und sein ganzes Wesen immer edeler gemacht zu haben.“ Bezeichnend für seine Milde ist auch das Urtheil eines Mannes, der ihn in den letzten 25 Jahren sehr genau gekannt hat: „Ich habe nur einmal eine scharfe Aeußerung von ihm gehört und die galt einem Manne, durch den viel Unheil gekommen war.“

Eine solche Persönlichkeit war zum Streitschlichter und Vermittler in künstlerischen, gesellschaftlichen und politischen Zwistigkeiten vor allem

---

[1]) Jahresbericht der Marienschule, katholische höhere Töchterschule zu Düsseldorf 1893/94

Wie oft er zum Frieden, der ihn selbst beseelte, gepredigt
ft hat, entzieht sich naturgemäß, selbst für die weitere Kreise
den Fälle, noch der Oeffentlichkeit.
Milde war ein Ausfluß seiner angeborenen Herzensgüte, ver-
sein religiöses Empfinden. Sie gewann ihm die Herzen aller,
äher traten, vor allem seiner Schüler und Collegen im Amte.
Herzensgüte war vereint eine erfrischende Heiterkeit des Ge-
Er liebte Frohsinn und Scherz wie in jungen so in alten
abei war seine edele Natur geeignet, jeder Beimischung von
nd Frivolität vorzubeugen. Am wohlsten fühlte er sich in
Familien- und gleichgesinntem kleinem Freundeskreise. Am
glänzte aber sein Humor, wenn er mit einer kleinen Schaar
über Berg und Thal wanderte an den Ufern des Rheins, im
alde oder in den Vogesen; namentlich bei letztern Wanderungen
h das Gebiet der hohen Politik gestreift und fromme Wünsche
Wiedervereinigung der getrennten Brüder mit Deutschland ge-
ine derartige Wanderung in den sechsziger Jahren mit Leopold
, dem Dichter Simrock, den Gebrüdern Reinkens (dem Pfarrer
spätern altkatholischen Bischof), dem Freunde Ittenbach hat
er in anmuthiger Weise in seinem „Malerischen und Roman-
heinland" geschildert [1]).
eine Eigenschaft entsprang seiner Herzensgüte: seine Bescheiden-
„dessen Ruhm seinen Namen weit über Deutschland, ja über
inaus getragen hatte, ließ nicht bloß einen jeden in seiner
gelten, dessen Streben er als aufrichtig erkannte," [2]) er trug es
schwer, sich dort mit seiner Ansicht und seinen Arbeiten unter-
wo er hätte an der Spitze stehen, beide hätte zur Geltung
önnen. Wie diese christliche Bescheidenheit und Demuth ihn
, sein Kunstideal nicht mit der nöthigen Energie zu verthei-
s Furcht, er könne sich einem fehlerhaften Künstler-Ehrgeize
ist vorhin erwähnt [3]).
er seine Arbeit als Gottesdienst ansah, so begann er sie nie
et. In der ersten Morgenfrühe, zur Winter- und Sommer-
ungen und alten Tagen, wohnte er dem Meßopfer bei, ein
rendster Andacht. Jemand, der mit seinen „Jüngern zu
vom Jahre 1856 nicht recht zufrieden war, meinte, wenn Carl

---

lufl. S. 60, Bonn. Der Verfasser spricht von den sechs Schöpfungstagen
auerte sechs Tage). „Diese werden der erschöpften Kaufmüllittreinsimsamlei
eßlich sein." Das sind die ersten Silben der obigen Namen.
te aus der Gedächtnißrede v. Oettingens.
schöner Zug seiner christlichen Demuth, wie der Meister einst einen Geistlichen
n begleitete an Stelle eines Chorknaben, ging nach seinem Tode durch die Presse.

konnte. Mit dem englischen Cardinal hat mancher seine Kenntniß von der Düsseldorfer religiösen Kunst auf diese beiden ja am meisten hervortretenden Momente beschränkt und auch danach geurtheilt.

Jedenfalls verengt sich mit dem Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre der Begriff der Düsseldorfer religiösen Schule. Er concentrirt sich immer noch um die Männer, die auf Apollinarisberg schufen und auch beim Bilderverein tonangebend waren. Schon Wolfgang Müller sagt damals von ihnen die schönen und charakteristischen Worte: „Zwischen dem bunten Getriebe der vielfachen hiesigen Kunstbestrebungen hat sich in stiller, abgeschiedener Einsamkeit eine Richtung herausgebildet, welche die rein christliche Kunst vertritt. Zurückgezogen von dem rauschenden Leben ihrer weltlichen Genossen, die sich auf Bällen und Festen, bei Tanz, Spiel, Komödien und Mummenschanz herumtummeln, hat sie gleichsam eine verborgene Kirche gebildet und in wahrer Frömmigkeit nur den Ideen gehuldigt, welche ihr nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben als die ersten und nothwendigsten erschienen. Bei ihnen war kein Liebäugeln mit der Macht, kein Blinzeln nach äußerer Pracht zu finden“ [1]). Dann folgt eine Schilderung Ernst Deger's und seines Kreises. Je mehr die andern Richtungen der Malerei, vor allem die Landschaft, Genre und Portrait sich in Düsseldorf seitdem entfalteten, um so ausschließlicher blieb den Deger, Müller und Ittenbach, denen sich Clasen, Th. Maßen, Kehren u. a. anschlossen, die Bezeichnung Düsseldorfer christliche Malerschule, zu der auch der geniale Kupferstecher Joseph Keller gerechnet werden muß.

Eine knappe Charakteristik derselben ist nicht leicht. Ist ja doch schon der Begriff „christliche Kunst“, der erst vor einigen Jahrzehnten fast schüchtern auftauchte, um im Gegensatze zum modernen Kunstgeschmack eine strengere Richtung zu bezeichnen [2]), nicht so einfach zu umgrenzen. Eine der einfachsten und klarsten Deutungen scheint die Overbeck's zu sein: Christliche Kunst ist „der volle und entsprechende Ausdruck, in Formen, Farben oder Tönen, eines lebendigen Glaubens, von dem der Künstler erfüllt sein muß“ [3]). Wiseman nennt als Zweck der religiösen Kunst: „Die Hervorrufung religiöser Stimmungen durch das Auge, die den dargestellten Gegenständen und Personen angemessen sind.“ Da aber das religiöse Empfinden höchst individuell ist, so dürfen auch die Grenzen der Kunstgegenstände, die als christliche ein solches hervorrufen sollen, und vor allem die Grenzen der Ausführung, nicht so eng umgrenzt sein; denn während der eine in einem Bilde nur eine freundliche Genredarstellung sieht, wird ein anderer dadurch zur Andacht gestimmt.

[1]) Düsseldorfer Künstler, S. 45. — [2]) Veit, Ueber die christliche Kunst. Frankfurter Zeitgem. Broschüren Jahrg. 1869, S. 1. — [3]) Overbeck's Leben II, S. 351.

erstes Merkmal der Düsseldorfer christlichen Schule darf gelten,
Hauptvertreter von der Wahrheit ihres Glaubens, den sie durch
ıst verherrlichen wollten, auf's tiefste überzeugt waren; noch
waren auch die Apostel ihres Glaubens in ihrem Leben wie
Kunst, d. h. sie richteten ihr Leben nach ihrem Glauben ein.
nthalten die Gebilde ihrer Kunst ihr Glaubensbekenntniß. „Die
nd die Menschen", sagt Wolfgang Müller von den Düsseldorfern,
h darauf: „Ihre Werke sind ewige Wahrheiten ihrer Seelen" [1]).
ch ist allen Ernstes die Frage aufgeworfen worden: „Ist christ-
st und insonderheit christliche Malerei ohne Glauben möglich?" [2])
iger Weise hat man die Frage meist verneint; Ausnahmen, wie
rugino eine sein soll, bestätigen ja auch hier die Regel. Nicht
und bricht der gewiß nicht extreme Maxime du Camp in einer
Besprechung der Pariser allgemeinen Kunstausstellung von 1855
die ganze zeitgenössische religiöse Kunst Frankreichs den Stab,
Heiligenbilder gemalt sind von Männern, welche nicht an Gott
den sie darstellen, ohne ihn zu kennen [3]).
anderer Seite ist wiederholt betont worden, daß die ältere
fer christliche Kunst „eine specifisch katholische" sei. Das ist
mit gewissen Einschränkungen richtig. Allerdings standen die
treter dieser Richtung frei von jeder krankhaften Gefühlsrichtung
hütterlicher Gläubigkeit auf dem Boden der katholischen Kirche,
das für ihre Kunst von Vortheil war, mag man bei H. Riegel
Aber auch Protestanten schufen in Uebereinstimmung mit
h erinnere nur daran, daß J. Hübner, W. Sohn, Geselschap
dem doch vielfach einen kirchlichen Charakter tragenden religiösen
rein vertreten sind. Anderseits wird man einer Anzahl ihrer
ch nicht einen specifisch katholischen Charakter aufprägen können.
e sonst die starke Verbreitung Carl Müller'scher Bilder gerade
elischen Kreisen denkbar! So ist denn auch die Behauptung
uern Kunsthistorikers, daß der Unterschied der ältern Meister
Gebhardt'schen Richtung „nicht bloß ein Gegensatz verschiedener
chauungen, sondern auch des Bekenntnisses ist", in der Allgemein-
richtig. Wäre sie es, was wäre dann von jenen katholischen
Kreisen zu halten, die sich ihre Kirchen von Schülern strengster
'scher Observanz ausschmücken lassen? Richtig ist allerdings, daß
stantische Charakter in manchen Bildern von Gebhardt's stark zu
t.

. a. O. S. 56. — [2]) Vgl. H. Riegel, Cornelius, Hannover 1866, S. 119 ff.
es beaux arts à l'exposition universelle de 1855. Paris 1855, p. 25.

Die Hauptvertreter der Düsseldorfer christlichen Schule stellten mit vollster Ausschließlichkeit ihr ganzes Leben hindurch ihre Kunst in den Dienst des Allerhöchsten! Die vier Männer, die das Leben nicht alle auf Rosen gebettet hatte, die mit ihrem gewaltigen Talente auf andern Gebieten auch Schönes und jedenfalls Gewinnbringenderes hätten leisten können, sie blieben ihrem in den jungen Jahren der Begeisterung gefaßten Plane, die religiöse Kunst allein zu pflegen, treu bis in's Greisenalter, trotz aller Lockungen, die manchmal an sie herantraten. „Bei einer so edlen, feinfühlenden Natur erheischte es die Pflicht der Dankbarkeit, das empfangene Talent mit dem mittels eigener Thätigkeit dazu gewonnenen, zur Ehre und zum Preise dessen zu verwenden, der es ihm verliehen hatte", sagte Carl Müller von Deger; das gilt mehr oder minder von ihnen allen.

Und innerhalb der religiösen Gegenstände wählen sie mit Vorliebe die höchsten Geheimnisse ihres Glaubens; treten andere Wünsche an sie heran, so wissen sie doch, wie wir das früher bei Carl Müller gesehen, immer wieder an die Lebensgeschichte des Heilandes und Maria's, an das Evangelium anzuknüpfen. Sie haben das weite, reiche, evangelische Gebiet durchgeackert, auch die erschütternde Tragik desselben blieb ihnen nicht fern, wenn sie auch mit offenkundiger Vorliebe immer wieder zu den weniger dramatisch belebten Scenen, vor allem zum Marienleben mit seinen unerschöpflichen Schönheiten zurückkehrten. Seit Rafael's Zeiten ist das Madonnen-Ideal nicht um so zahlreiche, unvergängliche Typen bereichert worden. Hierbei sind sie dem Vorwurf der Einseitigkeit nicht entgangen, der, merkwürdig genug, gegen die minutiösen Abzweigungen der Malerei nie oder doch nur selten erhoben wird; man hat dabei übersehen, „daß diese gerügte Einseitigkeit eigentlich die Einheit aller Anschauungen, die Allseitigkeit, der Universalismus ist, welcher die ganze Fülle wahrheitlicher Ideen ordnet und regelt, weil er die verwirrend zerstreuenden Vielheiten in dem Begriffe der Allseitigkeit faßt" [1]).

Die Düsseldorfer christliche Schule hat — und dadurch hebt sie sich besonders scharf ab — nie ihre Herkunft von Schadow verleugnet: das stete Streben nach erreichbarer Naturwahrheit in Form und Farbe, das Actzeichnen eingeschlossen, scheidet sie, wie früher betont, vor allem von den Nazarenern. In den Hauptwerken, besonders bei Carl Müller, tritt dieser Zug hervor, allerdings innerhalb der genau gesteckten Grenzen. So bewahrte sie ihr tieffrommer Sinn „in ihrer Liebe zur Natur vor jedem rein äußern Formbehagen; nur das Edle, für ihre erhabenen

[1]) J. v. Führich, Von der Kunst Heft 4, Wien 1869, S. 70.

rwendbare entnahmen sie der Natur und mieden sorgfältig nicht Gemeine, sondern auch das sinnlich Schöne, wo es ihrem zarten n von dem Hauch der Sünde berührt schien“ [1]). So halten ch in den Grundzügen ihres Stiles „auf dem traditionellen chlich sanctionirter Vorstellungen“; aber gegen die mechanische ion hergebrachter Typen hat sich Carl Müller in seinem Gutachten eben so scharf ausgesprochen — und was er sagte, ine Freunde — wie sie energisch den Realismus zurückwiesen, Typus ignoriren zu dürfen glaubt. Und dadurch haben sie ht, „die alten geheiligten Gegenstände mit ihren selbständig enen Formen zu umkleiden“, d. h. in gewissem Sinne einen giösen Düsseldorfer Stil zu schaffen [2]).

große Bedeutung dieser Düsseldorfer religiösen Kunstrichtung nur zu leicht übersehen werden; ihre Wirkungen hat sie erzielt Veränderungen sind nicht so leicht mehr erkennbar. Aber die eutenden Männer um die Mitte des Jahrhunderts, darunter ragende Kirchenfürsten wie Cardinal Wiseman, haben es klar nd bekannt. Der religiöse Kunstgeschmack ist durch sie total t worden, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frank- England. Natürlich ist das nicht von den Düsseldorfern ielt, der große Overbeck hatte ja die Bewegung eingeleitet, nd Führich sie gewaltig gefördert: aber diese Kunstmächtigen lein, in Düsseldorf war im gewissen Sinne schon in Folge der erhältnisse das Centrum. Konnten diese Wirkung manche der Kunsthistoriker aus den genannten Gründen übersehen, so durfte eres ihnen nicht unbekannt bleiben: Der gewaltige Einfluß, Düsseldorfer religiöse Kunst und ihre Hauptvertreter auch jetzt das gläubige Volk ohne Unterschied der Confession ausüben. durch neue Richtungen, sei es in der mittelalterlich archaisiren- , sei es durch die sogenannte moderne religiöse Kunst, besonders in die Gotteshäuser eindringen, für eine Zeitlang wohl den verwirren, die Gemüther beunruhigen, aber volksthümlich e nie; mit ihren Urhebern werden sie aus den Kirchen und häusern verschwinden.

übrigens auch gerade jetzt, in der Zeit der Krisis, wo an- für einige Zeit die religiöse Kunst und ihre Hauptvertreter aus rnen Kunstgeschichten ausgeschieden werden, auch noch anders

---

. Kaufmann, Andreas Müller, S. 24. Dort wird auch auf den wichtigen Schroers: „Die kirchliche Kunst in der Gegenwart und ihre nächste Aufgabe“ tschrift für christl. Kunst“ 1895, S. 155 ff. hingewiesen.

Oettingen, Gedächtnißrede auf Carl Müller S. 16.

geurtheilt wird, fand ich zu meiner Freude in dem Schreiben wohl des bekannteſten der ältern Kunſthiſtoriker Süddeutſchlands aus dem Jahre 1890. Die intereſſante Stelle heißt: „Neulich ſah ich eine h. Familie von dem Düſſeldorfer [Carl] Müller, der [darin] die Altitaliener nachahmte [1]); die war aber ſo gut, daß ich überzeugt bin, man werde in hundert Jahren dieſes Bild als eine Perle in irgend einer Galerie verehren. Wir haben furchtbare Rückſchritte gemacht ſeither. Wenn man ſieht, wie nahe dieſe Deger, Müller ſchon einer echt deutſchen Claſſicität kamen und wie das alles über der in den vierziger Jahren einreißenden Nachahmung der Franzoſen einem unwahren und geſpreizten Weſen à la Piloty Platz macht, ſo möchte man des Teufels werden über unſere ewige Thorheit.“

Daß die Düſſeldorfer Schule nicht die Bedeutung auf dem Gebiete der religiöſen Kunſt erlangt hat, die man um die Mitte des Jahrhunderts erwarten konnte, iſt offenkundig. Ich glaube, die Gründe liegen in zweierlei: in dem Charakter der religiöſen Kunſtbeſtrebungen der Neuzeit und in den Künſtlern ſelbſt. Unzweifelhaft erwachte in den vierziger und fünfziger Jahren der Sinn für wahre religiöſe Kunſt mit immer größerer Macht; das bekunden die zahlreichen damals entſtandenen chriſtlichen Kunſtvereine aller Art, nicht bloß auf katholiſchem, ſondern auch auf evangeliſchem Gebiete. Naturgemäß trat aber nach einer Zeit des Verfalles zunächſt eine Periode der Reſtauration ein, und in dieſer wandte ſich das allgemeine Intereſſe zunächſt der Architektur zu. Die Reſtauration verſchlang den größten Theil der vorhandenen Mittel, und für den Innenſchmuck der Kirchen mußte man dann möglichſt kargen. Das erklärt aber noch nicht alles, da doch auch an manchen Orten bedeutende Summen für die innere Ausſchmückung verwandt wurden. Je mehr man ſich in der Zeit der Reſtauration in das Studium des Alten vertieft, um ſo mehr erwacht die Begeiſterung für die alte Zeit, die Bewunderung für deren Beſtrebungen. Die Nothwendigkeit, das Alte wiederherzuſtellen, zwingt zugleich dazu, daß man ſich in die eigenartige Kunſtweiſe der Alten einlebe, daß man zur Wiederherſtellung und zur Ergänzung von vorhandenen Werken möglichſt vollkommen nachbilden muß. Da lag nun die Gefahr nahe, die Leiſtungen der mit Recht verehrten Vergangenheit ausſchließlich als muſtergültig zu betrachten. Thatſächlich hat ſich ſehr bald ſchon in den fünfziger Jahren und bis auf unſere Zeit eine alterthümelnde Kunſtrichtung entwickelt, die Künſtlern, welche freilich auch im Geiſte der Alten, aber doch ſelbſtändig ſchaffen wollten, nicht günſtig ſein konnte. Deren Werke werden in ſolcher Zeit nur zu

[1]) Wohl die h. Familie bei der Arbeit. Vgl. Abſchnitt IV.

u schnell als modern, nicht streng, nicht ernst genug zurück-
rend man manches, was ohne den Geist der guten alten Zeit
äußere Manier an sich trägt, ungebührlich überschätzt.
ich hatte diese archaisirende Richtung auch verschiedene
en. Die Gruppe derer, welche die Apollinarisfresken „heid-
die Bilder der Schule „ganz und gar ohne religiösen Geist"
klein, aber unter ihnen waren kräftige Rufer im Streite;
vor allem im Klerus, war die Zahl der Gemäßigtern; ihre
en fanden geschickte litterarische Vertretung und beeinflußten
rschend die höhern Kreise.
üsseldorfer Meister stießen auf diese feindlichen Bestrebungen
iner Zeit, als sie nach neuen monumentalen Arbeiten suchten
ung von Außen für sie von höchstem Werthe gewesen wäre.
ren nicht die Männer, um derartigen Gegenströmungen kräftig
treten. Wohl wußten sie mit dem gesprochenen wie ge-
Wort umzugehen: aber sie thaten es nicht. Sie ließen alles
gehen trotz oftmaliger Aufforderung von befreundeter Seite,
ten die offenkundig falschen Angaben über ihre Bestrebungen
n; womöglich nahmen sie es als eine Prüfung des Himmels
sich in Demuth unterwarfen. Offenkundig geht durch ihre
anschauung ein ascetischer Zug, nicht ungesund, aber doch
sie stets verhindert hat, Bedeutendes zu erreichen, wenn sie
ogen gebrauchen mußten. Nicht umsonst fordert Carl Müller
eiden Reden sowohl auf Schadow wie auf Deger die plan-
kdrängung des Künstler-Ehrgeizes: „Er kämpfte hochherzig
Regung des Ehrgeizes, damit die Reinheit seiner Absicht nicht
rde," heißt es von Deger; ganz dasselbe gilt von ihm.
eines kam dazu. Hätten sie Schadow's Lehreifer und Lehr-
en, so würde bei der Popularität ihrer Namen und der
der christlichen Kunst in den fünfziger Jahren ihnen eine
hl Schüler zugeströmt sein. Man kann nicht sagen, daß einer
um Schüler geworben hat, wohl aber liegen verschiedene
wo der eine oder andere von ihnen vor der religiösen Ma-
e Kräfte zurückschreckte. Natürlich in bester Absicht: nirgends
l mehr als auf ihrem Gebiet das Wort: „viele sind berufen,
auserwählt". Sie verlangten, daß der Schüler wie sie selbst
Religiösität erfüllt sei. Nur wenige fanden sie brauchbar.
sie sich selbst. Die Zahl derer, die christliche Maler werden
ringerte sich immer mehr. Seit dem Beginn der sechsziger
nur noch vereinzelte Düsseldorfer in ihre Bahnen — natür-
ls reine Nachahmer — getreten; es sind ja sehr achtens-

werthe Namen darunter — ich brauche nur die Namen H. Sinkel, Franz Müller, Professor Lauenstein, den Bildhauer Reiß zu nennen — aber von einer Düsseldorfer christlichen Malerschule im Sinne der fünfziger Jahre kann nicht mehr die Rede sein. Und leider muß man bestätigen, was ein Kunstkritiker im Jahre 1880 bemerkt: „Die katholische Kirche (in Deutschland) hat sich fast allerorten von der Kunst zurückgezogen und dem Handwerk zugewendet“ [1]).

Die Stellung, die Carl Müller in der Düsseldorfer christlichen Kunst eingenommen hat, bis in's einzelne zu fixiren, ist jetzt noch nicht an der Zeit. Doch läßt sich auch jetzt wohl schon Folgendes sagen: Deger war ihr Begründer, Carl Müller ist nach mancher Richtung, vor allem technisch, ihr Vollender. Das wurde auch von dem bescheidenen Deger bereitwilligst anerkannt. Carl Müller überlebte die Genossen, besonders in künstlerischem Schaffen: In seiner letzten Periode (1870 bis 1893) stieg er noch von Stufe zu Stufe höherer Vollendung; für die Freunde war es die Zeit der Abblüthe, theilweise des wohlverdienten Otium cum dignitate. So konnte er die Errungenschaften der modernsten Kunst nicht bloß betrachten, sondern auch abwägend beurtheilen und verwenden. Vor allem im Colorit, das ihn neben die hervorragendsten Coloristen stellte, wie früher sein allseitig anerkanntes eminentes Zeichnentalent ihn den größten Meistern der Zeichnung beigesellte.

Carl Müller ist der deutscheste der Düsseldorfer christlichen Maler, ich glaube man darf sagen, der religiösen Malerei ganz Deutschland's in der neuern Zeit. Wer das bezweifelt, vergleiche seine Madonna vor der Grotte u. a. mit ähnlichen italienischen Schöpfungen, aber auch mit den Werken seiner Freunde, betrachte Anna und Maria, vor allem die h. Nacht. Das Muttergefühl, das in der Haltung und im Gesicht der über das Kind geneigten Jungfrau ausgedrückt liegt, ist urdeutsch; nur ein tief religiös und tief deutsch fühlender Künstler konnte so malen. Man betrachte seine zahlreichen Kindertypen vom Kind in der Wiege bis zu dem so fröhlich dareinschauenden jungen Hirten- und dem Jesuknaben, der dem h. Joseph das Heil verkündet; sind sie nicht durch die religiöse Intuition eines deutschen Geistes und Gemüthes geschaffen?

In der Entwickelung der ältern christlichen Kunst Deutschlands im 19. Jahrhundert nimmt somit meines Erachtens Carl Müller einen End- und in mancher Beziehung einen Höhepunkt ein. Eine Reihe seiner religiösen Typen müssen als schlechtweg vollkommen bezeichnet werden, über welche die Auffassung unserer Zeit, die auf den von ihm bildlich

---

[1]) O. Baisch, Die deutsche Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung, München 1880, Seite 43.

Anschauungen fußt, nicht hinauskommen kann. Ich nenne
zten Jünger zu Emaus; das ist die religiöse Auffassung eines
Actes, wie ich sie mir nicht ergreifender denken kann.
Vollender der ältern Düsseldorfer christlichen Kunst, die eine
ige Wirkung ausgeübt hat, beansprucht Carl Müller seine
in der Kunstgeschichte. Die Kunsthistoriker sollten einmal auf-
n nur nach den Werken seiner Jünglingsjahre, gar nach der
ung in der Düsseldorfer Galerie, zu beurtheilen. Im Volke
ne Stellung längst; dort ist er der bekannteste moderne Künstler
Richtung. Und das hat, meine ich, doch auch seine Bedeu-
die Kunstgeschichte. Die Meinungen und Werthschätzungen
hiſtoriker sind wandelbarer als diese Volksgunst. Sie wird
andauern, ganz vergessen wird er nie werden. Gewiß, es
Kunstrichtung kommen, die dem religiösen Geschmack der kom-
eit noch mehr zusagt; aber sie muß noch kommen! Bei allem
vor der Größe v. Gebhardt's: seine Richtung ist es nicht, die
tlichen Volke zusagen wird, sicherlich wenigstens nicht dem
n, ich glaube aber auch nicht dem evangelischen. Und ich habe
Ueberzeugung, daß es auch, trotz ihrer technischen Vollkommen-
angestrebte Richtung nicht sein wird, welche die christlichen
de im edelsten mythologischen Stile bearbeiten will.

VII. Carl Müller's Persönlichkeit.

erste und nachhaltigste Eindruck, den die Persönlichkeit Carl
an der Schwelle des Greisenalters aber auch in jüngern Jahren
machte, der mit ihm in Berührung kam, war der der vollkom-
harmonie: milder Friede sprach aus der ganzen, leis vornüber
kleinen Erscheinung, leuchtete vor allem aus dem durchgeistigten
Friede mit seinem Gott, mit seinen Mitmenschen, mit sich selbst;
ligende Gefühl, das denen innewohnt, die in treuester, niemals
Pflichterfüllung durch's Leben gewandert sind. Gewiß wurde
es Tagewerk nicht ohne schwere Kämpfe vollendet. Er über-
durch eine tiefe Frömmigkeit, die sein ganzes Wesen verklärte.
aube gab ihm Kraft: ihm verdankte er Festigkeit und Milde,
und Thatenlust. Es war jener felsenfeste Glaube auserlesener
den nichts zu erschüttern vermag, der tiefinnerlich sich nach
cht in Worten, sondern in Thaten zeigte. Vor allem bei der
iebe. Carl Müller war wohl bei allen Unternehmungen be-
die im letzten Menschenalter in der rasch sich vergrößernden

Fabrik- und Industrie-Stadt zum Wohl der nothleidenden ärmern Bevölkerung oder zur Erweckung und Förderung des religiösen Sinnes auch in höhern Klassen geschaffen wurden. So gründete er — um wenigstens ein paar Thatsachen zu nennen — mit andern den Vincenzverein, war dessen langjähriger Präsident und opferwilliges Mitglied. Noch als Greis wanderte er zu den Stätten des Elends, um Hülfe und Trost zu spenden. Groß war überhaupt sein Opfersinn. Seine stillen Wohlthaten kennt jedoch nur der, in dessen Namen sie von ihm gespendet wurden. So war er von der Gründung der Marienschule an mit unermüdlicher Hingabe von Zeit und Arbeitskraft für dieselbe thätig. „Man darf wohl sagen, daß seiner begeisterten Liebe zu dieser Anstalt wesentlich ihre Gründung und Erhaltung zu verdanken ist“ [1]). Unüberwindliche Schwierigkeiten gab es für ihn hierbei nicht: Mit den höflichsten und zartesten Formen des Verkehrs verband er eine außerordentlich zähe Energie in Verfolgung seiner Ziele und eine weitblickende Umsicht zur Lösung verwickelter Fälle. Unerschütterlich war dabei, wie überhaupt in allen Lebenslagen, sein Gottvertrauen, das oft in ergreifender Weise in seinen Freundesbriefen zum Ausdruck kommt.

Aber auch mit dem Munde bekannte er, wo er es für nöthig hielt, die von ihm für allein richtig gehaltenen religiösen Anschauungen. So enthalten seine Reden auf Schadow und Deger sowohl sein künstlerisches wie sein religiöses Glaubensbekenntniß. In den kirchenpolitischen Wirren der siebziger Jahre hat der so redegewandte Meister wiederholt mit eingegriffen. Auch in der Polemik trennte er stets Person und Sache, und bei aller Festigkeit seines politischen und religiösen Standpunktes war er allem Extremen und Scharfen abhold. „Die ihn näher kannten,“ schreibt der Seelsorger, der ihm in seinen letzten Stunden beigestanden, „denen wird von ihm erinnerlich sein, wie klar und fest seine christlichen Grundsätze waren, und wie mild, wohlwollend sein Urtheil über Personen. Obschon letzteres mir schon von Anfang an bei ihm wohlthuend aufgefallen war, scheint mir diese aus echtem Christenthum entsprungene Milde in den spätern Jahren noch immer zugenommen und sein ganzes Wesen immer edeler gemacht zu haben.“ Bezeichnend für seine Milde ist auch das Urtheil eines Mannes, der ihn in den letzten 25 Jahren sehr genau gekannt hat: „Ich habe nur einmal eine scharfe Aeußerung von ihm gehört und die galt einem Manne, durch den viel Unheil gekommen war.“

Eine solche Persönlichkeit war zum Streitschlichter und Vermittler in künstlerischen, gesellschaftlichen und politischen Zwistigkeiten vor allem

---

[1]) Jahresbericht der Marienschule, katholische höhere Töchterschule zu Düsseldorf 1893/94

. Wie oft er zum Frieden, der ihn selbst beseelte, gepredigt
irkt hat, entzieht sich naturgemäß, selbst für die weitere Kreise
enden Fälle, noch der Oeffentlichkeit.
se Milde war ein Ausfluß seiner angeborenen Herzensgüte, ver-
ch sein religiöses Empfinden. Sie gewann ihm die Herzen aller,
näher traten, vor allem seiner Schüler und Collegen im Amte.
Herzensgüte war vereint eine erfrischende Heiterkeit des Ge-
Er liebte Frohsinn und Scherz wie in jungen so in alten
dabei war seine edele Natur geeignet, jeder Beimischung von
und Frivolität vorzubeugen. Am wohlsten fühlte er sich in
n Familien- und gleichgesinntem kleinem Freundeskreise. Am
glänzte aber sein Humor, wenn er mit einer kleinen Schaar
über Berg und Thal wanderte an den Ufern des Rheins, im
valde oder in den Vogesen; namentlich bei letztern Wanderungen
ach das Gebiet der hohen Politik gestreift und fromme Wünsche
Wiedervereinigung der getrennten Brüder mit Deutschland ge-
Eine derartige Wanderung in den sechsziger Jahren mit Leopold
n, dem Dichter Simrock, den Gebrüdern Reinkens (dem Pfarrer
spätern altkatholischen Bischof), dem Freunde Ittenbach hat
ter in anmuthiger Weise in seinem „Malerischen und Roman-
Rheinland" geschildert [1]).
h eine Eigenschaft entsprang seiner Herzensgüte: seine Bescheiden-
r, „dessen Ruhm seinen Namen weit über Deutschland, ja über
hinaus getragen hatte, ließ nicht bloß einen jeden in seiner
gelten, dessen Streben er als aufrichtig erkannte," [2]) er trug es
t schwer, sich dort mit seiner Ansicht und seinen Arbeiten unter-
, wo er hätte an der Spitze stehen, beide hätte zur Geltung
können. Wie diese christliche Bescheidenheit und Demuth ihn
te, sein Kunstideal nicht mit der nöthigen Energie zu verthei-
us Furcht, er könne sich einem fehlerhaften Künstler-Ehrgeize
, ist vorhin erwähnt [3]).
er seine Arbeit als Gottesdienst ansah, so begann er sie nie
bet. In der ersten Morgenfrühe, zur Winter- und Sommer-
jungen und alten Tagen, wohnte er dem Meßopfer bei, ein
hrendster Andacht. Jemand, der mit seinen „Jüngern zu
vom Jahre 1856 nicht recht zufrieden war, meinte, wenn Carl

Aufl. S. 60, Bonn. Der Verfasser spricht von den sechs Schöpfungstagen
dauerte sechs Tage). „Diese werden der erschöpften Kaufmüllittreinsimsamlei
rgeßlich sein." Das sind die ersten Silben der obigen Namen.
orte aus der Gedächtnißrede v. Öttingens.
n schöner Zug seiner christlichen Demuth, wie der Meister einst einen Geistlichen
fen begleitete an Stelle eines Chorknaben, ging nach seinem Tode durch die Presse.

Müller nur einmal sich selbst in der Kirche gesehen und solch einen Jünger gemalt hätte, das wäre die richtige Figur gewesen. Weil er seine Schöpfungen als dem Dienste des Höchsten geweiht betrachtete, konnte er sich in ihrer Vollendung nie genug thun. Keine Mängel, so weit es in seinen Kräften lag, sollten sie verunstalten. Es bedurfte manchmal einer sanften Nöthigung, um ihn zu einer endgültigen Fertigstellung eines Werkes zu bewegen. Bei solcher Auffassung begreift man seine Freude, wenn er später hörte, daß dieses oder jenes seiner Bilder als Andachtsbild auf die Altäre oder doch in die Kirche gekommen sei, obschon es ursprünglich nicht dafür bestimmt war: ein Umstand, der für die Beurtheilung der religiösen Kunst des Meisters hier und da verhängnißvoll geworden ist. Weil andere verkannten, was er selbst klar erfaßte, daß ein jedes religiöse Bild noch nicht für die Kirche geeignet ist, vor allem nicht für den Altar, so hat man das dem Künstler selbst zur Schuld gegeben und ihn z. B. nach der Breslauer „Maria und Elisabeth“ (in der Michaeliskirche), „Maria mit dem h. Heinrich und der h. Hedwig“ (im Breslauer Dom) beurtheilt und seine kirchliche Kunst verurtheilt. Beide Bilder waren aber zu ganz andern Zwecken gemalt.

Ein Künstlerleben, das immerfort der lauterste Gottesdienst gewesen war, mußte auch ein schöner Tod krönen. Sein Tagewerk hatte Carl Müller vollbracht: der Herr hatte ihn in dem letzten Vierteljahrhundert nach allen Richtungen hin gesegnet. Beinahe binnen Jahresfrist hatte er die Stätte der Sehnsucht seiner Jugend und seines Alters wieder gesehen, sein einziges Kind verheirathet, unter großer Theilnahme das Fest seiner Silberhochzeit gefeiert und den großen Carton zum letzten Bonner Bild vollendet: da nahte ihm leise schreitend der Tod. Matt und müde kam er am 6. August 1893 nach Bad Neuenahr, um dort Besserung von einem alten Magenleiden zu suchen; am 11. warf ihn ein erneuter starker Anfall auf's Krankenlager. Aus den ausführlichen Aufzeichnungen seines jetzt auch schon heimgegangenen Seelsorgers geht hervor, mit welch' rührender Andacht er die Sterbesacramente empfing, und mit welcher Klarheit und Ruhe er dem Tode entgegensah. Einen Wunsch hatte er noch; gern würde er sein letztes Werk vollendet haben. „Indessen,“ bemerkte er sanft lächelnd, „Gott bedarf uns Menschen nicht, Sein Wille geschehe.“ Carl Müller verschied am 15. August, am Tage der Himmelfahrt Maria's, der Himmelskönigin, die er in seinen unsterblichen Bildern so oft verherrlicht hatte.

Seine sterblichen Ueberreste ruhen nunmehr auf dem Neuen Düsseldorfer Friedhofe. Das Grab ziert eine Pietà, nach dem unausgeführten Entwurfe des Verewigten bearbeitet von der Meisterhand seines Neffen, des Bildhauers Carl Müller.

Anhang.

ronologisches Verzeichniß der Werke Carl Müller's.

d nicht vermerkt: 1. Die zahlreichen Copieen von seiner frühesten Jugend an, nz vollendet die Madonna del Granduca Rafael's für den Stich 1874, jetzt in . 2. Minder ausgeführte Compositionen (nur einige aus frühester Zeit sind . Die Actsammlung von 1841 an. 4. Die nach Hunderten zählenden Vorschaftliche, Gewandstudien, Köpfe. Besonders in seiner letzten Periode zeichnete jeden Kopf, oft mehrmals, vollständig fertig, bevor er an die Auszeichnung ging; dagegen ist die Zahl seiner gemalten Studien eine geringere. Von gemälden existirt meist neben dem Oelbilde a. der ausgeführte Carton; b. die fertiges Bild wirkende Farbenskizze; c. oft noch eine kleinere Ausführung vor beit.

ht der Besitzer vermerkt ist, befindet sich das Werk im Besitze der Familie (Frau rl Müller, Düsseldorf, und Frau Professor Finke, geb. Müller, Münster i. W.). ts über den Verbleib zu ermitteln war, steht ein (?).

Portrait des spätern bayrischen General-Conservators Hefner v. Alteneck, bez. . H. v. A. amicus pictoris. Aquarell.
Skizzenbuch mit mehrern religiösen Compositionen: Flucht nach Aegypten, Heilige Nacht, Madonna.
Noemi und ihre beiden Schwiegertöchter. Blei.
Studienkopf. Mädchen mit Ahrlandschaft. Oelgem.
Heimsuchung. Skizze. Fr. Bes. [1]) Graf zur Lippe, Köln.
Heimsuchung. Oelgem. Bes. Bauinspector Moormann, Geestemünde. (Erstes größeres Gemälde.)
Der auferstandene Christus in seiner Jünger Mitte. Aquarell. (?)
Portrait Deger's und seines Bruders Andreas. Kreide.
Tobias mit Engel. Oelskizze. Bes. Frl. M. Schweden, Düsseldorf. Zwei abweich. Federzeichn.
Schutzengel. Nur Stich bekannt bei Schulgen-Bettendorf. Sicher vor 1843.
Landsch. und sonstige Motive aus Tobias.
Tobias mit dem Engel. Fr. Bes. Kunstverein in Mannheim.
Studienkopf. Fr. Bes. C. Fr. v. Carnap, Elberfeld.
Christus mit seinen Jüngern im Aehrenfelde. Aquarell. (?)
Parabel vom Säemann und der Ernte in drei Bildern. (?)
Braut seines Bruders. Portr.-Aquarell. Bes. Oberrentmeister Holthausen, Harff (Rheinland).
Eine früh verstorbene Schwester des Künstlers mit Landsch. Oelstudie.

---

herer Besitzer.

1838 H. v. Stedmann auf Beſſelich. Portr., Oelgem.
1838 Leopold u. Alexander Kaufmann u. Maler R. Schall. Portr., Kreide
1838 Kleine Abendlandſchaft mit Sonnenuntergang. Oelgem. (?)
1839 Charitas. Oelgem. Fr. Beſ. Kühnen, Crefeld; jetzt in America. Kleine Wiederholung Baron Schweitzer, Frankfurt a. M.
1839—1843 Zeichnungen aus Italien: landſchaftliche, Figuren, Portraits in fünf Skizzenbüchern und ca. 100 loſen Blättern. Außerdem zahlreiche Copieen. Beginn der Cartons für die Apollinariskirche. Beginn des Oelgemäldes Vermählung Maria's.
1840 Verſpottung Chriſti. Blei.
1841 Die Brüder Joſeph's erkennen ihren Bruder. Blei.
Um 1842 Der h. Andreas u. die h. Katharina. Blei. Beſ. Bildhauer Carl Müller, Düſſeldorf.
1844—1850 Fresken auf Apollinarisberg. 1844: Anbetung des Lammes. 1845: Oberer Theil der Krönung Maria's. 1846: Unterer Theil. Vorher und in dieſem Jahre Cartons zu den ſieben Sacramenten, die Ittenbach malte. 1847: Verkündigung; Vermählung Maria's; Beſuch bei Eliſabeth; darüber: Gott Vater. 1848: Oberer Theil der Geburt Maria's. 1849: Unterer Theil. 1850: Letzte Retouchen. Von den Cartons fehlen: der obere Theil der Krönung Maria's; Heimſuchung; Vermählung; die ſieben Sacramente (verbrannt 1872). — Die Apoſtel am Grabe im Beſitz des Oberpfarrers Dr. van Endert, Zülpich; von der Anbetung zwei, von der Geburt vier Entwürfe (einer Oberbürgermeiſter Kaufmann, Bonn); Farbenſkizze der Geburt, van Endert. — Bis in's kleinſte ausgeführte Aquarelle aller Fresken mit Ausnahme der ſieben Sacramente im Beſitze des Grafen Fürſtenberg in Stammheim. (Auch die Aquarelle Deger's, ſeines Bruders, und Ittenbach's faſt ſämmtlich in Stammheim.)
1845 Vollendung der Vermählung Maria's. Oelgem. Fr. Beſ. Sudienko, Kiew.
1844 ff. gez. für den Verein zur Verbreitung religiöſer Bilder. (Jahr des Erſcheinens) 1844: Guter Hirt; 1846: Antonius; 1848: Jeſus in der Werkſtatt des h. Joſeph; 1849: Taufe Chriſti; 1850: Schutzengel. Außerdem noch 1851: Das h. Abendmahl (Kunſthändler Buddeus und Kunſtverein); 1852: Chriſtus und die Jünger zu Emaus (beide ſpäter gemalt [ſ. u.]), und nach ſchon vorhandenen Gemälden ſpäter noch: Die Viſion der h. Hedwig; die ſieben Sacramente; die h. Familie; Anna und Maria; Joſeph und der Jeſusknabe. (Dann noch nach ſ. Copie Fieſole's: Verkündigung 1844; nach Pinturicchio Anna, Maria und Kind 1855.)
Um 1846 Zwei Portraits ſeiner Mutter. Oelſtudien.
„ 1847 Jeſus ſegnet die Kinder. Blei. Geſt. für die Kunſthandlung Schulgen, die neben dem nächſt folgenden auch das Altenaer Bild klein als Regina coeli herausgab.
„ 1848 Compoſition: Unbefl. Empfängniß, umgeben von Moſes im brennenden Dornbuſch; Gedeon; Judith; Eſther. Steindruck für ein Prachtwerk, von dem nur ein Bogen erſchien. Erſtere einzeln ſpäter bei Schulgen.
1848 Judith. Oelgem.
1848 Verkündigung. Zeichnung für Hering und Remington in London. Blei. Lithographirt. (?)
1849 Jeſu Gehorſam im Hauſe ſeiner Eltern, für obige. Blei. Beſ. Königin von England. Lithographirt.

ristus am Oelberg. Ausgeführte Oelskizze. Kunstverein in Christiania.
57 ausgeführte neue Oelskizze. Bes. Rentner Helmus, Münster i. W.
350 Gott Vater, Adam und Eva. Tuschzeichnung.
350 Altarbild für Altena: Madonna mit Kind. Oelgem. 1850:
ederholung für Consul Böcker in New-York. 1851: In kleinerm Format
Bargmann, Elberfeld; jetzt America. 1851: Zeichnung für die Kunsthand-
g Schulgen. 1857: Stich von Steifensand.
r Dichter Oscar v. Redwitz. Kreide. (?) Unvollendeter Stich im Besitz
Frl. M. Steifensand, Düsseldorf.
rkündigung. Oelgem. Fr. Bes. Frl. M. Christ, Coblenz.
rkündigung. In größerm Format. Kunsthalle in Düsseldorf.
s h. Abendmahl. Oelgem. Fr. Bes. Erzherzogin Sophie, Mutter des
sers Franz Joseph. In Kreide: Fr. Bes. Prinzessin Caroline Sayn-Witgenstein.
aria mit Kind, zu den Seiten die Heiligen Hedwig und Hein-
h. Oelgem. Fr. Bes. Cardinal Viale Prela, Rom. 1855: Wiederholung.
Bes. Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau; jetzt im Dome daselbst.
aria mit Kind, wie im obigen Bild auf Goldgrund. Oelgem. Fr. Bes
poleon III. Dasselbe Bild mit Abweichungen (halbe Figur; Farbenänderungen)
derholt gemalt. Ein Original im Besitze des Herrn Fridolin Bachem, Köln;
anderes (nur Madonna?) kam durch eine Verloosung 1870 in Neuenahr
h Hamburg; ein drittes in der Galerie des Lord Bute, London. Eine kleinere,
r ausgef. Wiederholung vermachte der americanische Millionair Reuben
ringer vor einigen Jahren der Kathedrale zu Cincinnati.
fenwunder der h. Elisabeth. Aquarell. Fr. Bes. Königin Elisabeth
n Preußen.
rmählung Maria's. Aquarell für das Rheinland-Album. Fr. Bes.
ifer Wilhelm I.
fus in der Werkstätte des h. Joseph. Aquarell für die Fürstin von
henzollern.
ristus und die Jünger zu Emaus. Oelgem. Fr. Bes. Bargmann,
berfeld; jetzt in America. Ebenso Wiederholung 1857.
uarell. Jesus in der Werkstätte des h. Joseph. Bes. Großherzogin
n Baden [1]).
acrament der Ehe, umgeben von den andern Sacramenten. Aquarell.
r die Königin Stephanie von Portugal.
861 Maria und Elisabeth mit Jesus und Johannes. (Auch „h. Familie"
nannt.) Kleines Oelgemälde in America. 1860: Großes Oelgem. Fr. Bes.
rstbischof Förster; jetzt Michaeliskirche in Breslau. Ausgef. Carton beim
ademiebrande zerstört. Phot. Verl. der Ph. Ges., Berlin [2]) (Bez. 1861.)
862 Carton Krönung Maria's für Marseille. Minder ausgeführter
rton mit dem obern und untern Theil: Apostel am Grabe, an beiden Seiten
iligengruppen. — Vollständig ausgef. oberer Theil. Nationalgalerie in Berlin.
eimsuchung nach dem Fresco auf Apollinarisberg. Für Verloosung im
alkasten. (?)
ichnung aus Dante für König Johann von Sachsen. Kreide.
ortrait des Pfarrers Reinkens, Bonn. Kreide. (?)

—

gütiger Mittheilung hängt das Bild im Schlafzimmer Ihrer Kgl. Hoheit
ihr besonders geschätzt.
graphischer Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

1861 Tochter von Franz Ittenbach auf dem Sterbebette. Kreide. (?)

1862 Vision der h. Hedwig. Groß: Altarbild zu Zadel bei Frankenstein. — Oelgem. in kleinem Format. Stich im religiösen Bilderverein.

1862 Heimsuchung. Oelgem. Bes. Frau Katharina Bachem, Köln.

1862 Frau Hüffer, geb. v. Mallinckrodt. Oelgem. Landgerichtsrath Hüffer, Paderborn.

1863 Rosenwunder der h. Elisabeth. Oelgem. Belgien. Klein in America (?). Farbenskizze Commercienrath Pfeifer, Düsseldorf. Kohlenzeichnung desselben Gegenstandes geschenkt für eine Londoner Kirche.

1866 Die h. Familie bei der Arbeit. Oelgem. Fr. Bes. Commerzienrath Michels, Köln; jetzt Frhr. v. Schütz-Lerodt. Wiederholt für Kunsthändler Schauß. Klein nach Rußland. Ausgef. Farbenskizze Landgerichtsrath Hüffer, Paderborn. Ausgef. Carton Kunsthandlung Schulte, Düsseldorf. — Phot. Berl. der Ph. Union, München.

1866 Das jüngste Gericht. Carton für Münsterkirche in Bonn. Vernichtet. Entwurf und Einzelstudien.

1867 Pietà. Vollständig ausgef. Kreidezeichnung. 1869 größerer Carton in Kohle umgeändert, beim Akademiebrande beschädigt; dazu Federzeichnung.

1869 Kirchhof in Neuenahr. Blei. Im Besitz der Familie Lenné.

1869 Engelskopf. Bes. Frau Hiltermann, Osnabrück. Wiederholung Commerzienrath Michels, Köln; jetzt Oberbürgermeister Kaufmann, Bonn. — Phot. Berl. der Ph. Union, München.

Ende der sechsziger Jahre: Verschiedene Compositionen für eine h. Familie. Eine Oberpfarrer Dr. van Endert, Zülpich.

1869—1872 Die h. Familie. Carton 1871 fertig. Fr. Bes. Schauß in New-York. Oelgem. 1871-1873. Bes. Lord Bute, Galerie, London. 1873—1874 kleines Oelgem., America. Aeußerst ausgef. Kreidezeichnung 1875. Portrait Deger's (für Joseph) 1870. — Phot. Berl. der Ph. Ges., Berlin (1872, 1873, 1875 bez.). Stich von Kohlschein.

1870 Portraitzeichnungen: Töchterchen des Künstlers. — Lieutenant Lenné.

1871 Madonna von Lourdes. Kirche der Schwestern der ewigen Anbetung in Lüttich.

1872 Madonna für Betstuhl der Familie Wrede, Köln. Klein America. Phot. Berl. der Ph. Ges., Berlin.

1873 Raphael und Dürer durch Blumengeranke, in dem allerlei Gethier und Putten, verbunden. Darüber: Soli Deo. Flurbogen-Aquarell im Hause des Künstlers.

1874 Christuskopf. Oelgem. Bes. Major Lenné, Magdeburg. Wiederholung öfter: Schauß, America; Mr. Godwin, London. — Phot. Berl. der Ph. Union, München (1879 bez.).

1874—1876 Madonna vor der Grotte. Kreidezeichnung. Kunstverein zu Münster. Oelgem Galerie in Prag. Wiederholung America. — Phot. Berl. der Ph. Ges., Berlin.

1875 Tochter des Künstlers. Kreide.

1876 Frau Director Lenné. Kohle und Kreide. Bes. Frau v. Rudloff, Wetzlar.

1876—1877 „Studien und Cartons und Vorbereitung für ein etwas umfangreicheres Bild und zwei der Vollendung nahe kleine Madonnenbilder" (Aufzeichnung des Künstlers). Ersteres Bild Madonna knieend vor stehendem Kind, umgeben von einem Engelkranze. Vorhanden: Vorstudien; Carton; zwei Farben-

skizzen (Historien- und Portraitmaler Sinkel, Düsseldorf; Frau Rechtsanwalt Bartels, Kassel).

Madonna, gekauft von Fürst Rohan für Schloßkapelle in Sichrow (Vorwurf unbekannt).

—1879 Immaculata Conceptio. Oelgem. Grau in Grau. — In Farben Lord Bute. Zwei kleine Ausführungen in Farben, eine Bes. H. v. Schenck, Arnsberg. — Phot. Verl. der Ph. Ges., Berlin.

—1882 Altargemälde für St. Remigius in Bonn: Joseph und Jesus, Anna und Maria. Cartons. Oelgem. in kleinem Format 1881. — Phot. Verl. der Ph. Ges., Berlin. Stich für den religiösen Bilder-Verein. — Nicht ausgeführte Composition: Anna und Maria.

Frau Professor Andreas Müller auf dem Sterbebett. Kohle. Bes. Familie Andreas Müller, Düsseldorf.

g der achtziger Jahre: Himmelskönigin. Maria (gekrönt, nicht gekr.), mit Kind schwebend; unten Landschaft. Zeichnung der Maria: Geh. Rath Storck, Münster. Carton: Historienmaler Franz Müller, Düsseldorf. Kreidezeichnung: Dr. Heyder, Köln. Oelgem.: Justizrath Euler, Düsseldorf. Zwei kleine Ausführungen: Oberbürgermeister Kaufmann, Bonn; Bildhauer Reiß, Düsseldorf. — Phot. Verl. der Ph. Union, München.

Medaille: Allegorie der Kunst. Michel Angelo, Rafael und Dürer horchen auf ihre Töne. Kreide. Ingenieur Custodis, Düsseldorf.

Maria, Joseph und Jesus auf dem Wege nach Jerusalem. Kreide. Geh. Rath Paul Kaufmann, Berlin.

—1885 Großer Carton: Die h. Nacht. Bes. Phot. Ges., Berlin, Phot. Verl. — Oelgem. für Lord Bute 1886—1889. — Farbenskizze.

Tochter des Majors Lenné. Kreide.

—1889 Christus und die Jünger zu Emaus. Altarbild für St. Remigius in Bonn. Farbenskizze 1884 Pfarrer Reinkens; jetzt Oberpfarrer Dr. van Endert, Zülpich. Cartons: Derselbe. — Phot. Verl. der Ph. Ges., Berlin.

—1893 Großer, ausgeführter Carton: Die Kirche. (Hierzu allein mehr als 50 Acte, vollständig ausgeführte Köpfe und Gewandstudien.) Beendet am 6. August 1893.

ſkizzen (Hiſtorien- und Portraitmaler Sinkel, Düſſeldorf; Frau Rechtsanwalt Bartels, Kaſſel).

1878 Madonna, gekauft von Fürſt Rohan für Schloßkapelle in Sichrow (Vorwurf unbekannt).

1878—1879 Immaculata Conceptio. Oelgem. Grau in Grau. — In Farben Lord Bute. Zwei kleine Ausführungen in Farben, eine Beſ. H. v. Schenck, Arnsberg. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

1879—1882 Altargemälde für St. Remigius in Bonn: Joſeph und Jeſus, Anna und Maria. Cartons. Oelgem. in kleinem Format 1881. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin. Stich für den religiöſen Bilder-Verein. — Nicht ausgeführte Compoſition: Anna und Maria.

1883 Frau Profeſſor Andreas Müller auf dem Sterbebett. Kohle. Beſ. Familie Andreas Müller, Düſſeldorf.

Anfang der achtziger Jahre: Himmelskönigin. Maria (gekrönt, nicht gekr.), mit Kind ſchwebend; unten Landſchaft. Zeichnung der Maria: Geh. Rath Storck, Münſter. Carton: Hiſtorienmaler Franz Müller, Düſſeldorf. Kreidezeichnung: Dr. Heyder, Köln. Oelgem.: Juſtizrath Euler, Düſſeldorf. Zwei kleine Ausführungen: Oberbürgermeiſter Kaufmann, Bonn; Bildhauer Reiß, Düſſeldorf. — Phot. Verl. der Ph. Union, München.

Dito. Medaille: Allegorie der Kunſt. Michel Angelo, Rafael und Dürer horchen auf ihre Töne. Kreide. Ingenieur Cuſtodis, Düſſeldorf.

Dito. Maria, Joſeph und Jeſus auf dem Wege nach Jeruſalem. Kreide. Geh. Rath Paul Kaufmann, Berlin.

1882—1885 Großer Carton: Die h. Nacht. Beſ. Phot. Geſ., Berlin, Phot. Verl. — Oelgem. für Lord Bute 1886—1889. — Farbenſkizze.

1883 Tochter des Majors Lenné. Kreide.

1884—1889 Chriſtus und die Jünger zu Emaus. Altarbild für St. Remigius in Bonn. Farbenſkizze 1884 Pfarrer Reinkens; jetzt Oberpfarrer Dr. van Endert, Zülpich. Cartons: Derſelbe. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

1889—1893 Großer, ausgeführter Carton: Die Kirche. (Hierzu allein mehr als 50 Acte, vollſtändig ausgeführte Köpfe und Gewandſtudien.) Beendet am 6. Auguſt 1893.

...halts-Verzeichniß.

Seite.

... 5

...ritt der italieniſchen Reiſe (1818—1839) 7

...i Apollinarisberge (1839—1850) 21

...volutionsjahren. Die ältern Staffeleibilder. Ernen-
...348—1857) 48

... Die Marſeiller und Bonner Cartons (1857—1870). 67

... Leitung der Düſſeldorfer Akademie (1870—1893) . . 83

...liche Schule und Carl Müller's Bedeutung in derſelben 101

...lichkeit 109

Anhang.

...der Werke Carl Müller's 113

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

. 5

dzeit bis zum Antritt der italienischen Reise (1818—1839) 7

talien und auf dem Apollinarisberge (1839—1850) 21

Müller in den Revolutionsjahren. Die ältern Staffeleibilder. Ernen-

zum Professor (1848—1857) 48

schte Hoffnungen. Die Marseiller und Bonner Cartons (1857—1870). 67

etzte Arbeitszeit. Leitung der Düsseldorfer Akademie (1870—1893) . . 83

Düsseldorfer christliche Schule und Carl Müller's Bedeutung in derselben 101

Müller's Persönlichkeit 109

Anhang.

ches Verzeichniß der Werke Carl Müller's 113

Kurze Erklärung

der

ltkarte des Frauenkloſters Ebſtorf

Von

Dr. sc. n. Konrad Miller

Profeſſor am Königl. Real-Gymnaſium in Stuttgart.

Köln, 1896.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

Mitglieder der Görres-Gesellschaft erhalten inliegend ein Denkmal des ittelalters, welches, einzig in seiner Art, den Beschauer in kürzester Zeit die geographische Anschauungsweise des Mittelalters einführt, wie es in ollständigkeit auf so engem Raume kein zweites Denkmal zu thun im ein dürfte. Es war bisher nur wenigen Gelehrten bekannt. Die einzige welche 1891 mit Staats- und Vereinsmitteln in Form eines großen in Lichtdruck erschien, ist theuer, schwerfällig, unhandlich, schwierig zu wenig verbreitet. Durch die vorliegende Ausgabe und den kurzen n Text soll sie größern Kreisen zugänglich werden.

Ebstorfer Weltkarte verdient es wohl, unter den Gebildeten bekannt zu enn sie ist nicht nur, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, eine , sondern sie ist vor allem für die Geschichte der Kartographie ein Denk- n Ranges, aber auch durch ihren Gesammtinhalt von hohem wissenschaft- erth, und wird künftig von Philologen, Alterthumsforschern und Geo- n ausgiebiger Weise Verwerthung finden können und mit der Zeit auch nden.

die vorliegende Karte, das Format, die Bilder und die Inschriften wird einigermaßen ahnen können, daß die Herstellung derselben keine rbeit war; ist es ja, schon äußerlich betrachtet, die größte Karte, welche, ir Kenntniß haben, bis jetzt überhaupt auf einem Steine gedruckt wor- Doch wenn alle Schwierigkeiten überwunden sind und alles gelungen dann kommt für den Autor das Schlimmste: die Herstellungskosten oß, der Preis der Karte wird für viele Interessenten ein Hinderniß der ng, der Abnehmer sind wenige und der Zweck der Arbeit ist nur zum eicht.

Görres-Gesellschaft gebührt das Verdienst, die Ebstorfer Weltkarte durch derselben als Vereinsgabe zum Gemeingut der Gebildeten gemacht zu Jetzt ist sie zu geringem Preise käuflich, und wenn noch vor zwei in Gelehrter den Wunsch ausgesprochen hat: „Hoffentlich findet sich eine

Müller nur einmal sich selbst in der Kirche gesehen und solch einen Jünger gemalt hätte, das wäre die richtige Figur gewesen. Weil er seine Schöpfungen als dem Dienste des Höchsten geweiht betrachtete, konnte er sich in ihrer Vollendung nie genug thun. Keine Mängel, so weit es in seinen Kräften lag, sollten sie verunstalten. Es bedurfte manchmal einer sanften Nöthigung, um ihn zu einer endgültigen Fertigstellung eines Werkes zu bewegen. Bei solcher Auffassung begreift man seine Freude, wenn er später hörte, daß dieses oder jenes seiner Bilder als Andachtsbild auf die Altäre oder doch in die Kirche gekommen sei, obschon es ursprünglich nicht dafür bestimmt war: ein Umstand, der für die Beurtheilung der religiösen Kunst des Meisters hier und da verhängnißvoll geworden ist. Weil andere verkannten, was er selbst klar erfaßte, daß ein jedes religiöse Bild noch nicht für die Kirche geeignet ist, vor allem nicht für den Altar, so hat man das dem Künstler selbst zur Schuld gegeben und ihn z. B. nach der Breslauer „Maria und Elisabeth" (in der Michaeliskirche), „Maria mit dem h. Heinrich und der h. Hedwig" (im Breslauer Dom) beurtheilt und seine kirchliche Kunst verurtheilt. Beide Bilder waren aber zu ganz andern Zwecken gemalt.

Ein Künstlerleben, das immerfort der lauterste Gottesdienst gewesen war, mußte auch ein schöner Tod krönen. Sein Tagewerk hatte Carl Müller vollbracht: der Herr hatte ihn in dem letzten Vierteljahrhundert nach allen Richtungen hin gesegnet. Beinahe binnen Jahresfrist hatte er die Stätte der Sehnsucht seiner Jugend und seines Alters wieder gesehen, sein einziges Kind verheirathet, unter großer Theilnahme das Fest seiner Silberhochzeit gefeiert und den großen Carton zum letzten Bonner Bild vollendet: da nahte ihm leise schreitend der Tod. Matt und müde kam er am 6. August 1893 nach Bad Neuenahr, um dort Besserung von einem alten Magenleiden zu suchen; am 11. warf ihn ein erneuter starker Anfall auf's Krankenlager. Aus den ausführlichen Aufzeichnungen seines jetzt auch schon heimgegangenen Seelsorgers geht hervor, mit welch' rührender Andacht er die Sterbesacramente empfing, und mit welcher Klarheit und Ruhe er dem Tode entgegensah. Einen Wunsch hatte er noch; gern würde er sein letztes Werk vollendet haben. „Indessen," bemerkte er sanft lächelnd, „Gott bedarf uns Menschen nicht, Sein Wille geschehe." Carl Müller verschied am 15. August, am Tage der Himmelfahrt Maria's, der Himmelskönigin, die er in seinen unsterblichen Bildern so oft verherrlicht hatte.

Seine sterblichen Ueberreste ruhen nunmehr auf dem Neuen Düsseldorfer Friedhofe. Das Grab ziert eine Pietà, nach dem unausgeführten Entwurfe des Verewigten bearbeitet von der Meisterhand seines Neffen, des Bildhauers Carl Müller.

Anhang.

Chronologisches Verzeichniß der Werke Carl Müller's.

ind nicht vermerkt: 1. Die zahlreichen Copieen von seiner frühesten Jugend an, ganz vollendet die Madonna del Granduca Rafael's für den Stich 1874, jetzt in g. 2. Minder ausgeführte Compositionen (nur einige aus frühester Zeit sind 3. Die Actsammlung von 1841 an. 4. Die nach Hunderten zählenden Vor- dschaftliche, Gewandstudien, Köpfe. Besonders in seiner letzten Periode zeichnete r jeden Kopf, oft mehrmals, vollständig fertig, bevor er an die Auszeichnung s ging; dagegen ist die Zahl seiner gemalten Studien eine geringere. Von ptgemälden existirt meist neben dem Oelbilde a. der ausgeführte Carton; b. die fertiges Bild wirkende Farbenskizze; c. oft noch eine kleinere Ausführung vor rbeit.

icht der Besitzer vermerkt ist, befindet sich das Werk im Besitze der Familie (Frau arl Müller, Düsseldorf, und Frau Professor Finke, geb. Müller, Münster i. W.). chts über den Verbleib zu ermitteln war, steht ein (?).

Portrait des spätern bayrischen General-Conservators Hefner v. Alteneck, bez. J. H. v. A. amicus pictoris. Aquarell.

Skizzenbuch mit mehrern religiösen Compositionen: Flucht nach Aegypten, Heilige Nacht, Madonna.

Noemi und ihre beiden Schwiegertöchter. Blei.

Studienkopf. Mädchen mit Ahrlandschaft. Oelgem.

Heimsuchung. Skizze. Fr. Bes.[1]) Graf zur Lippe, Köln.

Heimsuchung. Oelgem. Bes. Bauinspector Moormann, Geestemünde. (Erstes größeres Gemälde.)

Der auferstandene Christus in seiner Jünger Mitte. Aquarell. (?)

Portrait Deger's und seines Bruders Andreas. Kreide.

Tobias mit Engel. Oelskizze. Bes. Frl. M. Schweden, Düsseldorf. Zwei abweich. Federzeichn.

Schutzengel. Nur Stich bekannt bei Schulgen-Bettendorf. Sicher vor 1843. Landsch. und sonstige Motive aus Tobias.

Tobias mit dem Engel. Fr. Bes. Kunstverein in Mannheim.

Studienkopf. Fr. Bes. C. Fr. v. Carnap, Elberfeld.

Christus mit seinen Jüngern im Aehrenfelde. Aquarell. (?)

Parabel vom Säemann und der Ernte in drei Bildern. (?)

Braut seines Bruders. Portr.-Aquarell. Bes. Oberrentmeister Holthausen, Harff (Rheinland).

Eine früh verstorbene Schwester des Künstlers mit Landsch. Oelstudie.

[1]) früherer Besitzer.

1838 H. v. Stedmann auf Beſſelich. Portr., Oelgem.

1838 Leopold u. Alexander Kaufmann u. Maler R. Schall. Portr., Kreide.

1838 Kleine Abendlandſchaft mit Sonnenuntergang. Oelgem. (?)

1839 Charitas. Oelgem. Fr. Beſ. Kühnen, Crefeld; jetzt in America. Kleine Wiederholung Baron Schweitzer, Frankfurt a. M.

1839—1843 Zeichnungen aus Italien: landſchaftliche, Figuren, Portraits in fünf Skizzenbüchern und ca. 100 loſen Blättern. Außerdem zahlreiche Copieen. Beginn der Cartons für die Apollinariskirche. Beginn des Oelgemäldes Vermählung Maria's.

1840 Verſpottung Chriſti. Blei.

1841 Die Brüder Joſeph's erkennen ihren Bruder. Blei.

Um 1842 Der h. Andreas u. die h. Katharina. Blei. Beſ. Bildhauer Carl Müller, Düſſeldorf.

1844—1850 Fresken auf Apollinarisberg. 1844: Anbetung des Lammes. 1845: Oberer Theil der Krönung Maria's. 1846: Unterer Theil. Vorher und in dieſem Jahre Cartons zu den ſieben Sacramenten, die Ittenbach malte. 1847: Verkündigung; Vermählung Maria's; Beſuch bei Eliſabeth; darüber: Gott Vater. 1848: Oberer Theil der Geburt Maria's. 1849: Unterer Theil. 1850: Letzte Retouchen. Von den Cartons fehlen: der obere Theil der Krönung Maria's; Heimſuchung; Vermählung; die ſieben Sacramente (verbrannt 1872). — Die Apoſtel am Grabe im Beſitz des Oberpfarrers Dr. van Endert, Zülpich; von der Anbetung zwei, von der Geburt vier Entwürfe (einer Oberbürgermeiſter Kaufmann, Bonn); Farbenſkizze der Geburt, van Endert. — Bis in's kleinſte ausgeführte Aquarelle aller Fresken mit Ausnahme der ſieben Sacramente im Beſitze des Grafen Fürſtenberg in Stammheim. (Auch die Aquarelle Deger's, ſeines Bruders, und Ittenbach's faſt ſämmtlich in Stammheim.)

1845 Vollendung der Vermählung Maria's. Oelgem. Fr. Beſ. Subienko, Kiew.

1844 ff. gez. für den Verein zur Verbreitung religiöſer Bilder. (Jahr des Erſcheinens) 1844: Guter Hirt; 1846: Antonius; 1848: Jeſus in der Werkſtatt des h. Joſeph; 1849: Taufe Chriſti; 1850: Schutzengel. Außerdem noch 1851: Das h. Abendmahl (Kunſthändler Buddeus und Kunſtverein); 1852: Chriſtus und die Jünger zu Emaus (beide ſpäter gemalt [ſ. u.]), und nach ſchon vorhandenen Gemälden ſpäter noch: Die Viſion der h. Hedwig; die ſieben Sacramente; die h. Familie; Anna und Maria; Joſeph und der Jeſusknabe. (Dann noch nach ſ. Copie Fieſole's: Verkündigung 1844; nach Pinturicchio Anna, Maria und Kind 1855.)

Um 1846 Zwei Portraits ſeiner Mutter. Oelſtudien.

„ 1847 Jeſus ſegnet die Kinder. Blei. Geſt. für die Kunſthandlung Schulgen, die neben dem nächſt folgenden auch das Altenaer Bild klein als Regina coeli herausgab.

„ 1848 Compoſition: Unbefl. Empfängniß, umgeben von Moſes im brennenden Dornbuſch; Gedeon; Judith; Eſther. Steindruck für ein Prachtwerk, von dem nur ein Bogen erſchien. Erſtere einzeln ſpäter bei Schulgen.

1848 Judith. Oelgem.

1848 Verkündigung. Zeichnung für Hering und Remington in London. Blei. Lithographirt. (?)

1849 Jeſu Gehorſam im Hauſe ſeiner Eltern, für obige. Blei. Beſ. Königin von England. Lithographirt.

Christus am Oelberg. Ausgeführte Oelskizze. Kunstverein in Christiania. 1857 ausgeführte neue Oelskizze. Bes. Rentner Helmus, Münster i. W.

–1850 Gott Vater, Adam und Eva. Tuschzeichnung.

–1850 Altarbild für Altena: Madonna mit Kind. Oelgem. 1850: Wiederholung für Consul Böcker in New-York. 1851: In kleinerm Format für Bargmann, Elberfeld; jetzt America. 1851: Zeichnung für die Kunsthandlung Schulgen. 1857: Stich von Steifensand.

Der Dichter Oscar v. Redwitz. Kreide. (?) Unvollendeter Stich im Besitz von Frl. M. Steifensand, Düsseldorf.

Verkündigung. Oelgem. Fr. Bes. Frl. M. Christ, Coblenz.

Verkündigung. In größerm Format. Kunsthalle in Düsseldorf.

Das h. Abendmahl. Oelgem. Fr. Bes. Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaisers Franz Joseph. In Kreide: Fr. Bes. Prinzessin Caroline Sayn-Witgenstein.

Maria mit Kind, zu den Seiten die Heiligen Hedwig und Heinrich. Oelgem. Fr. Bes. Cardinal Viale Prela, Rom. 1855: Wiederholung. Fr. Bes. Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau; jetzt im Dome daselbst.

Maria mit Kind, wie im obigen Bild auf Goldgrund. Oelgem. Fr. Bes Napoleon III. Dasselbe Bild mit Abweichungen (halbe Figur; Farbenänderungen) wiederholt gemalt. Ein Original im Besitze des Herrn Fridolin Bachem, Köln; ein anderes (nur Madonna?) kam durch eine Verloosung 1870 in Neuenahr nach Hamburg; ein drittes in der Galerie des Lord Bute, London. Eine kleinere, sehr ausgef. Wiederholung vermachte der americanische Millionair Reuben Springer vor einigen Jahren der Kathedrale zu Cincinnati.

Rosenwunder der h. Elisabeth. Aquarell. Fr. Bes. Königin Elisabeth von Preußen.

Vermählung Maria's. Aquarell für das Rheinland-Album. Fr. Bes. Kaiser Wilhelm I.

Jesus in der Werkstätte des h. Joseph. Aquarell für die Fürstin von Hohenzollern.

Christus und die Jünger zu Emaus. Oelgem. Fr. Bes. Bargmann, Elberfeld; jetzt in America. Ebenso Wiederholung 1857.

Aquarell. Jesus in der Werkstätte des h. Joseph. Bes. Großherzogin von Baden [1]).

Sacrament der Ehe, umgeben von den andern Sacramenten. Aquarell. Für die Königin Stephanie von Portugal.

–1861 Maria und Elisabeth mit Jesus und Johannes. (Auch „h. Familie" genannt.) Kleines Oelgemälde in America. 1860: Großes Oelgem. Fr. Bes. Fürstbischof Förster; jetzt Michaeliskirche in Breslau. Ausgef. Carton beim Akademiebrande zerstört. Phot. Verl. der Ph. Ges., Berlin [2]) (Bez. 1861.)

–1862 Carton Krönung Maria's für Marseille. Minder ausgeführter Carton mit dem obern und untern Theil: Apostel am Grabe, an beiden Seiten Heiligengruppen. — Vollständig ausgef. oberer Theil. Nationalgalerie in Berlin.

Heimsuchung nach dem Fresco auf Apollinarisberg. Für Verloosung im Malkasten. (?)

Zeichnung aus Dante für König Johann von Sachsen. Kreide.

Portrait des Pfarrers Reinkens, Bonn. Kreide. (?)

---

[1]) Nach gütiger Mittheilung hängt das Bild im Schlafzimmer Ihrer Kgl. Hoheit von ihr besonders geschätzt.

[2]) Photographischer Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

1861 Tochter von Franz Ittenbach auf dem Sterbebette. Kreide. (?)

1862 Vision der h. Hedwig. Groß: Altarbild zu Zadel bei Frankenstein. — Oelgem. in kleinem Format. Stich im religiösen Bilderverein.

1862 Heimsuchung. Oelgem. Beſ. Frau Katharina Bachem, Köln.

1862 Frau Hüffer, geb. v. Mallinckrodt. Oelgem. Landgerichtsrath Hüffer, Paderborn.

1863 Roſenwunder der h. Eliſabeth. Oelgem. Belgien. Klein in America (?). Farbenſkizze Commercienrath Pfeifer, Düſſeldorf. Kohlenzeichnung deſſelben Gegenſtandes geſchenkt für eine Londoner Kirche.

1866 Die h. Familie bei der Arbeit. Oelgem. Fr. Beſ. Commerzienrath Michels, Köln; jetzt Frhr. v. Schütz-Lerodt. Wiederholt für Kunſthändler Schauß. Klein nach Rußland. Ausgef. Farbenſkizze Landgerichtsrath Hüffer, Paderborn. Ausgef. Carton Kunſthandlung Schulte, Düſſeldorf. — Phot. Verl. der Ph. Union, München.

1866 Das jüngſte Gericht. Carton für Münſterkirche in Bonn. Vernichtet. Entwurf und Einzelſtudien.

1867 Pietà. Vollſtändig ausgef. Kreidezeichnung. 1869 größerer Carton in Kohle umgeändert, beim Akademiebrande beſchädigt; dazu Federzeichnung.

1869 Kirchhof in Neuenahr. Blei. Im Beſitz der Familie Lenné.

1869 Engelskopf. Beſ. Frau Hiltermann, Osnabrück. Wiederholung Commerzienrath Michels, Köln; jetzt Oberbürgermeiſter Kaufmann, Bonn. — Phot. Verl. der Ph. Union, München.

Ende der ſechsziger Jahre: Verſchiedene Compoſitionen für eine h. Familie. Eine Oberpfarrer Dr. van Endert, Zülpich.

1869—1872 Die h. Familie. Carton 1871 fertig. Fr. Beſ. Schauß in New-York. Oelgem. 1871 - 1873. Beſ. Lord Bute, Galerie, London. 1873—1874 kleines Oelgem., America. Aeußerſt ausgef. Kreidezeichnung 1875. Portrait Deger's (für Joſeph) 1870. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin (1872, 1873, 1875 bez.). Stich von Kohlſchein.

1870 Portraitzeichnungen: Töchterchen des Künſtlers. — Lieutenant Lenné.

1871 Madonna von Lourdes. Kirche der Schweſtern der ewigen Anbetung in Lüttich.

1872 Madonna für Betſtuhl der Familie Wrede, Köln. Klein America. Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

1873 Raphael und Dürer durch Blumengeranke, in dem allerlei Gethier und Putten, verbunden. Darüber: Soli Deo. Flurbogen-Aquarell im Hauſe des Künſtlers.

1874 Chriſtuskopf. Oelgem. Beſ. Major Lenné, Magdeburg. Wiederholung öfter: Schauß, America; Mr. Godwin, London. — Phot. Verl. der Ph. Union, München (1879 bez.).

1874—1876 Madonna vor der Grotte. Kreidezeichnung. Kunſtverein zu Münſter. Oelgem Galerie in Prag. Wiederholung America. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

1875 Tochter des Künſtlers. Kreide.

1876 Frau Director Lenné. Kohle und Kreide. Beſ. Frau v. Rudloff, Wetzlar.

1876—1877 „Studien und Cartons und Vorbereitung für ein etwas umfangreicheres Bild und zwei der Vollendung nahe kleine Madonnenbilder" (Aufzeichnung des Künſtlers). Erſteres Bild Madonna knieend vor ſtehendem Kind, umgeben von einem Engelkranze. Vorhanden: Vorſtudien; Carton; zwei Farben-

ſtizzen (Hiſtorien- und Portraitmaler Sinkel, Düſſeldorf; Frau Rechtsanwalt Bartels, Kaſſel).

Madonna, gekauft von Fürſt Rohan für Schloßkapelle in Sichrow (Vorwurf unbekannt).

—1879 Immaculata Conceptio. Oelgem. Grau in Grau. — In Farben Lord Bute. Zwei kleine Ausführungen in Farben, eine Beſ. H. v. Schenck, Arnsberg. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

—1882 Altargemälde für St. Remigius in Bonn: Joſeph und Jeſus, Anna und Maria. Cartons. Oelgem. in kleinem Format 1881. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin. Stich für den religiöſen Bilder-Verein. — Nicht ausgeführte Compoſition: Anna und Maria.

Frau Profeſſor Andreas Müller auf dem Sterbebett. Kohle. Beſ. Familie Andreas Müller, Düſſeldorf.

ıg der achtziger Jahre: Himmelskönigin. Maria (gekrönt, nicht gekr.), mit Kind ſchwebend; unten Landſchaft. Zeichnung der Maria: Geh. Rath Storck, Münſter. Carton: Hiſtorienmaler Franz Müller, Düſſeldorf. Kreidezeichnung: Dr. Heyder, Köln. Oelgem.: Juſtizrath Euler, Düſſeldorf. Zwei kleine Ausführungen: Oberbürgermeiſter Kaufmann, Bonn; Bildhauer Reiß, Düſſeldorf. — Phot. Verl. der Ph. Union, München.

Medaille: Allegorie der Kunſt. Michel Angelo, Rafael und Dürer horchen auf ihre Töne. Kreide. Ingenieur Cuſtodis, Düſſeldorf.

Maria, Joſeph und Jeſus auf dem Wege nach Jeruſalem. Kreide. Geh. Rath Paul Kaufmann, Berlin.

—1885 Großer Carton: Die h. Nacht. Beſ. Phot. Geſ., Berlin, Phot. Verl. — Oelgem. für Lord Bute 1886—1889. — Farbenſkizze.

Tochter des Majors Lenné. Kreide.

—1889 Chriſtus und die Jünger zu Emaus. Altarbild für St. Remigius in Bonn. Farbenſkizze 1884 Pfarrer Reinkens; jetzt Oberpfarrer Dr. van Endert, Zülpich. Cartons: Derſelbe. — Phot. Verl. der Ph. Geſ., Berlin.

—1893 Großer, ausgeführter Carton: Die Kirche. (Hierzu allein mehr als 50 Acte, vollſtändig ausgeführte Köpfe und Gewandſtudien.) Beendet am 6. Auguſt 1893.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

. 5

ndzeit bis zum Antritt der italienischen Reise (1818—1839) 7

talien und auf dem Apollinarisberge (1839—1850) 21

Müller in den Revolutionsjahren. Die ältern Staffeleibilder. Ernen-

zum Professor (1848—1857) 48

ischte Hoffnungen. Die Marseiller und Bonner Cartons (1857—1870). 67

letzte Arbeitszeit. Leitung der Düsseldorfer Akademie (1870—1893) . . 83

Düsseldorfer christliche Schule und Carl Müller's Bedeutung in derselben 101

Müller's Persönlichkeit 109

Anhang.

sches Verzeichniß der Werke Carl Müller's 113

Kurze Erklärung

der

Karte des Frauenkloſters Ebſtorf

Von

Dr. sc. n. Konrad Miller

Profeſſor am Königl. Real-Gymnaſium in Stuttgart.

Köln, 1896.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

itglieder der Görres-Gesellschaft erhalten inliegend ein Denkmal des elalters, welches, einzig in seiner Art, den Beschauer in kürzester Zeit die geographische Anschauungsweise des Mittelalters einführt, wie es in lständigkeit auf so engem Raume kein zweites Denkmal zu thun im n dürfte. Es war bisher nur wenigen Gelehrten bekannt. Die einzige welche 1891 mit Staats- und Vereinsmitteln in Form eines großen Lichtdruck erschien, ist theuer, schwerfällig, unhandlich, schwierig zu wenig verbreitet. Durch die vorliegende Ausgabe und den kurzen Text soll sie größern Kreisen zugänglich werden.

Ebstorfer Weltkarte verdient es wohl, unter den Gebildeten bekannt zu nn sie ist nicht nur, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, eine sondern sie ist vor allem für die Geschichte der Kartographie ein Denk- Ranges, aber auch durch ihren Gesammtinhalt von hohem wissenschaft- th, und wird künftig von Philologen, Alterthumsforschern und Geo- ausgiebiger Weise Verwerthung finden können und mit der Zeit auch den.

die vorliegende Karte, das Format, die Bilder und die Inschriften wird einigermaßen ahnen können, daß die Herstellung derselben keine beit war; ist es ja, schon äußerlich betrachtet, die größte Karte, welche, r Kenntniß haben, bis jetzt überhaupt auf einem Steine gedruckt wor- Doch wenn alle Schwierigkeiten überwunden sind und alles gelungen dann kommt für den Autor das Schlimmste: die Herstellungskosten ß, der Preis der Karte wird für viele Interessenten ein Hinderniß der g, der Abnehmer sind wenige und der Zweck der Arbeit ist nur zum cht.

Görres-Gesellschaft gebührt das Verdienst, die Ebstorfer Weltkarte durch derselben als Vereinsgabe zum Gemeingut der Gebildeten gemacht zu etzt ist sie zu geringem Preise käuflich, und wenn noch vor zwei Gelehrter den Wunsch ausgesprochen hat: „Hoffentlich findet sich eine

geographische Gesellschaft, welche die zur Zeit klaffende Lücke in dem Weltbilderbestand der erdbeschreibenden Wissenschaft zur Freude der Freunde der Geographie auszufüllen bereit ist; sie würde sich tausendfältigen Dank für ihr Unternehmen erwerben," so gebührt der Görres-Gesellschaft an diesem Danke ein wesentlicher Antheil. Denn die Wiedergabe der Ebstorfer Karte war unter allen diesbezüglichen Aufgaben die schwierigste wie die kostspieligste. Nachdem aber die Görres-Gesellschaft die Karte in Schwarzdruck in einer Auflage von 3000 Exemplaren übernommen hat, sind die Kosten der Lithographie ohne Belästigung der Gesellschaft in so günstiger Weise vertheilt worden, daß der Verfasser ohne Beängstigung sich an die nicht weniger schwierige und noch kostspieligere Aufgabe wagen konnte, die Karte nunmehr auch in den Farben des Originals wiederzugeben.

Die Ebstorfer Weltkarte ist nicht nur die größte und reichhaltigste Karte aus älterer Zeit, welche überhaupt existirt, sondern sie ist auch die farbenprächtigste, und die Wirkung dieser Karte kann erst in ihrer farbigen Wiedergabe zur richtigen Geltung kommen. Als vor sieben Jahren die erste Herausgabe der Karte mit Staats- und Vereinshülfe unternommen worden war, wurde vom Historischen Verein für Niedersachsen ein kleines Stück der Karte in Farben ausgeführt und Sr. Excellenz dem Minister v. Goßler als Probe mit den Kostenüberschlägen vorgelegt. Die Probe fand wohl den vollen Beifall des Ministers, aber die Herstellung scheiterte an den Kosten. Die Probe war im gleichen Maßstabe wie unsere Ausgabe gehalten; unsere Wiedergabe in Farben wird jener Probe in keiner Weise nachstehen. Die farbige Wiedergabe wird im Buchhandel auf zehn Mark zu stehen kommen, und wir dürfen sagen, daß die Herstellung zu so niedrigem Preise und in solcher Ausführung noch vor ein bis zwei Jahrzehnten unausführbar gewesen wäre.

Der Verfasser bietet, einerseits mit Rücksicht darauf, daß die Görres-Gesellschaft ihm die Herausgabe der Ebstorfer Karte wesentlich erleichtert hat, anderseits in der Hoffnung, eine größere Anzahl von Mitgliedern derselben zum Bezuge der farbigen Ausgabe (mit dem vollständigen Texte und den Quellenbelegen) zu veranlassen) den Mitgliedern der Görres-Gesellschaft bei directem Bezuge diese Ausgabe, die Karte gerollt, zur Hälfte des Ladenpreises (fünf Mark) an. Neben den Fachgelehrten aller Confessionen und Nationen, deren Zahl nicht gar groß ist, hofft er in erster Linie in den Kreisen der Görres-Gesellschaft Interesse und Verständniß für dieses Erzeugniß mittelalterlichen Klosterfleißes zu finden. Die Ausgabe in Farben und mit vollständigem Texte erfolgt im October.

Stuttgart, im August 1896.

Konrad Miller

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

. 3
ung der Ebstorfer Weltkarte 7
nd allgemeine Beschreibung derselben 11
der Karte im einzelnen 13
ropa 13
Spanien 13
Gallien 15
Italien 17
Germanien 19
Balkanhalbinsel 23
Nordeuropa 26
Die nordischen Inseln 28
Die Britischen Inseln 29
Mittelmeer 30
n 34
Das Skythenland 35
Kleinasien und Armenien 38
Die Syrischen Provinzen mit Arabien 40
Mesopotamien und Persien 45
Indien 49
ica 53
Aegypten und Nubien 53
Libyen und Tripolis 56
Die Provinz Africa, Numidien und Mauritanien 58
Aethiopien 60

Die Bedeutung der Ebstorfer Weltkarte.

n die Ebstorfer Weltkarte zur richtigen Würdigung zu bringen,
müssen wir die Hauptphasen der Geschichte der Kartographie kurz
darstellen. Die ersten Versuche der Zeichnung einer Weltkarte treffen
i den griechischen Philosophen der Jonischen Schule im 5. bis
hundert v. Chr.; ihre Karte war kreisförmig, die Erde vom Okeanos
nt. Frühzeitig begann man zu unterscheiden zwischen Erdkarte
ngen Sinne und der Karte der bewohnbaren Erde, der Habita-
Alle irgendwie größern Karten behandeln nur die Habitabilis,
die Jonische runde Erdkarte. Von dieser gehen nun zwei Rich-
aus, welche man kurz als die römische und die griechische be-
kann; die erstere ist die gewöhnliche Schulgeographie, die andere
wissenschaftliche, auf mathematisch-astronomischer Grundlage be-
. Die letztere hat ihre Weiterentwickelung gefunden durch Era-
s, welcher noch in der Mitte steht, Marinus, und ihre höchste
kelung in Ptolemäus. Die Karten der griechischen Gelehrten sind
nordet, d. h. sie haben Norden oben. Die griechischen Karten
Länge- und Breitebestimmungen, Meridiane und Parallelkreise,
stellen die höchste Entwickelung der geographischen Wissenschaft
pt dar; an sie hat die Geographie der Neuzeit vom 15. Jahr-
an wieder angeknüpft, deshalb haben wir auf unsern Karten Norden
vie Ptolemäus.

ber diese Entwickelung der griechischen Wissenschaft ist im Alter-
ie zum Gemeingut der Gebildeten geworden, sie ist den Römern
emeinen fremd geblieben, und darum ist Ptolemäus dem ganzen
lter so viel als ganz unbekannt, kein einziger Codex desselben hat
Abendlande erhalten. Nur die Araber kannten auch im Mittel-
en Ptolemäus und haben denselben verwerthet; aber auch ihre
deren vom 10. Jahrhundert an mehrere erhalten und inhaltlich
oll sind, blieben in der Hauptsache den christlichen Ländern des
andes fremd und unbekannt.

ie ganze mittelalterliche Kartographie und Geographie knüpft an
nische Karte und Geographie an, ist aber nicht eine Weiter-
elung, für welche die Bedingungen fehlten, sondern eine Verknöche-

rung derſelben. Das römiſche Weltreich beſaß in ſeiner ganzen Organiſation und in ſeiner Verkehrsausdehnung die Grundbedingung für die Entwickelung der geographiſchen Wiſſenſchaft, wie ſpäter auch das arabiſche Reich; dagegen konnten die chriſtlichen Staaten bei ihrer Zerſplitterung und mit ihren erſt ſpät der Cultur erſchloſſenen Völkern lediglich das Ueberlieferte erhalten, aber nicht vermehren. Die Kreuzzüge konnten eine Erweiterung geographiſchen Wiſſens bringen, hatten aber auf die Weltkarte geringen Einfluß, namentlich auch darum, weil Paläſtina auf derſelben ſeit alter Zeit eine verhältnißmäßig gute Darſtellung beſaß. Es iſt deshalb gewiß nicht auffällig, daß die mittelalterlichen Karten und Kosmographieen gleichmäßig nur antiken Stoff enthalten, und nur ſehr wenig und ſelten zeitgemäße Einſchiebungen bringen. Erſt das 14. Jahrhundert hat hierin Aenderungen herbeigeführt durch die Entwickelung der See- oder Kompaßkarten, welche von den Italienern ausgingen und von den ſeefahrenden Völkern des Mittelmeeres ausgebildet wurden. Zum gleich praktiſchen Zweck, wie einſt die Römer ihre Straßenkarten, haben die Italiener ihre auf Meſſungen beruhenden Portulane und Karten verfertigt. Vorher, alſo bis zum Beginne des 14. Jahrhunderts, gibt es keine andere Art von Weltkarten als diejenigen, deren beſtes oder wenigſtens vollſtändigſtes Abbild die Ebſtorfkarte darſtellt. Solche Karten waren einſt weit verbreitet, und die Litteratur berichtet uns über zahlreiche derartige Wandkarten. Von Eumenius an, welcher um 298 n. Chr. von einer großen Weltkarte im Schulgebäude von Autun berichtet, iſt kein Jahrhundert, von welchem nicht eine oder mehrere namhaft gemacht würden; wir nennen Julius Honorius und den hl. Hieronymus im 4. Jahrhundert, Oroſius im 5., wo auch Kaiſer Theodoſius II. a. 435 eine Karte abſchreiben ließ, Jordanis im 6., Iſidor von Sevilla und den Anonymus von Ravenna im 7., Beatus im 8., in welchem um 750 Papſt Zacharias im Lateran eine ſolche malen ließ; Karl d. G. beſaß eine Weltkarte auf einer ſilbernen Platte eingravirt; Gerbert, der ſpätere Papſt Sylveſter, Ende des 10. Jahrhunderts, hat ſelbſt eine gemalt. Die Klöſter Reichenau, St. Gallen, Tegernſee, Weihenſtephan, Colmar (9. bis 13. Jahrh.) hatten ſolche; desgleichen Albertus Magnus, Jacob von Vitry, Honorius von Autun. In und bei London werden um 1250 drei große Weltkarten erwähnt, worunter eine im königlichen Cabinet bei Weſtminſter; der Herzog Jean de Berry hatte zwei mappae mundi auf Pergamentrollen. Noch im 14. und 15. Jahrhundert werden ſie mehrfach erwähnt; der Ritter von Mandeville erzählt zur Beglaubigung ſeiner abenteuerlichen Reiſen, man habe in Rom auf Befehl des Papſtes ſeine Angaben mit der großen mappa mundi verglichen und richtig befunden; Lambert li Tors hat eine mappe monde; Hartman Schedel in

g entnimmt a. 1493 Bilder und Beschreibungen aus der alten
e. Von all diesen Karten sind nur zwei auf uns gekommen, die
de und eine zweite, viel kleinere in der Kathedrale von Hereford
nd. Warum, ist leicht einzusehen: ein Alter von 600 Jahren
ne Wandkarte eben ein sehr hohes Alter; sie ist um vieles mehr
örung und Verderbniß ausgesetzt als Bücher, und kann nur bei
entlicher Schonung und günstigen Umständen ein solches Alter

Büchern sind zahlreiche Karten von noch höherm Alter, im
wohl 200 erhalten, aber ihr Inhalt ist meist dürftig und der
zu klein. Eines aber beweisen und zeigen sie alle überein-
, daß nämlich alle Karten des Mittelalters ohne Ausnahme
Typus angehören. Die älteste dieser kleinen Karten (in
en, noch nicht veröffentlicht) gehört dem 7. Jahrhundert an,
wissen aus Beschreibungen, daß sie viel älter sind, und daß
on St. Augustinus dieselbe Karte besessen hat.
gegen ist aus dem Alterthum, von den Römern keine einzige
erliefert worden, denn die sogenannte Tabula Peutingeriana ist
gen Sinne keine Weltkarte; von den Griechen nur Ptolemäus.
er haben wir von den Römern eine Anzahl Erdbeschreibungen
erm oder geringerm Umfange. Wie hat die römische Welt-
gesehen? hat man schon so oft gefragt und zu beantworten ge-
er das wichtigste Mittel zur Beantwortung dieser Frage, welches
r hilft als alle Versuche und Theorien, hat man nicht gekannt
t berücksichtigt, und darum waren auch die Versuche der Her-
mehr oder minder resultatlos. Dieses Mittel ist zweifellos die
erliche Weltkarte, und insbesondere die vollständigste derselben,
orfer Karte. Wir werden zwar bei Betrachtung der einzelnen
sehen, wie vieles auf dieser Karte entstellt, verunstaltet, durch
er im Laufe der Zeit willkürlich versetzt worden ist; aber trotz
finden wir auch in dieser Gestalt noch überall deutlich die
Weltkarte; ja es ist geradezu bewundernswerth, daß trotz aller
, denen die römische Karte im Laufe so vieler Jahrhunderte aus-
wesen ist, kaum eine Provinz des einstigen Weltreiches ganz
fast von jeder einzelnen Provinz noch ein paar Hauptstädte,
unter fast immer die Metropolis, angegeben sind mit ihren alten,
l entstellten, aber oft genug ganz unversehrten Namen, und daß
nen finden, deren einstige Existenz wir bezweifeln würden, wenn
ällig Ptolemäus oder Plinius oder eine Bischofsliste uns den
erhalten hätte.
nn wir den Inhalt der Ebstorfer Weltkarte zergliedern, so treffen

wir zunächst mittelalterlichen Inhalt hauptsächlich in Deutschland; hier sind nur noch ein paar alte Namen, alles andere der Zeit vom 11. bis 13. Jahrhundert entsprechend; wir können sagen, daß wir hier die älteste von einem Deutschen bearbeitete Karte Deutschlands vor uns haben. Außer Deutschland und Oesterreich sind hauptsächlich England und Rußland mittelalterlich bearbeitet. In Nordeuropa und dem nördlichen Asien begegnen wir mehrfach dem Einfluß eines Schriftstellers aus dem 7. Jahrhundert, Aethicus genannt, welcher in dem entsetzlichsten barbarischen Latein schrieb und vorgibt, vom hl. Hieronymus aus dem Griechischen übersetzt worden zu sein. Den Inhalt des Aethicus bilden abenteuerliche Reisen, hauptsächlich in nördlichen Ländern, deren Namen er erfunden hat. Man hat diesen Aethicus im Mittelalter ernst genommen und seine Angaben sogar in die Weltkarten eingetragen, worüber man sich nicht gar sehr verwundern wird, nachdem der Leipziger Professor Wuttke, welcher so gerne die mittelalterliche Einfalt zur Zielscheibe wählte, im Jahre 1853 den Aethicus als den „Pytheas der sinkenden Römerzeit," als „den ersten christlichen Geographen," als einen großen Entdeckungsreisenden gefeiert hat.

An zweiter Stelle kommt der christliche Inhalt der Ebstorfer Weltkarte; die Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Palästina, Aegypten und Mesopotamien, das irdische Paradies, die Arche u. a. Diese Theile lassen sich auf den Weltkarten bis in die Zeit und auf die Schriften des hl. Hieronymus zurückverfolgen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß von Hieronymus eine Ueberarbeitung der römischen Weltkarte erfolgt und diese Einträge in dieselbe eingeführt worden sind. Die Verlegung von Jerusalem in den Mittelpunkt der Erde trifft man auf Karten erst seit dem 12. Jahrhundert.

Den dritten, größten Theil aber bildet die alte römische Weltkarte, und zwar zunächst in einer Bearbeitung des 4. Jahrhunderts n. Chr. Dieser Zeit gehört die Provinz-Eintheilung der meisten Länder des römischen Reiches an. Die Karte in ihrer ganzen Eintheilung und Grundlage geht zweifellos auf die berühmteste aller alten Karten zurück, jene Karte, welche kein Geringerer als der Feldherr und Staatsmann M. Vipsanius Agrippa, der Schwiegersohn und vertrauteste Freund des Augustus, in der Porticus Pollae in Rom als Kolossalwandgemälde herzustellen angefangen, Augustus vollendet hat. Weiter auf diese Fragen einzugehen, erlaubt uns hier der Raum nicht; wir verweisen auf die nähern Nachweise in unserm Werke Mappaemundi (Stuttgart, Jos. Roth. 1895 ff.).

hichte und allgemeine Beschreibung der Ebstorfer Weltkarte.

se Karte ist im Jahre 1833 zuerst in einer Hannoverschen Zei=
pähnt worden, nachdem sie einige Jahre zuvor in dem ehemaligen
inerinnenkloster, jetzigen Damenstift in Ebstorf, einem Flecken
Lüneburger Heide, aufgefunden worden war, und zwar in einem
wo kirchliche Gegenstände aus katholischer Zeit aufbewahrt
Die Karte war mit Stangen zum Aufrollen versehen und blieb
nige Zeit auf dem Klosterchore aufgestellt, wo von unbekannter
n großes viereckiges Stück herausgeschnitten worden ist, welches
ehlt. Die Karte wurde noch im gleichen Jahre, 1833, nach
r gebracht zum Zwecke der Beschreibung im „Vaterländischen
und im folgenden Jahre von der Aebtissin dem neugegründeten
chen Verein für Niedersachsen" zur Aufbewahrung überlassen, in
Luseum sie seitdem sich befindet. Die Karte hat ein Höhe von
und eine Breite von 3,56 m, somit einen Flächeninhalt
7 Quadratmeter. Sie besteht aus 30 Pergamentblättern, welche
fingerbreiten Pergamentstreifchen zusammengeheftet waren. Im
888 wurde sie, einerseits zum Schutze gegen weitere Abbröcke=
nnd Zerstörung in Folge der gebildeten Falten, anderseits zum
der photographischen Aufnahme und Reproduction, in die 30
ntblätter auseinandergenommen, und diese einzeln aufgespannt
Rahmen (Kassetten) gebracht. So werden nunmehr diese 30
Tafeln in einem besondern Kasten des genannten Museums auf=
Im Jahre 1891 erschien die photographische Ausgabe mit
schreibung von E. Sommerbrodt, mit Staats=, Stiftungs=
eins=Unterstützung in der Reichsdruckerei in Berlin hergestellt.
te hat manche Lücken; außer dem schon genannten heraus=
nen Stücke (rechts oben) fehlt ein großes Stück links unten mit
heile von der Ostseeküste und Norwegen (auf unserer Ausgabe
Umrisse der Karte an den fehlenden Stellen mit punktirten
rgänzt, um den Ueberblick über die ganze Karte nicht zu sehr
); ferner fehlt ein kleineres Stück am Rhein, wo Köln und
verletzt wurden, ein Stück über den Amazonen usw.
Schrift der ganzen Karte ist sorgfältig und von einer Hand,
ch die Malereien auf derselben ausgeführt hat. Nur sind einzelne
später übermalt und einzelnes, besonders links oben radirt worden;
nnt deutlich, daß in einer spätern Zeit die Karte übermalt werden
ß man aber bald von diesem Vorhaben wieder abgestanden ist.

Den Namen des Malers und die Jahreszahl glaubte der Verfasser über Lüneburg in kleiner verblaßter und zweifelhafter Schrift: Belmot pinxit 1284, gefunden zu haben; die Zahl ist in arabischen Ziffern gegeben, die Spuren dieser Schrift sind auch auf der Photographie erkennbar; der Eintrag ist von anderer Hand und mit anderer Tinte gemacht. Neuestens ist jedoch die Vermuthung ausgesprochen worden, es heiße Helm(sted . .) oder ähnlich und bedeute die Stadt Helmstedt, was als späterer Eintrag innerlich wahrscheinlicher ist. Die Bestimmung der Abfassungszeit gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist aus der Karte selbst völlig sicher. Daß der Verfasser bei oder in Lüneburg lebte, zeigt auch die Karte selbst durch die liebevolle Behandlung der Stadt und ihrer Umgebung. Merkwürdig ist, daß der Maler seinen Personen durchweg gelbe Haare gegeben hat. Der Stil der Karte ist der Uebergangsstil, welcher auch auf das Ende des 13. Jahrhunderts hinweist.

Außerhalb des Kartenkreises sind zahlreiche Legenden angebracht, und jeder Raum in den vier Ecken ist ausgenützt. Diese Legenden sind großentheils aus Isidor's Etymologien entnommen und naturgeschichtlichen Inhalts. Ob sie von derselben Hand geschrieben sind, ist nicht ganz sicher. Wir haben von der großen Zahl dieser Legenden nur vier auf unserer Karte wiedergegeben, weil diese zur Karte in näherer Beziehung stehen.

Die erste dieser Legenden Orbis a rotunditate gibt die allgemeine Eintheilung der Erdkarte: die Erde ist rings umgeben vom Ocean, zerfällt in die drei Erdtheile; deren Lage und Umgrenzung; Asien nimmt die obere Hälfte ein, Europa und Africa die untere Hälfte, letztere getrennt durch das Mittelländische Meer. Dies wird durch die T-Figur auch bildlich dargestellt. Die zweite Legende Mappa dicitur forma führt die Weltkarte auf die Vermessung des Erdkreises durch Julius Cäsar zurück; dieser habe zuerst alle Gegenden, Provinzen, Inseln, Städte, Syrten, Seen, Meere, Berge, Flüsse in einem Bilde vereinigt, was dem Leser großen Nutzen, dem Wanderer die Richtung und die Annehmlichkeit der Betrachtung jeglicher Dinge gewähre. Die dritte Legende Si quis verweist bezüglich weiterer naturgeschichtlicher Auskunft auf Isidor; die vierte: De insulis. Gaditanum handelt vom Fretum Gaditanum, den Säulen des Hercules und einem palmenähnlichen Baum, dessen Saft aus Glas Edelstein macht.

Ehe wir zur speciellen Beschreibung der Karte übergehen, dürfte manchem noch die Beantwortung der Frage erwünscht sein: hat man im Mittelalter bei dieser Art von Weltkarten sich die Erde als Scheibe vorgestellt? Wir müssen mit nein antworten, sofern die Habitabilis, welche

herkömmlichen Annahme nur ein Viertel der ganzen Erde
, von dieser selbst stets unterschieden worden ist. Aber diesem
hen Wissen gegenüber, welches ohne Zweifel nicht in gar große
drungen ist, mag allerdings die populäre Anschauung der nahe-
Täuschung oft genug nicht widerstanden, vielmehr geglaubt
dem dargestellten Erdkreis die Erde selbst zu schauen.

Beschreibung der Karte im einzelnen.

Weltherrscher ist Christus dargestellt, alles durchdringend;
pt oben mit dem A und O, primus et novissimus,
8 u. 17; seitlich die beiden Hände, die Rechte mit dem Wund-
der Beischrift Dextera Domini fecit virtutem, Psalm
; an der Linken steht Terram palmo concludit, Antiph.
gn. sabb. a. Dom. IV. Nov. An den Füßen des Heilandes
que ad finem fortiter suaviter — Disponensque
; aus der 1. der sog. großen Antiphonen vom 17. Dec. (O Sa-
Die Herzform von Sicilien, welches sonst stets dreieckig ge-
ist, scheint zum Bild Christi gehören zu sollen.
ölf Kreise im Meere geben die zwölf Winde an, je mit
xameter, welcher das Land bezeichnet, wohin derselbe trifft, und
b des großen Kreises mit der Namensableitung oder den Wir-
es betreffenden Windes.
e auf allen römischen und mittelalterlichen Weltkarten ist Osten
nd in diese uns ungewohnte Orientirung hat der Leser sich vor
neinzuversetzen.

Europa.

ropa nimmt die linke untere Abtheilung ein, und ist von dem
naleren Africa durch das Mittelmeer, von Asien durch das hori-
Aegäische Meer, das Schwarze Meer, die Maeotis (als Rechteck
t) und den Tanais fluvius (über der rechten Hand Christi)

1. Spanien.

e Gestalt von Spanien pflegt auf den alten Karten eine drei-
sein, so daß die größte Seite vom Atlantischen Ocean, die
on der Mittelmeerküste, die dritte vom Aquitanischen Meerbusen
Pyrenäen gebildet wird. Auf der Ebstorfkarte ist diese Form be-
dadurch entstellt, daß der Sinus Aquitanicus fast ganz ausge-
(die Mündung der Garonne müßte dafür gelten), und daß die

wohl jetzt als Wolchow zu deuten ist, nicht als Wolga, wie man zunächst annehmen möchte.

Unter der Wolchow ist ein von Gebirg und Wasser umschlossenes Land, Municia regio. Dieses Land ist nichts anderes als das heutige Schweden, wie die Legende über den Fluß: Iste est Albis fl., qui Goetelba a Gotis dicitur deutlich zeigt; denn dieser Fluß ist jetzt Goeta-Elf oder Gothelve im südwestlichen Schweden, der Ausfluß des Wenern-See's. Der Name Municia ist von Aethicus, einem Romanschriftsteller des 7. Jahrhunderts, mit vielen andern geographischen Namen, denen wir noch begegnen werden, erfunden, und zeigt, wie man schon früh bemüht gewesen ist, jene mythischen Namen, die man als wahr annahm, auf wirklich existirende Länder zu übertragen.

Der Fluß Lemanus fl. heißt bei frühmittelalterlichen Schriftstellern Lanus oder Alanus und wird mit den Alanen in Beziehung gebracht; eine Deutung ist kaum möglich. Theodosia civitas ist die heutige Feodosia oder Kafa in der Krim, welche im Mittelalter unter den Genuesen als Kaffa wieder bedeutend war. Darüber folgt noch eine große Stadt, von deren Namen nur .... lis civitas übrig ist; aus Gervasius können wir ergänzen Stralis caput Romaniae; Straliz aber ist der fränkische Name (11. und 12. Jahrhundert) für das heutige Sofia, welches hier irrthümlich links von der Donau angebracht ist.

Die weitern Namen und Legenden sind der alten Karte entnommen. Eine lange Legende gibt die Ableitung des Namens Europa nach Isidor. Dacia regio et Gotia orientalis fehlt seit Augustus' Zeiten auf keiner Karte; ursprünglich waren die Daker und Geten gemeint, und sie wurden an der untern Donau angesetzt; spätere Schriftsteller machten aus denselben Dani (Dänen) und Gothen (Schweden). Unter Alani Scythae werden die Völker aufgezählt, welche zwischen der Donau und dem Ocean ansässig sind: Daci, Amazobii, Troglodytae Sarmatae, Quabi, Getae und Callipedi. Scythia inferior heißt das Europäische Scythen- oder auch Sarmatenland. Die Arae Alexandri Magni gehören eigentlich schon nach Asien; sie bezeichnen die Grenze der den Alten bekannten Erde gegen Norden und beruhen auf dem Irrthum der Gefährten Alexander's, welche, am Jaxartes angekommen, diesen für den Tanais hielten; obwohl Plinius u. a. den Irrthum kennen, sind die Altäre Alexanders am Don auf der römischen Weltkarte, ja sogar auf der des größten alten Geographen, des Ptolemäus unverändert stehen geblieben und gehören zum unentbehrlichen Inventar der alten Geographen. Der folgende Fluß, nur theilweise erhalten, soll (nach Gervasius) Lentulus heißen, welcher Name sonst nicht bekannt ist. Er fließt, wie die zwei folgenden, in die

a de Europa und Punta Leona; ferner Cassundae (statt idae) insulae, die Zinn-Inseln der Alten, und Tres Fortu- insulae, irrig an der spanischen Küste, j. die Canarischen

2. Gallien.

llien pflegt auf der alten Karte eine mehr oder weniger rauten- Gestalt zu haben, so daß die beiden obern Seiten mit dem Winkel vom Rhein und den Alpen, die beiden untern von dem nd den Pyrenäen gebildet werden, und der spitzige Winkel auf ten Seite durch den Gallicus sinus abgestumpft wird. Diese t auch auf unserer Karte noch erkennbar. Die obere Grenze r Rhein und die Rhone, als fl. Bicornis.

e Eintheilung in Provinzen oder Reiche ist aus alten und neuen gemischt. An die Stelle der Belgica ist Francia, an die der sis ist Burgundia getreten; die alten Namen Lugdunen- naе olim Togata, statt Comata), Narbonensis (quae Braccata) und Aquitania sind geblieben. Die Gebirge der s und des Jura scheiden Gallien in eine rechte und linke Hälfte linius, Mela u. a.); hier sind es drei parallele verticale Ge- welche scheiden. Aber die Städte sind bunt durcheinander ge- so daß von einer Ausscheidung nach Provinzen nicht die Rede n.

chts haben wir zunächst das **Burgunderreich**, Burgundia. Die ist doppelt gezeichnet, aber ohne Namen: oben quer in's Ligu- n Mare; darunter nochmals mit zwei Nebenflüssen, Saona fl., e, und Essera fl., j. Isère. Von den sechs Metropolen sind nannt, nämlich Vienna civitas, j. Vienne; Venuncio c., nçon; Arelatum c., j. Arles und Ebridunum, j. Embrun; fehlen Aix und Tarantasia. Außerdem sind hier die Orte: sterium Sci. Mauritii, j. St. Maurice an der Rhone, das gaunum, angedeutet durch Agaunensium regio, aus der der Thebäischen Martyrer bekannt; ferner Monasterium Sci. ii, die einst berühmte Benedictiner-Abtei St. Gilles in den Mündungen, und in sehr verblaßter Schrift wohl S. Marina, Jean de Maurienne in Savoyen; ferner Aquila c., vielleicht n der Rhone oberhalb des Genfer-See's.

ie alten Provinzen **Lugdunensis** und **Narbonensis** sind durch tropolen vertreten: Lugdonum c., j. Lyon, und Narbona c., onne; ferner die Städte Cabilonia c., j. Chalon sur Saone,

und Augustodunum c., j. Autun; darüber eine Stadt ohne Namen; ferner Bituricas c., j. Bourges.

Auf der **linken** Abtheilung folgen sich die Flüsse Carun, j. Garonne; Lier fl., j. Loire, an der Mündung Ostium Lieris; Secana fl., an der Mündung Hostium Sigone, j. Seine, **mit** Maderna fl., j. Marne, und Axona fl., j. Aisne; sodann Scalda fl., j. l'Escaut, die Schelde. Der **Rhein**, mit dem alten Namen Bicornis fl., ist in seinem Oberlauf mit der Rhone verbunden, welchen Fehler schon Julius Honorius im 4. Jahrh. auf seiner Karte vorfand; er hat als Nebenflüsse Araris, j. Aar, Priscus, j. die bei Straßburg mündende Breusch (Bruche), Spira fl., den Speierbach, Mosella fl., j. Mosel, Masa fl., j. Maas. Am Unterlauf des Rheins ist zwar die Karte beschädigt, aber man erkennt noch deutlich die vier Mündungen, zwischen welchen drei Inseln liegen, deren unterste, Quae nunc, *als* Hollant bezeichnet ist.

Zwischen Garonne und Loire stehen die Städte Avernis, j. Clermont-Ferrand, Turonis c., j. Tours, Burdigala c., j. Bordeaux, Carentia, j. Dorf Carenton bei Rodez, Dolacium, wohl verschrieben statt Tolosa.

Zwischen Loire und Seine: Autissiodorum, j. Auxerre, Aurelianis c., j. Orléans, Belgis vel-isa, j. Beauvais, Remis c., j. Reims, Parisius c., j. Paris, Campania c., j. Châlons j. Marne, Name . . ., j. Nantes, daneben Gallia Rodorensium, j. Rouen, die alte Hauptstadt der Normandie.

Zwischen Seine und Maas kommen zuerst zwei stark verwischte Namen, wohl Segodia, j. Sevenx und Senlis, j. ebenso; nach Parisius Monasterium s. Dionysii, j. S. Denis, die 632 von Dagobert gegründete Benedictiner-Abtei bei Paris, Begräbnißstätte der Könige Frankreichs; Poverin, j. Poperinghe, Laudunum, j. Laon, darüber Leodium, j. Liège-Lüttich, Brurra oppidum, vielleicht statt Bruga, j. Brügge, Gaudanum oppidum, sonst Gandavum, j. Gand-Gent, darunter Bononia c., j. Boulogne s. mer. Dann folgt Brabantus und Flandria mit den Städten Lovania opp., j. Louvain-Löwen, Auctuerpia, j. Anvers-Antwerpen, Tungaria c., j. Tongern, und Traiectum c., wohl Utrecht, obwohl an der Maas gelegen (wo Maestricht, Trajectum Mosae), statt am Rhein.

Zwischen Maas und Mosel folgen Verdunum c., j. Verdun, Mediomatricum quae et Metis c., j. Metz, Treveris c., j. Trier, Tullium, j. Toul, Verdunum wiederholt, Fontes calidi mit Quellen, zwei Badenden und großer Vignette, welche, wahrscheinlich mit dem Namen Aquisgrani, j. Aachen, und dem Bild von Köln

eils zerstört ist, dann Agrippina quae nunc Colonia,

schen Mosel und Rhein kommt zuerst Turicinum oppi-
. Zürich; dann Alsatia, j. Elsaß, rechts darunter Ista
Vaseus dicitur, j. die Vogesen; die Städte Basula c.,
Argentina quae et Strazburch, j. Straßburg; Spira
peier; Wangionum c. quae Wormacia, j. Worms;
cia c., j. Mainz und Confluencia c., j. Koblenz. Die
Legende bezieht sich auf Holland.

3. Italien.

lien ist unten und links in großem Bogen von den Alpen, rechts
rheniſchen, oben vom Adriatischen Meere begrenzt. Die Form
n Alpen in die Breite gezogen, gegen das Meer sehr verkürzt.
gen ist die Darstellung einer guten alten Quelle entnommen und
r an dem Mangel, daß ein großer Theil von Mittel-Italien
Mangel an Raum ganz ausgelassen worden ist. An den Alpen
Namen Monte Jovis, j. St. Bernhard; Septe Mons, j.
, in falscher Weise beim Schwarzwald angesetzt Mons Vesu-
Monte Viso. Der Po verläuft vertical und theilt Italien
zwei Hälften; auf der rechten Hälfte theilt das Apenninen-
(Apennini montes steht am Po-Ursprung) abermals in
Richtung.
Flüssen ist der auffälligste Padus fluvius, j. Po mit den
ſſen links Olla fl., j. Oglio, Tichinus fl., j. Ticino, Men-
Mincio, welcher aber dem folgenden Flusse entsprechen würde,
eſer aus einem ungenannten See (dem Lacus Benacus, j. Lago
a) kommt und an demselben Mantua liegt; rechts Sanis fl.,
edeutung wir nicht kennen, und ein zweiter ohne Namen. Links
ist der Adige-Etsch in guter Zeichnung mit Brixen, Botzen,
nd Verona gegeben. Rechts vom Po ist ein Fluß ohne Namen,
urus, j. La Foglia. In's Tyrrheniſche Meer fließen zu unterst
ohne Namen, Varus, j. Le Var; dann Acu fl., statt Arnus,
und Tiberis, j. Tevere, mit dem Nar fl., j. Nera, und
fl., j. Albegna, welcher aber kein Nebenfluß des Tevere ist,
in's Tyrrheniſche Meer fließt.
Provinz-Eintheilung ist im wesentlichen die des 4. Jahrhun-
Chr., zu welcher noch Longobardia und Carinthia hinzugekom-
hrend mehrere ganz ausgefallen sind.
: beginnen rechts oben mit Calabria und Apulia (dieses als
ezeichnet), und treffen da die Städte Barum c., j. Bari,

Sepontina c., j. vom einſtigen Siponto nur noch die Kathedrale übrig in der Nähe der 1256 gegründeten Stadt Manfredonia; Brundusium c., j. Brindiſi, Carapentum, j. Carpino bei Manfredonia am Monte Gargano, und Mons Garganus ſelbſt; dieſer ſtand ſchon auf der alten Karte, iſt aber im Mittelalter beſonders durch die apparitio s. Michaelis archangeli (8. Mai 591) berühmt geworden und hier mit ſeiner Umgebung beſonders hervorgehoben: hierher gehört auch das Subsolanum promontorium, welches in's Binnenland gerückt iſt. Samnium iſt nur durch Boneventa c., j. Benevento, vertreten; Campania durch ſeine drei bedeutendſten Plätze Capua c., Neapolis (nur das Bild, der Name iſt vergeſſen) mit Megaris als Inſel, j. Caſtello dell' Ovo, und Salerna c., j. Salerno; ferner fehlt nicht Mons Cassinus, j. Montecaſſino, durch ſein Kloſter und S. Benedict berühmt. Von Picenum iſt nur Firma, j. Fermo gegeben.

Darunter folgt das große Bild von **Rom**: Roma. Secundum formam leonis inchoata est Roma, mit dem Bild des Löwen, eine Angabe, welche wir im Mittelalter öfters finden. In Rom ſind die ſieben Hauptkirchen dargeſtellt: ad S. Petrum, ad S. Mariam Maior(em), ad S. Johannem in Laterane, S. Crucis, und außerhalb der Thore Pauli, Sebastiani und Laurencii. Ferner iſt in der Stadt noch angegeben Rotunda, das Pantheon, noch j. La Rotunda oder S. Maria Rotunda; eine Brücke führt über den Tevere, j. Ponte S. Angelo, in die Leoniniſche Vorſtadt zu Cristancia c., der Engelsburg, welche von der Herrſchaft der Crescentier (10. Jahrh.) an den Namen turris Crescentii führte und eine Feſtung für ſich bildete.

An Rom ſchließen ſich an am obern Tevere die Städte Albania c., j. Albano?, Perusium c., j. Perugia, Mucipa c., j. Bucine?

In Tuscania, dem alten Tuscia, j. Toscana ſind die Städte Piſa c., Toscania c., j. Toscanella, Luna c., welches längſt nicht mehr exiſtirt, und Lucca c.

Von den Alpes Cottiae iſt nur Ganna c., j. Genua, im Mittelalter Janua, vorhanden.

Im Po-Delta liegt Ravenna, rechts davon ſind die Städte der Flaminia: Cervia c., noch j. Cervia, Phana c., und darunter Fama c., wohl identiſch, j. Fano, Ancona c., Ariminum c., j. Rimini, Furlin c., j. Forli, Favenz c., j. Faenza.

Darunter folgen die Städte der Emilia: Modela, j. Modena, Immola c., j. Imola, Bolonia c., Parma c., Hoſtia c., j. Oſtiglia, Regia c., j. Reggio, und Placencia c., j. Piacenza.

Links vom Po folgen die Städte der Longobardia-Liguria: Mediolanum c., j. Milano, Laude Civitas, j. Lodi, Cheruma.

n Berge gelegen, wohl j. Crema, eine feste guelfische Stadt,
160 von Barbarossa zerstört wurde; doch liegt Crema in der
d könnte der Berg nur die Festungsmauern bedeuten, durch
he Crema berühmt war; darüber eine Stadt ohne Namen,
Pergamus, j. Bergamo; dann Papia, j. Pavia; neben diesem
eine namenlose Stadt, dann Cremona c., Padouwe c.
, Ferraria c., j. Ferrara; Montua, statt Mantua, und
e., j. Comacchio.
Venetia et Istria haben wir die Städte Verona c., Vin-
c., j. Vicenza, Tuisium c., j. Treviso, Maistris oppi-
Mestre bei Venedig, Venitia im Meere stehend, j. Venedig,
Julii, j. Cividale, Clemum c., j. Gemona, links Canol,
Canale am Isonzo, Polunia c., j. Belluno, und Laber,
statt Labec, j. Laibach, oder wahrscheinlicher statt Jader,
Am Adige im Gebirge liegen noch drei Städte, welche schon
n gehören, nämlich Triventina c., j. Trient, ohne Namen
, und Brixa c., j. Brixen.

4. Germanien.

ses ist begrenzt unten vom Rhein, rechts von den Alpen, oben
Save und dem Memel, links vom Meere. Die Donau scheidet
Schwarzwald, Silva Nigra, dasselbe in eine schmälere rechte
ere linke Hälfte. Die Donau hat fünf Quellflüsse, wovon zwei die
Prima und Pagina führen, wohl statt Priga j. Brege und
eine Ulma bei der Villa Olma, wo eine Brücke über die
ngegeben ist, existirt nicht, es kann die Blau oder Lone gemeint
echts folgen die Nebenflüsse Ilara fl., j. Iller, dann Vin-
j. Wertach, Lech fl., j. Lech, Pisara fl., statt Ysara ver-
j. Isar, In fl., j. Inn mit Salis fl., j. Salzach, ein un-
r, j. die Enns, Draus fl., j. Drau, und ...alo fl., jedenfalls
Save. Links sind außer der genannten Ulma gezeichnet Naba
aab, ein ungenannter, nach der Herefordkarte den Regen bedeu-
d Macha fl., j. March.
f der rechten Hälfte haben wir unten zunächst die beiden Rätien:
nter Albes und Retia schlechtweg, ersteres mit der Haupt-
ria, j. Chur und den drei Städten an der Etsch, welche wir
Italien genannt haben; das andere mit seiner alten Metropole
a c., j. Augsburg. Weiter werden genannt Arbona castrum,
, und Constancia c., j. Constanz, beide am Bodensee. So-
gt in großartiger Darstellung als eiförmige, vom Rhein um-

floſſene Inſel die **Reichenau**: Augia insula, in qua nullus anguis potest homini nocere.

Vom h. Pirmin († 754), welcher das berühmte Kloſter um 724 gründete, berichtet Hermann der Lahme: serpentes inde fugavit et coenobialem inibi vitam instituit. Noch iſt im Münſter daſelbſt ein altes Gemälde zu ſehen, welches darſtellt, wie bei Pirmins Ankunft alle Kriechthiere die Inſel verlaſſen. Die Karte gibt alle drei Orte der Inſel: Monasterium S. Mariae, jetzt Münſter oder Mittelzell mit ſeiner im Jahre 816 unter Hatto I. erbauten, zu Ehren Mariä eingeweihten Münſterkirche (ſiehe die Schilderung von Walafried Strabo); Cella, jetzt Niederzell, von Biſchof Egino von Verona, welcher 796 in das Kloſter Reichenau eintrat und 802 daſelbſt ſtarb (ubi S. Petri basilica ab eo constructa et dedicata est), gegründet, und Cella S. Georgii jetzt Oberzell, wo das Haupt des hl. Georg aufbewahrt wird, 888 gegründet. Mit der Reichenau ſteht ferner im Zuſammenhang Cella episcopi Ratoldi Veronensis, jetzt Radolfzell am Ende des Bodenſees. Biſchof Ratold (auch Rothald oder Ratald geſchrieben) reſignirte im Jahr 840, zog ſich nach Reichenau zurück, gründete Radolfzell (sui nominis cellam juxta Augiensem insulam construxit) und ſtarb auf der Reichenau 847. Ebenſo gehört hierher die Villa Olma, jetzt Ulm, wo das Kloſter Reichenau ſeit unvordenklicher Zeit, angeblich durch eine Schenkung Karls des Großen, große Beſitzungen und Rechte, das Patronat über die Pfarrkirche und einen bedeutenden Kloſterhof beſaß. Mit dieſen Detailkenntniſſen der Karte über die Reichenau ſteht in großem Gegenſatz die doppelte Zeichnung des Oberrheins, der fehlende Zuſammenhang zwiſchen Bodenſee und Unterſee, und die Verwechſelung des Bodenſees mit dem Genfer See: Lemannus Lacus, a quo Alamannia dicta est, und die Uebertragung des Mons Vesulus, jetzt Monte Viſo, vom Urſprung des Po ins Schwabenland. Im Schwarzwald ſind nur zwei Namen angegeben: Hyſauria, ohne Bild, ohne Zweifel das ſeit Abt Wilhelm dem Seligen († 1091) weltberühmte Kloſter Hirſau und Murga fl., jetzt die Murg, an welcher das 1082 von Wilhelm gegründete Kloſter Reichenbach Berühmtheit erlangte.

An der Iller wird genannt Campidona, jetzt Kempten. Zu beiden Seiten ſind die Suevi, deren Namen vom Mons Suevus abgeleitet wird (Mons Suevus a quo Suevia). Dieſer Suevus mons bedeutete urſprünglich die Gebirge Schwedens und wurde auf den alten Karten an der Nordoſtgrenze von Germania angeſetzt, hier aber nach Schwaben übertragen.

In Bawaria ſind Briſinga c., jetzt Freiſing, Ratispona c., jetzt Regensburg, Urbs Salis quae et Limanum (ſtatt Juvavum) dicitur, jetzt Salzburg und Pattavia, jetzt Paſſau.

Austria gehören Hodenborch, jetzt Oedenburg (sollte weiter
gen), Starkenberch urbs, jetzt Ruine Stahremberg in Nieder-
, Sitz Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers;
a c., jetzt Krems; Wena, jetzt Wien, dann Siscia, jetzt
Civitas Sirmi, jetzt Mitrovitz, Angulus c., unbekannt. Hier
e Karte Regio Samensis (statt Sirmensis), Ungaria, und
n Volksstamm der Amantini. Jenseits der Save liegt Ca-
wohl statt Carnuntum, jetzt Petronell, und mehrere namenlose

der linken Hälfte Germaniens werden als Ländernamen gege-
mania superior, Francia orientalis, Fresia, Saxo-
adisin regio (das Gebiet von Bautzen, die Oberlausitz),
, Polonia, Moravia, Prucia und Saneland. Gebirge
ben Buconia silva ohne Zeichnung, jetzt Vogelsgebirge und
ön; zwischen Würzburg und Ulm die Schwäbische und Fräu-
lb, ohne Namen; am Ursprung von Main, Naab, Saale und
ein Gebirge ohne Namen, zu welchem jedoch der weiter oben
Namen Bohemica silva gehört, für den Böhmerwald sammt
birge; ferner ein ungenanntes Gebirge am Ursprung von Bode,
nnerste: das Harzgebirge.
n Flüssen haben wir den langgestreckten Main, Moin fl., links
ts mit je zwei Nebenflüssen; links Rekentia, die Regnitz, an
Bamberg und Forchheim liegen, und die Tauber, rechts die Itz
Leine verbunden durch einen Abschreibfehler) und die fränkische
Dann kommt die Weser, von rechts nach links mit folgenden
ssen: Wlda fl., jetzt Fulda, o. N. die Werra, o. N. die Leine,
ia fl., jetzt Innerste, o. N. Gose und Ocker, und Alra fl., jetzt
lbia fl., jetzt die Elbe, hat als Nebenflüsse Egra fl, jetzt Eger,
etzt Moldau, Mulda fl., jetzt Mulde, Sala fl., jetzt Saale,
da fl., jetzt Bode, Ora fl., jetzt Ohre und Ilmenowe fl., jetzt
; die rechtsseitigen Nebenflüsse fehlen, da die Karte hier eine
ücke hat, nur die Spree ist noch angedeutet. Dann folgen Ol-
, jetzt Oder, o. N. die Weichsel, dann flußartig das Kurische
welchem Samland steht, endlich Memela fl., jetzt Memel.
e Städte Ostfrankens sind Werceborch, jetzt Würzburg am
Pavenborch, jetzt Bamberg, Vorchelm, jetzt Forchheim,
berch, jetzt Nürnberg, und Blassenburc, jetzt die Plassenburg
nbach. Das rechtsseitige Rheingebiet ist stark vernachlässigt; die
Ruhr und Lippe gelegenen Städte sind zwischen Werra und Leine
eben: Padelborne, jetzt Paderborn, Westfalia c., wohl
tt des Landes, Dhormunde, jetzt Dortmund, Sosat c., jetzt

Soeſt, Eſſia c., jetzt Eſſen. An der Weſer liegen Brema c., jetzt Bremen, und Corbeia c., das berühmte Benedictinerkloſter Corwey bei Höxter. An der Fulda liegen Caſſela (irrig am Rhein gezeichnet), jetzt Caſſel, Wlda c., jetzt Fulda, und Hersfelde, jetzt Hersfeld; über dieſem liegt Hermennesborch — es gibt wohl ein Dorf Hermannsburg im Lüneburgiſchen, aber dieſes paßt hier nicht. Daneben zwiſchen Werra und Leine ein verblaßter Name, nur . . s. . erkennbar, wohl jetzt Eiſenach und über dieſem Erfordia c., jetzt Erfurt. An der Leine liegt Honovere c., jetzt Hannover; an der Innerſte Hildenſim, jetzt Hildesheim; an der Ocker Braunſchweig, nur mit Leo bezeichnet und dem Bilde des Löwen mit geöffnetem Rachen, welchen Heinrich der Löwe 1166 in Erz errichten ließ und welcher heute noch den Platz vor der alten Burgkaſerne daſelbſt ziert; an der Goſe liegt Goslaria c., jetzt Goslar; an der Aller Verda, jetzt Verden, und Halverſtat, jetzt Halberſtadt, welches aber nicht an der Aller ſondern an einem Nebenfluſſe der Bode liegt.

Im Gebiet der Elbe folgen zunächſt die an der Ilmenau gelegenen Orte des Lüneburgiſchen Gebietes: der Hauptort Luneborch, jetzt Lüneburg, mit Fahne, Wappenſchild und dem Monde; Luna kann das bei Lüneburg gelegene 1172 gegründete Benedictiner-Frauenkloſter jetzt Lüne bedeuten; Fons Salinae, von welcher die Chronik von Riddagshauſen zum Jahr 1270 berichtet: Johannes dux Luneburgensis invenit salinam Luneburgensem. (Leibnitz, SS. Brunsv. II, 79.); Ebbekestorp: hic quiescunt b(eati) martyres, jetzt Ebſtorf, in der alten Schreibart. Die Martyrer von Ebſtorf ſind die im Jahr 880 von den heidniſchen Slaven und abtrünnigen Neubekehrten in Hamburg überfallenen und getödten Chriſten, unter welchen der Sachſenherzog Brun und die Biſchöfe Theodorich von Minden und Marcward von Hildesheim waren. In allen Einzelheiten gehen die ſagenhaften Angaben auseinander; die Angreifer ſind nach Adam von Bremen Normannen; der Tag iſt nach der unglaubwürdigen Legenda der 1. Auguſt; als Todestag jener Biſchöfe gilt der 2. Febr.; die Zahl wird auf gegen 6000 angegeben. Nach der chron. epp. Verd. wurden ihre Ueberreſte geſammelt und „in Ebbekestorpe in quatuor sepulchris" beigeſetzt. Die Zeichnung auf unſerer Karte zeigt drei Gräber. Haldesſleve jetzt Haldensleben liegt an der Ohre; die irrige Anſetzung an der Ilmenau hat wahrſcheinlich nicht der Maler und Autor, ſondern der Reſtaurator in Berlin zu verantworten, welcher das betreffende Pergament-Bruchſtück falſch angeklebt hat. An der Ohre iſt in kleiner ſtark verwiſchter Schrift die ſchon genannte Angabe Belm(o)t (pinxit) (oder Helmsted . . ? ſ. S. 12) 1284.

An der Elbe liegen Maideburc c., jetzt Magdeburg, und Misna

Meißen; an der Bode Nienburg, jetzt Kloster-Nienburg bei
g, Quiddingeborc c., jetzt Quedlinburg, und an einem Neben-
: Holzemme Halverstat, jetzt Halberstadt. An der Saale lie-
lla c., jetzt Halle, Nienburc c., jetzt Naumburg, und Orla-
, jetzt Orlamünde; an der Moldau Praga c., jetzt Prag, an
ee Budisin ci. et regio, jetzt Bautzen in der Oberlausitz.
olgt eine große Lücke; in diesem fehlenden Stücke der Karte
ohne Zweifel Brandenborc an der Havel, Razeborch, jetzt Ratze-
d Hamburg; sodann am Meere Lubeke, jetzt Lübeck, Wismar,
nd Stettin, vielleicht auch Greifswalde und Stralsund.
ischen Oder und Weichsel sind zwei Städtebilder, deren Namen
sind; rechts ist noch leserlich C. Polonie, jetzt Posen; links
t Schulte Breslau, und glaubt w. oci. lavium (Wratislavium)
nen, wir finden aber nur die Endung. . . ola oder . . . ole; die
ße ferner noch Stargard und Danzig erwarten.
er der Weichsel folgt Prucia, jetzt Preußen, welcher Name
en nochmals als Brucie wiederkehrt, Sanelant, jetzt Sam-
: dem Kurischen Haff, und eine Legende, deren obere Hälfte sich
weden bezieht (siehe Abschnitt 6), deren drei letzte Linien aber
i, die Mähren beschreiben, einen slavischen Volksstamm, dessen
n die Böhmen, Pommern, Polen, Ungarn und die grausamen
fressenden Pescinagi seien.

5. Die Balkanhalbinsel

der Ebstorfkarte sehr stark in die Breite gezogen und nimmt über
e Kartenbreite ein. Es hat dies z. T. darin seinen Grund, daß
au mehr als gewöhnlich nach links gebogen ist. Die Darstellung
ebietes ist fast ausschließlich antik, aber durch oftmalige Abschrift
ürliche Aenderungen der Abschreiber in hohem Grade entstellt,
es schwer fällt, den Wirrwarr zu enträthseln.
r beginnen rechts mit dem Peloponnes, welcher durch drei hori-
erlaufende Flüsse getheilt wird, von welchen aber nur der unterste
se (sein Namen steht weit links, Alphinus fl. statt Alphaeus,
salien) dem Peloponnes angehört; denn der Achelous fl. gehört
lia, und Arethusa fl. sollte fons heißen und bezieht sich auf
hmte Quelle in Böotien. Ebenso ist der Hitmos mons kein
sondern der Isthmus bei Korinth. Links folgt noch ein vierter
Kalchus fl., statt Inachus fl., an welchem Argos liegt, und der
s mons dürfte in der Stadt Tageto c. rechts unten ver-
ein.

In Laconica sind die Städte Lacedemon c. und Sparta ci. als verschieden, ferner Oilos, welches entweder Oitylos oder Pylos in Messene bedeutet, und Coamicle statt Ci(vitas) Amicle, sonst Amyclae.

Von Argolis haben wir unten Anglos c., wohl verschrieben statt des Provinznamens, dann Angos statt Argos, oben Micene c., links den Fluß Malchus s. o.

Zwischen Achelous und Arethusa fl. ist Aetolien untergebracht, mit drei Städten: Calydon und Pleuron, beide am Evenus, wo noch stattliche Ruinen übrig sind, und Golen ci., statt Olenus, welche alte Stadt schon von Homer genannt wird.

Arcadia und Elis ist vertreten durch die drei nebeneinanderliegenden Städte Elis, die Metropole Pisa, wie der ältere Name für Olympia heißt, und Cillene; ferner links Pholoe am gleichnamigen Gebirge, und Lucus Mons statt Lycaeus. In Achaia liegen nebeneinander Sciciche c. statt Sicyon und die beiden Metropolen Corinthus und Patras; etwas links liegt Dine, sonst Dyme am Meere. Locris und Phocis sind je durch eine Stadt vertreten: Amphisa, sonst Amphissa, am Westabhang des Parnassus mons (dieser Name steht aber viel weiter links) und Cirra am Corinthischen Meerbusen.

In Epirus stehen die montes Acroceraunii am Adriatischen Meere, rechts darüber Ephire, die uralte, schon von Homer genannte Stadt Ephyra, welche in anderer Schreibart, Pyrros c., an der Drau nochmals wiederholt wird. Hier entspringt auch der Hauptfluß von Epirus, fluvius Eas oder Aeas, gewöhnlich Aous, und fließt nach Südost statt nach Nordwest in's Aegäische statt in's Adriatische Meer. Links von Epirus folgt die Hauptstadt der Provincia Prevalitana, Lisa, sonst Lissa, jetzt Liesch.

Darüber sind die zwei wichtigsten Städte der Attica, nämlich Athene und Eleusis. Jetzt folgen nach links Böotien, Thessalien und Macedonien wirr durcheinander. Zu Böotien gehören die drei Flüsse Asopus, Hismenus (Ismenus) und Cephisus, welche in umgekehrter Reihenfolge weit nach links gerückt sind; zu Thessalien der Peneus, jetzt Salembria, und der unbekannte Langia, vielleicht statt der Stadt Lamia verschrieben; zu Macedonien der Strimon, jetzt Struma; zu Thracien der Ebrus (Hebrus), jetzt Maritza. Als Gebirge ist nur der wolkenüberragende Olymp (Nubes excedit Olimpus) gezeichnet.

Böotien ist durch zwei Quellen (In Ebocia sunt duo fontes) berühmt, deren eine das Gedächtniß stärkt, während der Trank der andern Vergessen bewirkt; ferner ist hier der rasendmachende See, lacus furialis, aus dessen Wasser trinken die Wollust erregt. Zwei Städte

t unkenntlich entstellt: Civitas Tentu, d. i. Thebae und
u c., soll Chaeronea heißen.
Thessalien nennt die Karte Larisa, die Metropole, welche noch
Namen Larissa führt, und Pharsalus, beide an der Adria-
Küste angebracht; vielleicht steckt in dem Flusse Langia noch die
amia.
Macedonien, der patria Alexandri, sind zunächst neben-
die beiden Metropolen Thessalonica und Civitas Philip-
sowie Pella gegeben. Die weiter im Binnenland gelegenen
, hier Eracha geschrieben, und Nicea an der via Egnatia, sind
h links verschoben, ersteres an der Drau, letzteres nahe der
angesetzt; über Nicea liegt Cristopolis, ein im Mittelalter be-
r und fester Hafenplatz, welcher früher Neapolis hieß, bei
. Die Stadt Arisbe scheint sich von der Insel Lesbos auf's
verirrt zu haben.
t Adrianopolis beginnt Thracien im weitern Sinne mit Moesia.
stimmte Regel folgen sich Adrianopolis und Constantino-
dann drei Städte am Schwarzen Meere: Mesambre, jetzt
. Obfesus c., sonst Odessus, jetzt Varna und Bachis, ehemals
polis, jetzt Baltschick. Dann folgen die Städte am Mittelmeer
ber Propontis, welche vor Constantinopel hätten stehen sollen. Der
en ohne Namen soll wohl den Melas sinus, jetzt Golf von
darstellen; Macra hieß früher Serrium, jetzt Macri; Cristo-
. o.; Sestos als den der Asiatischen Küste nächsten Punkt geben
n Karten an; Eraclea ist das alte Perinthus, jetzt Eregli, und
enlose Stadt über demselben ist nach der Herefordkarte Cardia,
ht daneben im Meere der sonst unbekannte Namen Extimum
. An dem Meere links, welches das Donau-Delta vertritt, steht
ldoba c. An der untern Donau stehen noch Barbari, 14
gentes und Bulgarien.
rner sind zwischen Thracien und der Save über der letztern sechs
se Städte; dann folgen zwei Nebenflüsse der Donau, nämlich
fl., jetzt Isker, und Ebrum fl. statt Cebrus, jetzt Zibru. Ueber
es ist ein langgestreckter Fluß ohne Namen und ohne Mündung,
m Ister des Mela, oder dem Drinus der Tab. Peut. entsprechend.
iesem Flusse steht eine Legende über Retia et Pannonia,
Austria regio verschrieben statt Histria regio mit Bola c.
la in Istrien und Dardania regio mit Dardania c. Die
le von Dardanien war Scupi, hier rechts vom Ursprung der
och extra Civitas Scipis, jetzt Üscüb. Ueber dem Flusse steht
cia, zu welchem wohl die Stadt Laber (gegenüber Venedig

ſtehend) ſtatt Jader, jetzt Zara gehört. Der Fluß über Dalmacia iſt der Melas, jetzt Géri oder Xeros.

6. Nordeuropa.

Der Norden von Europa zwiſchen Memel und Tanais fl. iſt auf den alten Karten dem Wiſſen der Alten entſprechend eng begrenzt; auch beginnt, wo das Wiſſen aufhört, ſofort der Mythus einzuſetzen. Die Ebſtorfkarte hat hier zunächſt noch einige gute geographiſche Nachrichten, läßt aber auch ſchon der alten Karte und ihren Fabeln das Wort.

Zwiſchen Weichſel und Memel ſteht eine größere, nicht vollſtändig lesbare Legende, deren ſieben obere Linien von den Schweden handeln, der Reſt von den Mähren, welche wir ſchon in Germanien beſprochen haben. Die Legende über die Sueones iſt veranlaßt durch den Mons Suevus, den die alten Karten an dieſer Stelle anſetzen, von welchem hier nur das Bild mit Elch und Ur (Wiſent), Elles und Urus noch geblieben iſt, während der Name nach Schwaben verlegt wurde, ſ. o. Der Inhalt der Legende iſt, daß in dieſen Bergen die Heimath der Sueones ſei, von welchen einerſeits die Schwaben (qui hodie Alamanni dicuntur), anderſeits die Northmanni in Schweden ausgegangen ſind. Von dieſen Northmanni, qui trans Daniam habitant, ſind ſodann ſowohl die Normannen in Frankreich als auch die dritten Normannen gekommen, welche ſich „jüngſt“ in Apulien niedergelaſſen haben. Dieſe Angabe ſtammt von Adam von Bremen, einem Schriftſteller des 11. Jahrhunderts.

Es folgen hier die Ländernamen Prucia, und über dem Ur nochmals Brucie, dann Sanelant, jetzt Samland, Curlant und Semigallia, jetzt Semgallen, alle drei im 13. Jahrhundert zu Bisthümern erhoben, Semgallen ſchon im Jahre 1217, Samland 1254; ferner an der Duna, jetzt Düna liegt Riga Livoniae civitas, die Hauptſtadt Livlands, im Jahre 1201 gegründet von dem dritten Biſchof Livlands, Albrecht von Apoldern.

Weiter kommt Rucia regio, Rußland mit den Städten Smalentike, jetzt Smolensk am Dniepr, Ploſceke c., jetzt Polotzk, welches wirklich an der Düna liegt, wenn man nicht lieber an Plock oder Ploczk an der Weichſel in Ruſſiſch-Polen, welches ſeit 981 Biſchofsſitz iſt, denken will; ferner Novgardus ci., jetzt Nowgorod an der Wolchow und Kiwen c., jetzt Kiew am Dniepr, die Hauptſtadt des ſüdlichen Rußlands, welche Adam von Bremen die Nebenbuhlerin Conſtantinopels nennt. Beide letztern Städte ſind an einem Fluſſe angeſetzt, welcher Olchis fl., qui et Wolkans heißt und in's Nordmeer fließt, deshalb

gt als Wolchow zu deuten ist, nicht als Wolga, wie man zu-
nnehmen möchte.
ter der Wolchow ist ein von Gebirg und Wasser umschlossenes
lunicia regio. Dieses Land ist nichts anderes als das heutige
n, wie die Legende über den Fluß: Iste est Albis fl., qui
ba a Gotis dicitur deutlich zeigt; denn dieser Fluß ist jetzt
lf oder Gothelve im südwestlichen Schweden, der Ausfluß des
See's. Der Name Municia ist von Aethicus, einem Roman-
ler des 7. Jahrhunderts, mit vielen andern geographischen Namen,
r noch begegnen werden, erfunden, und zeigt, wie man schon früh
gewesen ist, jene mythischen Namen, die man als wahr annahm,
lich existirende Länder zu übertragen.
Fluß Lemanus fl. heißt bei frühmittelalterlichen Schriftstellern
der Alanus und wird mit den Alanen in Beziehung gebracht;
tung ist kaum möglich. Theodosia civitas ist die heutige
oder Kafa in der Krim, welche im Mittelalter unter den Ge-
ls Kaffa wieder bedeutend war. Darüber folgt noch eine große
on deren Namen nur .... lis civitas übrig ist; aus Gervasius
vir ergänzen Stralis caput Romaniae; Straliz aber ist der fränk-
me (11. und 12. Jahrhundert) für das heutige Sofia, welches
hümlich links von der Donau angebracht ist.
weitern Namen und Legenden sind der alten Karte entnommen.
ge Legende gibt die Ableitung des Namens Europa nach
Dacia regio et Gotia orientalis fehlt seit Augustus'
uf keiner Karte; ursprünglich waren die Daker und Geten ge-
nd sie wurden an der untern Donau angesetzt; spätere Schrift-
achten aus denselben Dani (Dänen) und Gothen (Schweden).
lani Scythae werden die Völker aufgezählt, welche zwischen
au und dem Ocean ansässig sind: Daci, Amazobii, Troglo-
Sarmatae, Quadi, Getae und Callipedi. Scythia
r heißt das Europäische Scythen- oder auch Sarmatenland.
ae Alexandri Magni gehören eigentlich schon nach Asien;
hnen die Grenze der den Alten bekannten Erde gegen Norden
ahen auf dem Irrthum der Gefährten Alexander's, welche, am
angekommen, diesen für den Tanais hielten; obwohl Plinius
n Irrthum kennen, sind die Altäre Alexanders am Don auf der
n Weltkarte, ja sogar auf der des größten alten Geographen,
emäus unverändert stehen geblieben und gehören zum unent-
n Inventar der alten Geographen. Der folgende Fluß, nur
e erhalten, soll (nach Gervasius) Lentulus heißen, welcher Name
cht bekannt ist. Er fließt, wie die zwei folgenden, in die

Maeotis palus (der Name folgt hier als Fluß), jetzt das Asow'sche Meer, von welchem aber alle drei Flüsse sonderbarer Weise eine Fortsetzung in's Schwarze Meer haben. Rechts von diesem Meere sind auf einer Insel die fabelhaften Hyperborei montes, welche im äußersten Norden stehen sollten; darüber steht Brachium S. Georgii, der fränkische Name für den Hellespont, und rechts davon die Stadt Gersanis, die alte Cherson auf der Krim, deren Reste bei dem jetzigen Sebastopol zu suchen sind, im Mittelalter als Verbannungsort des Clemens Romanus öfters genannt; links davon Hic olim Avares id est Hunni. Unter dem Tanais fl., jetzt Don, steht eine Legende über den Namen Tanais, welche auch sagt, daß derselbe die beiden Erdtheile scheide.

7. Die nordischen Inseln.

Im Meere stehen zwischen dem Aquilo und Circius sechs große Legenden mit drei viereckigen uud zwei runden Inseln, welchen weiter unten nach einer großen Lücke noch zwei Inseln (Norwegia und Islandia) folgen. Drei dieser Legenden sind fast ganz zerstört. Fünf dieser Inseln sind aus Aethicus entnommen, weshalb wir uns mit ihrer Wiedererkennung nicht abzumühen brauchen, denn sie sind vollständig erfunden.

Die oberste heißt Riphargica. Ihre Bewohner verstehen die Kunst, Städte zu zerstören. Aethicus schildert ihre interessanten Belagerungs-Maschinen (12 Wagen mit Ochsen bespannt sammt Kämpfern, darüber ein alles bedeckendes Dach von Häuten, und das Ganze durch Windeskraft in Bewegung gesetzt). Sie sind ferner Meister in Herstellung eiserner Waffen und liefern solche den Hircanern und Albanern. Auch gibt es bei ihnen viele Wälder (von Obstbäumen? pomorum). Der Name der zweiten Insel ist unleserlich; man sieht nur insula ci. Aethicus nennt zusammen insolam Riphargicam et aliam Zhirisolidam; letztere ist ohne Zweifel hier gemeint, mit ihren riesigen Krystallsäulen, wo nur im Juni und Juli einige Sonnenstrahlen hingelangen, sonst aber alles in Schnee und Eis erstarrt ist. Die dritte, runde Insel ist Taracontum insula, wo die ungeschlachtesten aller Menschen, die Türken, wohnen, roh und unreinlich (sie waschen sich nie), Menschenfleisch und alles Häßliche fressend. Die vierte Insel heißt Mioporen, sonst Miopar. Ihre Bewohner sind Schmiede und die besten Schifffahrer, als Seeräuber gefürchtet, denn sie bohren andere Schiffe in den Grund. Ihre aus lederbedecktem Flechtwerk gebauten leichten und schnellsegelnden Schiffe (Colinchae) werden gerühmt; sie haben Taucher-Apparate mit Brillen aus Bernstein oder Glas, um unter dem Wasser sehen zu können, und mit

erſtrichen gegen das Eindringen des Waſſers. Alexander d. G. ihrer Taucherſchiffe beſtiegen, um den Grund des Meeres igen, nachher hat er ihnen Geſchenke gegeben und Altäre laſſen, dies ſeien die Arae Alexandri. An fünfter Stelle adaronta insula, und weiter unten nach den Orcades Gadarontae insulae in quibus Sirenae. Hier herrſcht e Kälte, ſtürmiſches Meer; die Bewohner ſind Barbaren, aber verſtehen Muſik und Geſang ſo ſehr, daß man glauben würde, s voll von Sirenen. Von der ſtark verſtümmelten Legende zu entnehmen, daß der polare Winter, wo die Sonne nicht Sommer, wo ſie nicht untergeht, geſchildert wird, was bei fehlt. In der zweiten Legende ſind die Sirenen, welche von doch nur zum Vergleich beigezogen wurden, leibhaftige Weſen Obwohl dieſe fünf Inſeln und die zugehörigen Legenden nthalten, was auf nordiſche Inſeln und Länder ſehr zutreffend rd es kaum mehr nöthig ſein, den mythiſchen Charakter der- zu beweiſen; man wird vielmehr es ſchwer begreifen können, chon genannter Gelehrter des 19. Jahrhunderts dieſe Angaben hungsreſultate in der Wirklichkeit zu erweiſen ſich abmühte.

er folgt Scandinavia insula mit unleſerlicher Legende; arze Linien rechts unten deuten an, daß der Maler der Karte Inſelcharakter Skandinaviens, den ſeine Vorlage nach altem igte, Bedenken hatte, aber ſich nicht recht zu helfen wußte. Nach ßen Lücke folgen unten Reſte der Inſel Norwegia mit einer en Legende und der Stadt Meduſa c., j. Melhus oder Meil- Drontheim. Man darf annehmen, daß auch Nidroſia, j. Dront- ſt, und S. Brigitta, j. Bergen, auf der hier ſtark verletzten Karte waren. Man wird aber mit Recht ſtaunen, daß der Nieder- Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Skandinaviſche Halb- fach unter verſchiedenen Namen: als Halbinſel Municia und als andinavia und Norwegia zur Darſtellung bringt. Yslandia, , bildet den Schluß der Inſeln des Nordens.

8. Die Britiſchen Inſeln.

s unten bemerkt man unſchwer neben dem Winde Chorus die oßen Inſeln, deren obere als Anglia und Britannia, die s Hibernia und Scotia bezeichnet iſt, je mit dem neuen Namen.

England ſind ein paar ungenannte Gebirge angegeben; ferner rechts oben Britannia maritima, wodurch die Inſel Bri- von der Bretagne (Br. minor oder cismarina) unterſchieden

wird. Als Städte sind genannt Dola c., und gleich darüber Durri; wir vermuthen in den beiden Namen nur eine der zahlreichen Doppelsetzungen der Karte, für Dobra und Dubris, j. Dover; doch könnte Durri auch statt Durem, j. Durham, stehen; Cantuaria, j. Canterbury; Wizant portus, im Mittelalter stark benützter Ueberfahrtsplatz, j. Wissant in Belgien bei Calais gegenüber von Dover, heute unbedeutend; Answic, j. ?; Everwic, jetzt Berwick.

In Irland ist ein Gebirge und ein Fluß ohne Namen, und zwei Städte, deren Namen ebenfalls verschwunden sind; ein undeutliches Harth ... könnte vielleicht Arhmaca, j. Armagh, bedeuten. Von weitern Inseln sind genannt, von rechts beginnend, Areanum insula, j. Arran; Ebuces, Ebudes oder Ebudae im Alterthum, j. Hebriden; zwei zusammengehörende Legenden auf Inseln: Muninae sacrum-fontes calidi und Hic aestivo tempore XV diebus lux est. Man denkt zunächst an die Insel Mona, j. Anglesey; eine keltische Göttin Mona ist auch inschriftlich bekannt: aber die heißen Quellen sind doch wohl auf Island zu beziehen, und die Erscheinung, daß die Sonne fünfzehn Tage lang nicht untergeht, trifft für eine Breite von 66° 44' zu, wo als Insel nur Island in Betracht kommen kann. Die Gadarontae haben wir schon oben besprochen; die 34 Orcades, j. Orkneys, von welchen 20 unbewohnt seien, sind aus der alten Karte abgeschrieben; ebenso Atanat, die durch die Mündungen des Stour gebildete Insel Thanet in Kent, welche auf den alten Karten stets vorhanden ist; endlich Suil, soll Scylla heißen und bedeutet die eine der beiden für die Schifffahrt gefährlichen Stellen an der englischen Küste, welche schon Paulus Diaconus beschreibt, welche aber kaum zu bestimmen sind.

Das Mittelmeer.

Die Meeresbenennungen sind theils auf viereckigen Schildern, theils vertical geschrieben, manchmal aber auch von Inseln nicht unterscheidbar. Im Schwarzen Meere lesen wir Lacus Cimericus; sonst ist öfters von Cimericum mare die Rede, worunter wohl die Bucht des Schwarzen Meeres gegen die Meerenge von Kertsch zu verstehen ist; ferner Euxinus Pontus, Egeum mare zwei Mal, Syrum (Meer oder Insel?), Phoenicum, Hellespontum (an der Küste von Palästina!), Carpathium zwei Mal, Asiaticum, Creticum, Inferum (das Adriatische Meer heißt bei den Römern das obere, das Tuskische das untere), Tuscum, Ligusticum, Libicum, Tyrrhenum, Balearicum und Strictum mare, letzteres für die Straße von Gibraltar.

Inſeln ſind im Schwarzen Meere angegeben Bosphorum irrthümlich ſtatt des Thraciſchen Bosporus; Insula Apollila Apolloniatarum, auch Thynias genannt, berühmt durch die ue des Apollo (30 Ellen hoch), welche Lucullus nach Rom auf ol entführte, j. Keſken.

Militino insula beginnen die Inſeln des Mittelmeeres, und ächſt um Kleinaſien herum. Militine insula, die alte t der Inſel Lesbos, Mitylene, welche im frühen Mittelalter tt der Inſel genannt wird, noch j. Mytilini; Coos, j. Kos koi; Samos, mit der Bemerkung, daß hier die Heimath des s ſei und die Samiſchen Gefäße erfunden worden ſeien, j. Suſam- Paros, wo der weißeſte, Pariſche Marmor und der Stein onſt Sarda genannt) vorkomme, j. Paro; Sametracia, j. Sadann folgt das E von Europa, in welchem die Ableitung des Europa ſteht; Rodos, noch j. Rhodos; Chios, wo der wonnen wird, j. Skio, wo noch heute der Maſtixbaum culti- und woher der Maſtix faſt ausſchließlich in den Handel emnos insula iſt verſchrieben ſtatt Lemnos, j. Limno, mit Mirana, ſtatt Myrina, j. Kaſtro, welche dadurch berühmt war, Schatten vom Berg Athos (Entfernung 70 km.) auf ihren fallen ſollte. Cnidos, Stadt und Halbinſel der Kariſchen j. Cap Crio; Egea insula, ein Felſenriff von der Form ge im Aegäiſchen Meere (wie es ſcheint, zwiſchen Andros und n welchem dieſes Meer ſeinen Namen haben ſoll. Chariſtos, ſte Stadt auf Euböa, noch j. Caryſto. Denos instabilis, s, j. Mikro Dilos, von welchem die Alten glaubten, es ſei Flut zuerſt aus dem Waſſer emporgeſtiegen und welches nach wei Mal durch Erdbeben litt. Niconos ſtatt Myconos, j. Scyros, j. Skyro; Pathmos insula, j. Patmo oder Paverbannungsort des Apoſtels Johannes berühmt geworden, Apokalypſe ſchrieb.

rus insula, j. Cypern, iſt mit drei Städtebildern, aber nur en ausgezeichnet, nämlich Paphus, j. Baſa oder Baffa, mit rkung, daß die einſt vielbeſungene Stadt durch ein Erdbeben i — die Liſte der Biſchöfe von Paphus hört mit dem Jahre —; und Conſtancia, früher Salamis, die Metropole von s nach 700, Biſchofstitel bis 1191, j. Ruinen.

er Küſte von Phönizien und Paläſtina ſind die Inſeln Arach eine Brücke mit dem Feſtlande verbunden, Inſel und Stadt, und weitere wirr durcheinander, welche thatſächlich den verı Ländern angehören: Cyterea, Cyterus, j. Cerigo an der

Südspitze Griechenlands, und darunter irrig als Insel diese Südspitze selbst, Malea, j. Cap Malia; dann Syrum, wohl die Insel Syros, j. Syra; Nycaros, j. Nicaria; Naxos, j. Naxia; Ortygia, gleichbedeutend mit Delos, s. o. Nach zwei großen Legenden, von welchen eine Tyros in Phönizien, die andere Graecia betrifft, kommt eine große Insel mit einem Fluß und drei Städten: es ist **Creta**; dieselbe Insel ist aber weiter rechts nochmals als großes Viereck gezeichnet und mit einer eingehenden Beschreibung der Lage, Größe, Ausdehnung und Naturgeschichte dieser Insel versehen, welche aber voll von Fehlern und Auslassungen ist. Die drei Städte links heißen Cnoda, sonst Gnossos, j. Knossos, Cortina, die alte Metropole Gortina, und Terapne, von Plinius Therapne genannt, nicht weiter bekannt; dazu Idara fl., ein solcher ist nicht bekannt, wohl aber Ida mons. Rechts ist nur eine Stadt genannt, Centapolis, aus Mißverständniß hervorgegangen, denn Creta war durch ihre hundert Städte berühmt.

Weitere Inseln Carpatos, zwei Mal, j. Scarpanto, von den alten Geographen nie vergessen, weil diese Insel dem Carpathischen Meere den Namen gibt; insula Appiarum, nicht bekannt, vielleicht statt Gyaros oder Gyara, j. Giura; Samos zum zweiten Male; Ytacus, Ithaca, j. Thiaki; die folgenden gehören alle zu den Aeolischen Inseln, mit Ausnahme von Cyclades in großem Viereck mit Bemerkungen über deren Lage, die Metropole Rodus und den Mittelpunkt derselben, Delos; Wiederholung von Rodus und Carpatos; Tapsum (oder irrig Capsum), die kleine Halbinsel auf Sicilien, j. Magnisi, nördlich von Syracus; sodann die den alten Geographen gleich wichtige Insel Canapos, Canopus, nach welcher sogar Aegypten benannt wurde, mit gleichnamiger Stadt, im Alterthum hochberühmt, j. Abukir (welches aber nur Halbinsel ist), oder etwas östlich von demselben; Caristos zum zweiten Male.

Die **Aeolischen Inseln** nördlich von Sicilien, Eolee insulae, sind auf der Ebstorfkarte weit zerstreut im Mittelmeer und Adriatischen Meere angegeben, und zwar alle doppelt. Die alten Geographen führen theils sieben, theils neun auf; bei letzterer Zählung werden aber meist zwei doppelt gezählt, so daß doch nur sieben verschiedene bleiben, so auch hier. Die Mitte bildet ein großes Bild mit einer Stadt Regia Eoli, dem Sitz des Aeolus, welchen man auf Strongile ansetzte; eine wirkliche Stadt hat aber nur Lipari. Die neun Inseln sind: 1. Luparis und Liparis, j. Lipari; 2. Geraron und Cera, sonst Hiera, j. Vulcano; 3. Spomi und Stringole, sonst Strongile, j. Stromboli; 4. Didime, zwei Mal, j. Salina; 5. Derefusa und Eriphusa, j. Alicuri; 6. Ferecusa und Fenicusa, j. Filicuri; 7. Egonimon und Evonimon, j. Panaria oder die kleine Lisca bianca; 8. Stripudes

Stripodes, Wiederholung von 5, und 9. Feria und Festia, Hephaestia, identisch mit dem allgemeinen Namen Aeolia, welcher rieben Solia (statt Eolia) quae et Vulcania nochmals wieder- wird.

Nun folgen im **Adriatischen Meere** noch vier Inseln: Offalinia la, statt Cephalenia, j. Kephalonia; Melphodia insula; Ca- , statt Cassiopa, j. Ruinen bei Cassope, ehemalige Stadt, jetzt Dorf orfu, von welchem noch der Golf seinen Namen hat; und Ve- , inselartig im Meere stehend, j. Venedig.

Sicilien hat herzförmige Gestalt, ob beabsichtigt, ist nicht ganz Im Alterthum wurde diese Insel stets dreieckig dargestellt, mit drei Vorgebirgen in den Ecken, welche hier fehlen. Die herzför- Gestalt könnte zu dem Bilde von Christus in Beziehung stehen, wüßten wir keine nähere Begründung dafür. Ueber der Insel steht egende, welche den Namen ableitet von König Siculus; sie heiße Trinacria, sei von den Cyclopen bewohnt gewesen, auch sei hier omödie erfunden worden. Als Städte sind dargestellt Cata- s c., j. Catania; Palerna c., j. Palermo; Lelibeus portus, Lilibaeum, j. Marsala. Lilebathanum ist eine Wiederholung, betrifft das zugehörige Vorgebirge; die große Stadt in der Mitte nsel dürfte Messana, j. Messina, sein; Ycarim, die alte Sikaner- Hykkara, j. Carini, westlich von Palermo; Agrigennium c., entum, j. Girgenti; Syracusa c., noch j. Siracusa. Drei Flüsse ufgeführt: zuerst Arethusa fl.; es ist die Quelle in Syracus ge- welche noch heute gezeigt wird als Fontana Aretusa, von welcher lten unter anderm behaupteten, daß sie mit dem Peloponnesischen Alpheus zusammenhänge und daß Gegenstände, welche in diesen hineingeworfen werden, in der Quelle in Syracus zum Vorschein en; sodann Alveus fl., der ebengenannte Alpheus im Pelopon- welchen der Abschreiber irrig zu einem Flusse Siciliens gemacht ndlich neben dem Aetna Acheron fl., welchen die Sage an solchen localisirt, wo man einen Eingang zur Unterwelt annahm, wie bei Aetna. Ein See, Cloneum stagnum, statt Gelonium, war bei lten durch seine übele Ausdünstung, welche eine Annäherung ver- re, berüchtigt. Als Gebirge werden die beiden berühmten Berge ens, Ethna, j. Aetna, und Erix, j. Monte S. Giuliano, genannt. Neben Sicilien folgen die Scylla, hier Cilla und Charybdis; nsel Megaris, neben Neapel, dessen Name fehlt, j. Castello Ovo, die mit der Stadt durch Damm und Brücke verbundene Felsen- mit dem von Friedrich II. erbauten Castell. Galonie leta heißt ächste Insel; der Abschreiber hat die zwei stets nebeneinander auf-

geführten Inseln Gaulo und Meleta, j. Gozzo und Malta, zu einem falsch abgetheilten Namen vereinigt. Lampodusa, j. Lampedusa, zu Italien gehörige Insel südwestlich von Malta; Leucasis, j. die kleine Insel Piano südlich von dem alten Paestum an dem Vorgebirge, welches noch Punta della Licosa heißt; Gabata, statt Galata, j. Galita; sieben Inseln ohne Namen an der italienischen Küste.

Sardinia hat die Form eines menschlichen Fußes, wie es von den Alten beschrieben wird, mit den Städten: Caralis, im Mittelalter Calaris, j. Cagliari, die alte Hauptstadt der Insel; Nura civ., im Süden der Insel, längst verschwunden (bei j. S. Effisio?); Vibia, im Nordosten, Ulbia, j. Terranova; Tybula, portus Tibulas, ehemals nördlichste Stadt der Insel, längst verschwunden (bei j. Longosardo?). In der Mitte ist eine Stadt mit hohem Thurm ohne Namen, vielleicht die einst neben Caralis bedeutendste Stadt der Insel Turribus, Turris Libisonis, j. Ruinen bei Porto Torres im Nordwesten.

Corsica mit einer verwischten Inschrift etymologischen Inhalts hat keine weitere Auszeichnung; Stecades insula, Stoechades insulae, j. Iles d'Hyères an der Küste Frankreichs; Afrodisia (nur halb leserlich) und Gymnasia, die beiden Balearen Maiorca und Minorca. Weiter unten folgt nochmals Baleares — hier seien die Schleudern erfunden worden, welche Bemerkung von der Ableitung des Wortes vom griechischen *βάλλειν* herrührt; Pompegiana, j. Portcros, zu den Hyères gehörend; Hermis (?); endlich die Pityusae: Ebesus, welche keine Schlangen hat, j. Ibiza; Estusus, j. Formentera, und die kleine Colubria, Colubraria, in der Legende zu Ebesus genannt, mit vielen Schlangen, j. Columbretes.

Die Inseln Gades, Fortunatae, Cassiterides haben wir bei Spanien genannt.

Asien.

Asien nimmt etwas mehr als die obere Hälfte der Karte ein. Der Tanais (Don), das Mittelmeer, der untere Nil, der Mons Catabathmon bilden die untere Grenze; dann ist man aber allerdings im Zweifel, ob man Aethiopien in eine obere und untere, östliche und westliche Hälfte abtheilen soll, wie die Alten thatsächlich unterschieden haben, so daß man mit Orosius u. a. die obere Abtheilung zu Asien, die untere zu Africa rechnet; oder ob man, der gewöhnlichern Ansicht folgend, den Nil möglichst weit als Grenze gelten läßt und das ganze Gebiet der Fabelwesen Aethiopiens Africa zuweist.

1. Das Skythenland.

er dem Tanais sind zuerst die Grifae gentes angegeben, eine
q des Aethicus; sie sollen dem nördlichen Ocean zunächst woh-
n ihnen sollen die Sachsen ausgegangen und durch die Wildheit
se bis nach Germanien vorgedrungen sein; bezüglich ihrer Dumm-
sie unter den Menschen das, was die Strauße, Krokodile und
e unter den Thieren sind. Es folgt Jafeth, der Sohn Noa's,
chon Josephus den ganzen Norden der Erde vom Taurus an
ben hat. Die von ihm oder seinem Sohne Magog gegründete
olisma im höchsten Norden, sowie der Cumerus mons und
eri populi sind ebenfalls Erfindungen des Aethicus.
Fluß Thermodon, j. Termetschai, liegt in Kleinasien und
n den Pontus, hier aber irrig in den Ocean; an seiner Mündung
Themiscyrii campi und war die Stadt Themiscyrium
emiskyra, der einstige Sitz der Amazonen, hier auf einer groß-
nsel im Schwarzen Meere; alle drei Namen gehören zum Ar-
mythus.
nächste Land ist **Albanien.** Eine große Legende nennt 26
leitet den Namen von der weißen Farbe der Bewohner ab,
it weißem Haar geboren werden. Dieses Land reiche vom
n Meere bis zum nördlichen Ocean und der Maeotis; hier sind
mten albanischen Hunde von solcher Größe und Wildheit, daß
und Löwen erlegen; nach Schilderung der Treue und Anhäng-
es Hundes im allgemeinen wird bemerkt, daß die Albaner Hün-
n den Wäldern anbinden und von Tigern bespringen lassen, um
e und kräftige Hunde zu erhalten. „Wie dort die Tiger," heißt
chlusse, „so benützt man bei uns zum gleichen Zwecke die Wölfe."
linius berichtet, daß letzteres bei den Galliern geschehe. Unter
de ist die Ueberwältigung eines Ochsen durch einen jener Hunde
dargestellt. Links sind zwei alte Volksstämme, Calipis et
icht näher bestimmbar; Terbant civitas, j. Derbend am
n Meere, seit etwa dem 6. Jahrhundert n. Chr. viel genannt als
e Pforten", heute noch mit Ueberresten gewaltiger Mauern.
steht die Angabe, daß dieses Volk (Albani?) mit den Hircanern
em Kampfe liege, damit sie nicht hervorbrechen, die Erde zu ver-
Das Bild zweier Krieger, welche bei Derbend Wache halten,
enbar damit in Zusammenhang. Man denkt an die Furcht der
heit vor den Mongolen-Tataren seit Dschingis Khans Verheerungs-
1206—1227), welche in Zusammenhang gebracht wurden mit
eschlossenen Stämmen Gog und Magog.

Nun folgt das **Colcherland**, regnum Colchorum, mit der Abbildung verschiedener Volksstämme, dem goldenen Vließe, König Öetas, der Stadt Dioscorus (Dioscurias), j. Isgaur oder Iskuriah, und Fasis fluvius, j. Rioni. Die obere Legende sagt, daß in Colchis von den Gelehrten das goldene Vließ angegeben werde, welches Jason holte, was auch den Trojanischen Krieg zur Folge gehabt habe; die zweite handelt vom goldenen Vließ selbst, welches die Argonauten unter Jason's Führung dem König Öetas weggenommen haben; die dritte von den Völkern, welche die Stadt Dioscorus gegründet haben.

Am Nordmeer folgen weiter die **Amazonen** mit einer großen Legende, in welcher die abgebildeten beiden Königinnen Marpesia und Lampeta genannt werden; die namenlose Stadt ist Themiskyra, s. o. Rechts von denselben ist Cataplebas (Catablepas) bestia, welches Thier durch seinen bloßen Blick schon tödtet.

Nun folgt der **große Kreisausschnitt**, welcher durch den Caucasus mons einerseits, das Nordmeer anderseits gebildet wird und den Scythischen Norden mit dem Caspischen Meere einschließt. Das nächste Land ist Hircania, wo jedoch ein Stück der Karte fehlt. Man erkennt aber noch gut die auf Eichenzweigen sitzenden Vögel, von welchen die Legende sagt, daß ihre Federn bei Nacht leuchten; sie werden in der Hyrcania silva angegeben, doch sind die Alten nicht einig, ob Hircania oder Hercynia silva gemeint ist. Die Legende nennt auch noch viele andere wilde Thiere, welche hier weiter rechts folgen. Der Höllenfluß Acheron, der sich siedend in das Meer ergießt und aus Aethicus stammt, macht den Schluß.

Armenien siehe im nächsten Abschnitt.

Das **Caspische Meer** bildet, wie auf allen alten Karten, mit Ausnahme von Ptolemäus, nur einen Busen des Nordmeeres. Die drei Inseln Crisolida, Biles und Bridinno, wo Zwerge wohnen, sind ebenso wie die Ubera Aquilonis aus Aethicus entnommen. In's Caspische Meer ergießen sich nach der Ebstorfkarte außer dem Acheron, dessen Mündung (in's Caspische oder Nordmeer) zweifelhaft ist, vier Flüsse: erstens der Araxes (siehe Armenien); der zweite kurze ungenannte ist nach den verwandten Karten der Oxus; der dritte sollte der Bactrus sein, dessen Name aber irrthümlich erst weiter oben an einem in's Nordmeer sich ergießenden Flusse steht; der dritte Fluß von halbkreisförmigem Laufe heißt vielmehr hier Sicaton, der vierte Torridis, beide können nicht näher bestimmt werden. Der Bactrus, sonst Zariaspa, j. Dsjas, ist ein südlicher Nebenfluß des Oxus, letzterer j. Amu Darja.

Ueber dem Caspischen Meere sind durch eine Mauer einerseits und

anderseits abgeschlossen die berüchtigten unreinen biblischen Völker
Magog, welche Alexander der Große eingeschlossen hat und
n jüngsten Tage mit dem Antichrist hervorbrechen werden; sie
schenfresser, wie auch das Bild zeigt.
ts von ihnen kommt Hircania superior, darüber eine Wüste
Legende: Hic sancti patres in deserto multa pertu-
pro Christo — wohl ein irrig hierher übertragener Zusatz
hreibers der Karte; unter Hircania: Nives profundum.
t Carrae, irrthümlich hier wiederholt, siehe in Mesopotamien.
sind die echten alten Portae Caspiae, Paß von Chaur,
Paß; darunter steht, daß man die Portae Caspiae auch noch
suche, und die Wahrheit entscheiden möge, wer es vermag.
tria mit dem Fluß Bactrus (s. o.) und der Stadt Alexan-
eine Legende betreffend den Namen, die Ausdehnung und die
nder (Hircania mit den leuchtenden Vögeln), sowie über die
Kameele, welche es hervorbringt.
ganze Gebiet führt den Namen Scythia. Hier soll der
Philippus gepredigt haben, eine Angabe, welche wir bei Hiero-
den, während das Martyrologium Romanum ihm das euro-
kythien anweist. Die Stadt Sciropolis, Cyropolis oder
in Sogdiana am Jaxartes ist aus der Geschichte Alexander's
j. Marghinan. Die merkwürdige Quelle: Salmacis fons;
ui ingreditur vir, exit femina wird sonst in Carien an-
Die Riesenstadt Samarcha, größer als Babylon, hat bald
— nebeneinander?) einen heidnischen, bald einen christlichen
Samrcand, die alte Maracanda, Hauptstadt der Sogdiana,
nder eingenommen, im Mittelalter hochberühmt. Links ist der
it den Greifen dargestellt, deren Naturgeschichte in der darüber
zwölfzeiligen Legende enthalten ist. Rechts sind wieder Men-
r abgebildet, die Massagetae et Derbees, welche die Greife
Die zwei folgenden Legenden handeln von der Ausdehnung
hia und Hyrcania im weitesten Sinne, die 44 oder 42 (irrig 12)
erselben; daß diese Länder kostbare Edelsteine und Gold ent-
ber die Greife, welche auf den montes Hyperborei vor-
Die oberste Legende gehört zu der daneben stehenden Insel im
t dem Bild der Pferdefüßigen, Hippopodes, welche Men-
r sind. Weiter unten ist eine weitere Insel, die der Groß-
Panothi, deren Ohren so groß sind, daß sie ihren Körper in
einhüllen können. All diese Angaben sind aus dem grauen
übernommen. Oben sind noch zwei Inseln im Meere, von
enden nur Bize erkennbar ist; sie enthalten also die Wieder-

holung der beiden ſchon genannten Inſeln aus Aethicus, Bize und Criſolida. Unter dieſen Inſeln iſt ein namenloſer Fluß, welcher aus andern Karten als Ottorogorra mit zwei Quellflüſſen beſtimmbar iſt; beiderſeits ſind unleſerliche Legenden: diejenige links bezieht ſich jedenfalls auf das darunter befindliche Bild eines von Hunden oder Tigern zerfleiſchten Menſchen.

2. Kleinaſien mit Armenien.

Wir betrachten zunächſt **Armenien**, deſſen Mittelpunkt die Archa Noe bildet. Armenien iſt in der Hauptſache zwiſchen zwei Flüſſen eingeſchloſſen, welche aber identiſch ſind; beide verlaufen horizontal, der obere heißt Oraxis ſtatt Araxes, j. Aras, und iſt auffällig durch eine große Brücke: Pons Alexandri; Alexander habe hier eine Brücke erbaut, dieſelbe ſei aber von dem reißenden Strome hinweggeriſſen worden. Vergil ſpielt auf dieſe Brücke an: pontem indignatus Araxes (Aen. 8, 728). Die untere Grenze bildet derſelbe Fluß unter dem Namen Artix fl., in langem Laufe in's Nordmeer ſich ergießend; ein Raubvogel unter der Arche erlegt in demſelben ein vierfüßiges Thier (Fiſchotter?). Die Arche ruht auf dem Mons Ararat; Noe und die Taube mit dem Oelzweig ſind bildlich dargeſtellt. Links von der Arche iſt das Grab des Apoſtels Bartholomäus; der Name der Stadt (Heriopolis) aber iſt an falſcher Stelle, er ſollte unter der Arche beim Grab des Philippus ſtehen, wo der Name fehlt; das Grab des Bartholomäus iſt in Albanopolis in Groß-Armenien. Die Stadt Parthau iſt unbekannt; darüber iſt Armenia Maior; die Stadt Meopolim iſt verſchrieben ſtatt Nicopolis, der Hauptſtadt von Armenia prima; rechts von der Arche iſt Militana, Melitene, Metropole von Armenia secunda, j. Malatia am Euphrat, und Arthaxath civitas, Artaxata, die Hauptſtadt von Groß-Armenien, j. Ardech. Weiter unten im Taurusgebirge iſt noch eine Stadt Elegia am Euphrat gelegen, im Alterthum berühmt als der Ort, wo der Euphrat das Taurusgebirge durchbricht.

Ebenfalls zwiſchen zwei Flüſſen, dem Artix und Sangarus, eingeſchloſſen iſt **Cappadocien**, welches die beſten Pferde erzeugt, wie das Bild zeigt; ſeine beiden Städte ſind Cäſarea, j. Kaiſarieh, und die unbekannte Cappadocia. Das Grab des Apoſtels Philippus aber, welches hier angegeben iſt, gehört nach Phrygien; der Name Heriopolis, ſtatt Hierapolis, ſteht irrig neben der Arche beim Grab des Bartholomäus. Darüber ſtehen zwei Legenden; die eine erzählt die alte Fabel, daß in Cappadocien (auch von Spanien ging die gleiche Sage) die Stuten vom Winde empfangen, ihre Jungen aber nur drei Jahre alt werden. Die andere Legende handelt vom Pontus als Land oder

von welchem das Pontische Meer seinen Namen habe, und wohin
d Clemens verbannt worden seien.

Flüsse Kleinasiens zeigen auf den alten Karten eine merkwür-
reinstimmung, indem kleine Flüßchen zu Strömen geworden und
eichmäßig ausgelassen sind. Der obere Querfluß, an welchem
liegt, heißt Meles, sollte aber Pactolus heißen, und Meles
ter Asia stehen. Am Pontus sind zunächst drei Orte: Ache-
specus, mit Bild der Höhle, und Adonie portus, statt
ortus, beide Orte durch die Argonautensage berühmt, dazwischen
civitas, statt Eraclea oder Heraclea; der hier mündende kleine
der Lycus; der folgende Meerbusen zwischen Calcedonia und
der Sinus Astacenus. Der Hylas lacus mit dem gleich-
Flusse spielt ebenfalls in der Argonautensage eine Rolle, indem
s von den Nymphen geraubt und Hercules zurückgelassen wurde;
Ascanius lacus, an welchem Nicäa liegt. Der nächste Doppel-
utet den Hermus mit dem Meles, einem kleinen Küstenflüßchen,
em Smyrna liegt. Dann folgt der Mäander und die beiden
Flüsse Cygnus, an welchem Tarsus liegt, und Pyramus.
große Legende Asia minor gibt die Umgrenzung Kleinasiens,
Provinzen, unter welchen Niconia, das Sultanat von Ico-
eu ist; unter den Thieren Kleinasiens werden erwähnt Cha-
n vermis und Bonacus animal. Beide sind auch abge-
s Chamäleon in schauerlicher Form (hundeartig), unter dem ent-
Namen Damaleor (es lebe von der Luft allein); Bonacus,
enart (vielleicht der Wisent), wirft seinen Mist, der alles ver-
vas er trifft, wie ein Geschoß auf Ackerlänge fort und hält so
folger ab. Das zugehörige Bild bedarf keiner Erklärung. Eine
egende links handelt von den schlangenbezwingenden Marsi in
und gehört somit gar nicht hierher; eine andere gibt die Grenzen
ia, sodann von Frigia septentrionalis; die letzte handelt
re Pamphylicum und der Insel Cyprus.

Provinzen Kleinasiens mit ihren Hauptstädten sind zwar stark
ndergewürfelt, aber im ganzen gut dargestellt; nur die Pontus-
sind vernachlässigt.

den Provinzen ist Paphlagonien durch eine Metropolis
verschrieben Eladea, am Schwarzen Meere vertreten; Bi-
durch die beiden Metropolen Nicomedia, j. Ismid, und Ni-
Isnik, die freie Stadt Calcedon, Chalcedon, j. Kadikoi, und
j. Gebise; Phrygia durch die beiden Metropolen Hierapolis,
en Heriopolis, mit dem Grab des Philippus (später in die
eingeschoben, deshalb an ganz falscher Stelle) und Laodicia;

Mysia nur durch Ilium; Lydia durch die Metropole Sardus, Sardes, j. Sart, und Tyatira (ohne Bild); Asia durch die Metropolen Ephesus und Smyrna; Caria durch die Metropolen Miletum und Neapolis; Lycia durch seine alte Metropole Patara, j. Patera, wo ein römischer Procurator residirte; Lycaonia durch die Hauptstadt Niconium, mittelalterliche Schreibart für Iconium, j. Konia, und Lystra, j. Latik, aus der Apostelgeschichte bekannt; Pamphylia durch die Metropole Perge, neben welcher auch noch irrig Pamphylia als Stadt figurirt.

3. Die Syrischen Provinzen mit Arabien.

Sie sind begrenzt oben vom Euphrat in der ganzen Ausdehnung, unten vom Meere, links vom Cilicischen Meere und dem Cygnus fl., rechts vom Sinus Arabicus und dem ungenannten Fluß Rinocorura, welcher Palästina und Aegypten scheidet.

Isauria ist zwar nicht genannt, aber seine Metropole Seleucia ist wahrscheinlich durch die Stadt dieses Namens in Kleinasien am Meere gemeint; doch würde die etwas höher stehende gleichnamige Stadt, ebenfalls zwischen Cygnus und Mäander, noch besser passen, wenn sie nicht als Penea, d. h. wohl Pieria bezeichnet wäre.

Cilicia ist durch die beiden Flüsse Cygnus, sonst Cydnus, j. Kara-su, und Piramus, j. Dschihan, begrenzt und hat außer seiner Hauptstadt Tarsis, j. Tersus (durch Perseus begründet, als Heimath des Apostel Paulus berühmt), noch Corycon, durch seine Safranproduction berühmt, am Meere. Unter Cilix mons ist ein Theil des Taurus zu verstehen; weiter oben steht das Grenzgebirge zwischen Cilicien und Syrien, Amana mons, j. Akma Dagh.

Coelesyria ist zu beiden Seiten des Orientis fl., sonst Orontes, j. El Asi. Oben ist die Metropole des ganzen Orients, Antiochia, j. Antakia; dann zwei Städte ohne Namen, nach den andern Karten als Seleucia und Laodicia zu deuten, obwohl Seleucia Pieria links von Tarsus nochmals angeschrieben ist, dort vielleicht statt Seleucia Trachea (Isauriae).

Phoenice Libanesia ist nicht genannt, aber vertreten durch die Metropolis Damascus mit seinen beiden Flüssen Abana und Pharphar, den Mons Libanus, von welchem irrthümlich wohl aus einer Karte behauptet wird, er scheide Phoenicia und Idumaea; am Libanus die beiden Quellen des Jordan, Jor und Dan, wie alle alten Karten haben. Zwischen denselben ist eine Stadt ohne Namen: Caesarea Philippi, j. Banias, deren Namen in zwei Legenden genannt ist.

nterhalb von Antiochia, ist eine namenlose Stadt (man könnte
einznamen Coelesyria auf dieselbe beziehen), der Lage nach ent-
pamea oder Emesa, j. Hems, Metropolis, im Mittelalter Sitz
ltanats, terra Cameli, die Stadt Camela genannt, worauf sich
nlich das Bild des Kameels neben Jerusalem bezieht, denn auf
n Karte stand das Bild des Kameels in Bactrien. An Liba-
hen wir Basan regio an, bekannt durch den biblischen Og
n, mit den drei Städten Basan, zweifelhaft, Galaon, die
Leviten- und Freistadt Golan, von welcher die Landschaft Gau-
nannt ist, und Astaroth, die Stadt der Giganten nach
4.

Phönice ist die Metropolis Tyrus, j. Sûr, mit einer
Legende im Meere versehen: Tyrus sei Insel gewesen, von
mit dem Festland verbunden worden, hervorragend durch die
ynecken und den Purpur; das Grab des Origines; acht Milien
Sarepta, wo Elias wohnte und den Sohn der Wittwe erweckte.
rragendste Stadt heißt Accaron, hier statt Accon, Ptolemais,
links folgen Sarepta, j. Sarâfend, Sydon, j. Saida,
s, j. Tarabulus, Archas, j. Tell Arka, Antiradus, An-
im Mittelalter Tortosa, j. Tartûs; rechts Cayphas, j. Haifa.
gehört noch Robullo unter dem Carmelus (statt Chabulo, j.
hierher. Der Grenzfluß gegen Palästina, Cison, steckt in dem
Abilon torrens über Jerusalem, und ist, wie auf mehrern
cten, irrig als Nebenfluß des Jordan gezeichnet.

äſtina ist am ausführlichsten behandelt. Am Meer und in der
sselben sind angegeben: der Berg Carmelus; Caesarea
is, die Metropole, j. Kaisarieh, zu welcher weiter rechts eine
gende gehört: Duae sunt Caesareae, welche die beiden
in Palästina und Caesarea Cappadociae betrifft; dieses hier
Herodes zu Ehren des Augustus benannt worden; hier sei sein
nig Agrippa vom Engel Gottes getödtet (Act. 12, 23), Cor-
etauft (Act. 10, 1 ff.), dem Apostel Paulus von Agabus ge-
worden (Act. 21, 10—11). Joppe, j. Yâfa, sollte nach
kommen; Dispolis, Diospolis oder Lydda, j. Lidd; Jamnia,
; Lonaſcha ist vom Abschreiber falsch combinirt worden aus
, j. Askalan; die nächstfolgenden Städte liegen nicht am Meer;
j. Ghazza, ist die alte Südgrenze von Cananäa; Azotus, j.
ollte weiter links stehen.

betrachten weiter **Jeruſalem** und Umgebung. Jeruſalem
der Ebstorfkarte in den Mittelpunkt der Erde gerückt. Es ist
Gebrauch der Kartographen, welcher erst seit den Kreuzzügen

aufgekommen ist. Die ältern Karten kennen diese Ansetzung nicht, und auch das Vorbild unserer Karte hatte Jerusalem nicht in der Mitte sondern bedeutend nach rechts gerückt, wie leicht zu erkennen ist; der Abschreiber hat mit großer Gewaltthätigkeit hier eingegriffen und dadurch das ganze Bild von Palästina entstellt. Bethlehem und Jericho sind in ihrer ursprünglichen Lage geblieben, und neben Bethlehem sollte auch Jerusalem stehen, dann wäre das ganze Bild des hl. Landes wieder demjenigen ähnlich, welches wir von Hieronymus und andern kennen.

In Jerusalem ist der Auferstandene über dem Grabe mit den Grabeswächtern dargestellt mit der Ueberschrift: Sepulchrum Domini gloriosum (Isai. 11, 10). Die große Legende links gibt die Entfernung Jerusalems von den wichtigsten Stätten des hl. Landes, und wendet dann Psalm 73, 12 auf Jerusalem an: Deus autem rex noster ante saecula operatus est salutem in medio terrae. Diese Stelle soll eben die Stellung Jerusalems im Mittelpunkt des von Menschen bewohnten Theiles der Erde beweisen. Zur Umgebung gehören Mons Syon, Syloa fons mit zwei zusammengehörigen Legenden Fons Sylua und In valle Josaphat: sie liegt am Fuße des Berges Syon, quillt nur zu bestimmten Stunden, die Sammlung der Gewässer heißt Natatoria (Joh. 9, 7), befinde sich in valle Josaphat, komme unterirdisch von Silo her; vallis Josaphat, die Ecclesia S. Mariae, auch Sepulchrum S. Mariae genannt, im Thal Josaphat; Bethania; Mons Oliveti, und über demselben Gethsemane mit Legende (In accubitu montis Oliveti). Diese Orte sind bei Jerusalem stehengelassen, beziehungsweise mit Jerusalem versetzt worden; dagegen sind am alten richtigen Platze geblieben Bethlehem mit dem Stern und dem Bilde von Ochs und Esel und der Legende Cognovit bos et asinus praesepe Domini sui (Isai. 1, 3). Darüber ist Jericho und neben diesem die Amorräerstadt Hai (Jos. c. 7 u. 8).

Zu **Judäa** gehören ferner von rechts nach links Betharaba (über Azotus am Meer) in Juda, Geth, die Heimath Goliaths, Arimathia; Nicopolis und Emaus, als zwei besondere Städte aufgeführt, erstere j. Amwas, Emaus vielleicht als j. Kubeibe gedacht; Tabernaculum Silo (am Jordan angesetzt), j. Selun; Gabaa Saulis (über Jerusalem). Diese Städte sind somit sehr zerstreut; Mons Seyr steht sogar über Damascus, statt westlich von Jerusalem.

Nach **Samaria** gehören: die Hauptstadt Samaria oder Sebaste; Caypha mit dem Mons Carmelus, s. o., und wohl Galgalis (steht links von Jerusalem), Gilgal, Kanaanitische Königsstadt bei Antipatris.

Orte von **Galiläa** sind durch den großen Raum, den Jeru-
nspruchte, verdrängt worden und in zwei Gruppen, die eine
Seiten des obern Jordan, die andere unter dem See Tiberias
t, noch kenntlich. Eine Legende rechts von Jerusalem unter-
vei Galiläa: superior in tribu Nephtalim und das
den See Tiberias: in tribu Zabulon. Am obern Jor-
n Nazareth, Tria Tabernacula, wohl zum Berg Tabor
Cäsarea Philippi ohne Name s. o., und Chana Gali-
den sechs Weinkrügen. Der langgestreckte See Tiberiadis
e nur in zwei Legenden) ist wenig auffällig; unter demselben
rozaim, aus dem Evangelium bekannt; Mons Tabor mit
stell auf demselben, und die drei Hütten, s. o. Ueber dem-
rd die Ebene Saronas (Inter montem Thabor et
m Tyberiadis) angegeben; diese liegt aber gegen das Meer
hen Cäsarea und Joppe. Neben dem Tabor ist Capharnaum,
üm; über diesem eine Legende betreffend den sogen. Berg der
n (Secundo miliario a Capharnaum), wo der Herr
ätzigen geheilt, die Bergpredigt gehalten und die Fünftausend
hat, j. Karn Hattin. Die Legende unter Capharnaum (Inter
n Thabor et montem Hermon) sagt, daß zwei Meilen
or entfernt der Mons Hermon sei, j. Djebel Dahi, der sogen.
ermon, an dessen Nordseite Naim liegt. Neben Bethlehem
h Endor, j. Endur, nur eine Stunde von Naim entfernt.
m See von Tiberias ist eine große namenlose Stadt, vielleicht
j. Tabariye, und darüber Astralon civ., wohl Stadt und
zdrelon, Jezrael der Vulgata, später Stradela, j. Zerain, am
Gebirges Gilboa. Auch das links folgende Ragath gehört
iläa.

seits des Jordan kommt zuerst Basan regio, s. o.; dann die
er **Peträa**, oder der römischen Provinz Arabia; eine derselben,
, wohl statt Rabbath, identisch mit Philadelphia, hat sich sogar
es Euphrat verirrt. Die Metropole ist Bosor quae et Bosra;
t von Trajan gegründet und war Sitz einer römischen Legion,
; Bosor und die rechts folgende, Ramoth, sind (nach Josua
Freistädte (civitates refugii). Ternama ist nicht sicher zu
ielleicht Thermoth-Palmyra?); Dibon (undeutlich), j. Diban,
bes in Gilead; Gadera, römische Colonie, Legionslager, j.
math, Amathus oder Aemath, j. Amate; Bethanum, wohl
j. Batne; Gerasa, entweder die Stadt d. N. in Peträa, j.
oder wahrscheinlicher die bei Matth. 8, 28 genannte regio
rum, Gergesa am See Genesareth, j. Kersa; Ragath und

Aſtralon haben wir bei Galiläa beſprochen; die Oppida Saracenorum ſind kaum mehr zu deuten; Vallis Beelphegor ſcheint ſtatt der Stadt Bethphegor zu ſtehen, welche an dem Berge Phogor oder Fegor, hier verſchrieben Mons Segor, lag, Beelphegor aber hieß der Götze auf dieſem Berge (Num. c. 25). Dieſe Stadt und die noch folgenden gehören zur Tribus Ruben, wie ſie bei Joſua c. 13, 16 ff. beſchrieben iſt; die Stadt Aroer in valle torrentis Arnon media, genau ſo dargeſtellt, aber vom Abſchreiber entſtellt, welcher Vallis Aroer zuſammengenommen hat; Cariatha und Zarodaſſim, dort Cariathaim und Sarathaſſar genannt. Obwohl nur der Stamm Ruben genannt iſt, ſo iſt doch die Anlehnung an Joſua c. 13 auch bei den Stämmen Gad (Ramoth und Betonim v. 26) und Manaſſe (universa Basan; Galaad et Astharoth v. 30 u. 31) noch wohl kenntlich, und deshalb anzunehmen, daß auch die übrigen Stämme auf der Vorlage dargeſtellt waren. Nachdem der Jordan den Jaboath fl., ſtatt Jaboc, Jabboc, j. W. Zerka, aufgenommen hat, kommt er in's Todte Meer, Mare Mortuum. Darüber iſt eine ſchiefſtehende Legende Pentapolis regio; hier ſeien Saraceni und Nabatäi. Im Meer ſelbſt ſind die fünf verſunkenen Städte Sodoma, Gomorra, Adana, Seboim und Bale angegeben. Die Legende darunter, Hae V civitates gibt die Geſchichte der fünf Städte, ſowie die Fabel von den aſche- und rauchgefüllten Aepfeln, welche jetzt noch dort wachſen. Rechts iſt eine noch längere Legende: Hoc mare Salinarum. Der Asphalt-See erzeuge oder erhalte kein lebendes Weſen, weder Fiſche, noch untertauchende Vögel. Lebende Weſen, welche man mit Gewalt untertauche, werden ſogleich wieder ausgeworfen; alles Waſſer ſtagnirt wegen des Bitumens; keine Schifffahrt möglich; alles Lebloſe ſinkt unter; eine brennende Lampe ſoll ſchwimmen bleiben, eine ausgelöſchte unterſinken; Länge 780, Breite 150 Stadien. Unter dem Todten Meere ſind die Städte der **Idumäa**: der Name Turbinibus iſt vielleicht verſchrieben, ſtatt Terebinthus, ſonſt auch Quercus Mambre oder Hebron; Gerara, Königsſtadt der Philiſter, j. Umm Djerar; Berſabee, auch Puteus juramenti genannt, Beerſeba, die Südgrenze Paläſtina's bezeichnend, j. Bir es-Seba; Ebron c., Hebron, j. el Chalil, mit zwei Legenden; die erſte ſagt, die Entfernung vom Asphalt-See betrage zehn Meilen, die zweite, der Ort heiße auch Arbee von der Vierzahl, weil dort die drei Patriarchen und als Vierter Adam begraben ſei, und Mambre nach dem Amorriter Mambre (Gen. 14, 13); Cadesbarne iſt über dem Todten Meere angegeben, die in der Bibel oft genannte urbs Cades Vulg., das grünende Cades, j. Ain Gadis.

Ueber dem Todten Meere iſt ferner die **Arabiſche Halbinſel** ge-

Arabia sacra, Eudemon, thurifera. Die Legende sagt, daß
rhen und Zimmt wachsen, und gibt dann die Naturgeschichte
s Phönix, welcher darüber abgebildet ist, wie er sich verbrennt,
er aus der Asche wieder verjüngt hervorgeht; er ist nur einer
ganzen Erde, lebt 500 Jahre und darüber; alt geworden,
er aromatische Sträucher zum Rost, und den Blick gegen die
richtet, schürt er mit freudigem Flügelschlage die Gluth, ver-
h und ersteht am neunten Tage aus der Asche wieder. Von
st irrthümlich Madian statt des Landes oder Volkes gegeben,
elia portus, der berühmte einstige Hafen der Indienfahrer
Meerenge von Bab-el-Mandeb. Der Name Thoman vel Saba
h auf die in der Bibel durch ihre Weisheit gerühmten Thema-
lle weitern Namen beziehen sich auf den **Zug der Israeliten**
ypten in's hl. Land. Auf ägyptischer Seite gehören hierher
s, von wo die Wanderung ausging, und Etham; dann folgt
situs filiorum Israel, bildlich dargestellt; dann Deser-
r, Helym, sonst Elim; Desertum Sin: Manna hic pluit
s; Marath, Raphidin, dann in großer Zeichnung der
ynai; Cadesbarne s. o., der Fluß Arnon und Jaboc,
tes refugii s. o., endlich Jericho. Auf andern Karten sind
e durch eine Linie verbunden.

4. Mesopotamien und Persien.

e sind begrenzt durch den Euphrat unten, durch den die längste
bildenden Indus fl. oben; dazwischen verläuft gleichfalls
durch das ganze Band der Tigris, welcher einen großen
t: Aretisa lacus; dieser soll aber nach Plinius nahe der
h befinden. Der obere Euphrat geht ferner in den Tigris
prechend der Schilderung des Plinius, daß ein Nebenfluß des
Arsanias, sich eine Strecke weit mit dem Tigris vereinige.
usgebirge, neben dem Cappadocischen Pferde, steht eine Le-
r den Eufrates fluvius; derselbe sei gleichnamig mit dem
Paradies ausgehenden (also nicht identisch), reich an Gemmen,
ten durch Babylonien, habe seinen Namen von der Fruchtbar-
ässere Mesopotamien, wie der Nil Aegypten. Eine zweizeilige
links vom Thurm, A Tigri flumine, gibt die Erstreckung
potamien, eine zweite aus dreizehn Zeilen rechts vom Thurm,
us Etymologiarum, sagt, daß der Tigris und Euphrat
Quelle in Armenien entspringen, erst später sich theilen (siehe
che Darstellung) und so Mesopotamien umschließen.

Die Darstellung dieses Gebietes ist dadurch sehr interessant, daß die Eintheilung in Länder- oder Provinzgruppen mit je den wichtigsten Städten sich hier so gut erhalten hat.

Die Provinz **Commagena**, hier Camegona geschrieben, gehört eigentlich noch zu Syrien, aber die Städte sind in Mesopotamien untergebracht; links vom Thurm Babel: Jerapolis, Hierapolis, j. Membidj; Samosa, Samosata, ebenfalls Metropole, j. Samisat am Euphrat und Saralacum, unbestimmbar; Zema, Zeugma, berühmter Euphrat Uebergang, ist getrennt weiter rechts untergebracht.

Die römische Provinz **Osrhoene** oder Euphratensis hat ihre beiden Hauptstädte zerstreut und beide doppelt aufgeführt: Edissa, j. Ufa, am Euphrat und nochmals über Armenien, mit der Legende, sie sei von Nemrod gegründet und heiße auch Annar (soll Arach heißen nach Gen. 10, 10); Carras civitas, am Tigris (hier sei Crassus gefangen und die Römer geschlagen worden), und nochmals als Parthergründung im Skythenland.

Assyria ist zu beiden Seiten des Tigris angegeben mit links Assur c., rechts Arbela, j. Erbil, durch den Sieg Alexander's über Darius bekannt; Zomada oder Zoaranda, wo nach Plinius der in die Erde versunkene Tigris wieder hervorbricht; Ninive, die Stadt der drei Tagreisen (Jon. 3, 3), und Calon, die Hauptstadt der Chalonitis.

Den ganzen Raum rechts vom Thurm Babel, zwischen beiden Flüssen, nimmt **Babylonia** ein (nur Zema und Elamitä gehören nicht her). Der Thurm Babel soll 4000 Schritte hoch sein (was schon Hieronymus berichtet). Babylonia civitas magna, deren Mauer 50 Ellen breit, 200 Ellen hoch ist, hat 480 Stadien im Umfang, 100 eherne Thore, ist von Nemrod gegründet, von Semiramis erweitert; seine Mauern bestehen aus gebrannten Ziegeln. Tesiphons, Ctesiphon, der Königssitz der Sassaniden, ist doppelt angegeben, am Euphrat und nochmals am Tigris. Campus Sennaar, biblischer Name für Babylonien, ist doppelt angeschrieben, rechts von Babylon und über dem Tigris. Nun folgen zwei Bäume; in den Aesten des zweiten ist ein Thier mit seinen Hörnern gefangen, Autolops, als Antilope zu deuten, obwohl am Euphrat keine Antilopen vorkommen; das Thier ist so rasch (die dritte Zeile soll acerrimum nimis heißen), daß der Jäger ihm nicht beikommen kann; hat sägeartige lange Hörner, mit welchen es hohe Bäume zerschlitzt; aber beim Hinaufsteigen auf die Bäume verquert es seine Hörner zwischen den Zweigen, und wenn es sich nicht mehr befreien kann, schreit es mit lauter Stimme; dies hört der Jäger und fängt es. Die Stadt Cesse kennen wir nur noch aus Ptolemäus. Urbs Bagada, j. Bagdad, im Jahre 762 gegründet in der Nähe der alten

und 500 Jahre lang der Sitz des Kalifats. Caldäa, wo die
ie erfunden worden; der südliche Theil von Babylonien ist hier
vertreten, die Heimath Abrahams, mit einem Feueraltar, denn
te Feuer. Ueber dem Tigris folgen als die beiden östlichen
Babyloniens links Susiana, rechts Persis oder Persida. Von
agt die erste Legende, Persida regio. In hac . . ., daß
die Magie ausgegangen sei durch Nemrod, ferner daß dort
ie Sonne verehrt werde; die zweite schmale am Choaspes:
lapidem, handelt von den beiden Steinen pyrites und
(beide Namen sind verunstaltet), von denen der eine, in die
ommen, brennt, des andern Glanz mit dem Monde zu- und
Drei Städte sind gezeichnet, aber zwei sind gleichlautend;
olis, statt Persepolis, und eine Legende sagt, daß sie die
t sei; die dritte heißt Persida civitas (dieser Name fehlt
er Ausgabe); es sind somit alle drei Namen identisch; eine
Städte sollte wohl Pasargadä sein mit den persischen Königs-

s und darüber folgt **Susiana** oder Elymais. Die Legende über
nitä steht zu tief neben Caldäa. Zwei Flüsse sind genannt.
heißt Susis fl., sonst Euläus, der untere Coapsis, Cho-
Kercha; sein Wasser, sagt die Legende, sei so süß, daß die
ige, so lange sie in dessen Nähe sind, davon trinken. Zwischen
egt Susa, hier Susis, unter dessen Merkwürdigkeiten eine
e und die Königsburg des Cyrus hervorgehoben werden. Ueber
aspes lingt Elyseme civitas, wohl das biblische Elymais,
ti c., unbekannt; dann kommen noch zwei Seehäfen (ver-
: Porte due; in diesem Zusammenhang könnte man an
und Charax denken, von welch' letzterer Stadt wir aus Plinius
aß sie auf der Augustuskarte stand, und zwar am Meere.
folgt links, an den Indus sich anlehnend, in guter Dar-
Media, Maior und Minor. Nur das erstere, sagt die Legende,
n Medischen Apfelbaum (gemeint ist der Citronenbaum, Citrus
.) hervor, mit seinen hervorragenden Eigenschaften, Wohlgeruch
t gegen Gift und gegen den Athem alter Leute. Der Fluß
es sollte natürlich in Indien stehen. Beiderseits, links und
nd Gebirge. Die Hauptstadt ist Ecbathanis c., Ecbatana,
an, in der hl. Schrift öfters genannt; die uralte Burg von
wird als Media c. besonders aufgeführt; Rages civit.
m, ebenfalls biblisch wichtig in der Geschichte des Tobias,
agä, im Mittelalter Roi oder Rai sehr bedeutend, j. Rei bei
unter diesem eine Stadt ohne Namen, nach der Psalterkarte

daß sie mit denselben sich gegen die Sonnenstrahlen schützen können. Neuntens folgen die Trogodytae, Troglodyten (dieselben kommen im 16. Felde nochmals vor), einen Hirsch reitend, und darunter eine Schlange, jaculus, sich um einen Baum windend; die Legende rühmt von den Trogodyten ihre Schnelligkeit, so daß sie das Wild im Laufe einholen; sonst sind sie als Schlangen-Esser und als Höhlen-Bewohner, was im 13. Felde dargestellt ist, bekannt.

Unter der linken Hand Christi kommen im 10. Felde die Artobatitae und Himantopodes; die einen fallen immer vorwärts im Gehen, die andern gehen wie Vierfüßige. Im 11. Felde sind die Psylli, welche links über dem Ibis nochmals abgebildet sind; dieses Volk existire nicht mehr (nach Plinius ist es durch die Nasamonen ausgerottet worden); es war von unglaublicher Natur; gegen Schlangengift fest (das Bild links zeigt die Zähmung der Schlangen), die einzigen Menschen, welche vom Schlangenbiß nicht starben; sie prüften die Treue ihrer Frauen, indem sie die neugeborenen Kinder den Schlangen darboten (wie das Bild zeigt), welche die Bastarde alsbald tödteten, die andern aber nicht verletzten. Das 12. Feld zeigt die Menschenfresser und Hundsköpfigen, letztere mit langer Unterlippe; das 13. den Kentauren Cheiron, den Erzieher des Achilles (Ilias 11, 831), und die schon genannten Trogodyten als Höhlen-Bewohner, mit Pfeil; das 14. Ophiofagi, Schlangen-Esser, wozu aber das Bild nicht paßt, welches einen Satyr und ein vierfüßiges Thier gibt. Das 15. Feld, in welchem eine Lücke ist, enthält den Ameisenlöwen, Myrmecoleon, als vierfüßiges Thier gezeichnet, und dann die Beschreibung und Abbildung der verschiedenen **Schlangen-Arten**. Zuerst Scytalis, deren Rücken so bunt und glänzend ist, daß sie die Beschauer in Betrachtung ihrer Farbenpracht festhält, und die vor Verwunderung Erstarrten erfaßt, während sie kriechend dieselben nicht einholen könnte. Amphisbaena hat zwei Köpfe, einen vorn und einen am Schwanz, sie geht mit beiden vorwärts, fürchtet die Kälte am wenigsten; sie ist nicht abgebildet. Das Bild von Prester fehlt; es folgen Cerastes, Coluber, Vipera, Haemorrhois. Die Sirenae (In Arabia serpentes alii) laufen schneller als Pferde, und sollen sogar fliegen (mit Flügeln abgebildet); sie sind so giftig, daß der Tod dem Schmerz vorangeht. Dann folgt die Schilderung der Verjüngung der Schlangen: Serpentes talem habent, wenn die Schlangen alt geworden und sich erneuern wollen, dann fasten sie viele Tage, daß die Haut schlaff wird, sodann drücken sie sich durch eine Felsritze hindurch und streifen die Haut ab, wie das Bild zeigt.

Das 16. Bild gibt die **Hyäne**: In Ethiopia est animal, welche

5. Indien.

en stellt das große, oberste Rechteck dar, welches vom Kaukasus
n Indus unten, vom Rothen Meere rechts begrenzt wird.
stuskopf, welchen wir schon besprochen haben, steht oben
Mitte. Unter ihm, zwischen zwei Flüssen, ist die große
Asia a regina. Dieselbe gibt zuerst die Ableitung des
Asien, dann die Beschreibung des Paradieses und drittens von
Das Paradies sei das erste Land von Osten, für Menschen
bar, von himmelhoher, feueriger Mauer umgeben; hier sei der
s Lebens, wer von seinen Früchten ißt, bleibt im gleichen Zu-
terblich; hier ist eine Quelle, welche sich in vier Ströme theilt,
uken innerhalb des Paradieses und brechen in fernen Ländern
rvor; dann wird der Lauf des Physon-Ganges (vom
rcobares kommend, fließt östlich ins Ostmeer) und des Nil
beschrieben. India hat 44 gentes; wunderbare Thiere:
anticora, taurus Indicus, unicornis, psittacus
it rothem Band um den Hals, Schnabel so hart, daß er an
festhalten kann; er ist so eigensinnig, daß man eine eiserne
aucht, um ihn zum Sprechen anzuhalten); Edelsteine, Gold
er; zweimalige Ernte, zwei Sommer, zwei Winter; Bäume
er Größe, daß ein Feigenbaum im Hauptstamm 40 Schritt
der Schatten eines Astes zwei Stadien Länge und die Blätter
eines Amazonenschildes (Plinius spricht nur von der Form
azonenschildes, nicht von der Größe wie die Karte) erreichen;
ichen Arten von Pigmenten und Wohlgerüchen.

den beiden Flüssen ist derjenige links der **Ganges**. Von drei
an demselben sagt die erste, Physon qui et Ganges, er
en Namen von König Gangares, welcher in demselben ertränkt
ei; ferner, er entstehe aus zehn sich mit ihm vereinigenden
sen. Dies ist auch bildlich dargestellt: der Hauptfluß entspringt
Mons Orcobares und empfängt jederseits fünf Nebenflüsse.
e Legende, In Gange sunt anguillae, spricht von Aalen,
Fuß lang sind. Die dritte, In Gange sunt vermes, sagt,
es seien Würmer, welche, den Krebsen ähnlich, zwei Arme
ittels deren sie Elephanten ergreifen und untertauchen; es sind
tenfische gemeint, welche aber nur im Meere leben. Im Ganges
nsel ohne Namen, als Insula Gangis im Alterthum viel
denn der mächtige König derselben, welcher mit Gefolge hier
ist, hatte ein Heer von 50 000 Mann Fußgängern und 4000
Rechts ist Coptes fl., Cophes, jetzt Kabul, mit Ypanes fl.,

Hypanes, jetzt Vipâçâ; beide sind Nebenflüsse des Indus. Auf der rechten Seite, wo die große Lücke ist, findet sich noch ein Fluß angegeben, Prixon fl., er fließt, wie der Indus, in's Rubrum Mare, worunter aber nicht der Arabische Meerbusen, sondern im Sinne der Alten das ganze Südmeer zwischen Africa und Indien zu verstehen ist. Der Prixon oder Brixontes hatte im Mittelalter eine gewisse Berühmtheit als Sitz vieler Fabelwesen (Ohnenköpfe, Giganten, bestiae celestices u. a.) Von den über dem Ganges angegebenen Flüssen kann keiner näher bestimmt werden.

Indien zerfällt nach der Ebstorfkarte, wie wir aus Gervasius ergänzen können, in drei Abtheilungen. Die erste ist **India superior** oder quae finem facit oder ultima; der Name steht hier zu weit rechts und zu tief. Die Umgebung des Paradieses gehört hierher; von Städten die dem Paradies zunächststehende ohne Namen, von andern Enoch civ. genannt, als die älteste aller Städte gepriesen, nach Gen. 4,17 von Kain gegründet; sodann Gargastan am obern Ganges angesetzt (Name zu weit rechts), aber wohl zu Arachosia gehörend, dessen Hauptstadt Arachosa auch nochmals folgt, was nicht zu verwundern ist, da Arachosia Indien näher liegt als Persien; Codestan, als Riesenstadt von 100 Milien Länge geschildert, vielleicht Ortospana, jetzt Kabul, und Copreſtes (man denkt an den Fluß Choaspes), unbekannt. In **India inferior** ist die Residenz des Königs Porus jenseits des Hydaspes, Domus Pori regis; ferner Nisa, an der Grenze von Indien und Bactrien, wo Alexander der Große zehntägige Bacchusfeste in den Wäldern gefeiert haben soll. Sodann folgen die Stadt Calaminica, wo der Apostel Thomas gemartert worden sein soll, und daneben Sepulchrum Thomae apostoli, eine Angabe, welche schon Isidor von Sevilla kennt; ferner Eriforum, in welcher Stadt Thomas dem König Gundoforus einen Palast erbaut habe. Diese Angabe stammt aus dem sogenannten Presbyterbrief (des vermeintlichen Priesterkönigs Johannes von Indien an Kaiser Emanuel, 12. Jahrhundert); Gundopharos aber wird mit Caspar, einem der drei Weisen, für identisch angesehen. Die Stadt Poliboca, Palibothra, am Ganges gehört schon zu **India Meridiana**, von welchem der größere Theil fehlt. Palibothra ist die Stadt der Prasias gens oder der Prasii, des mächtigsten indischen Volksstammes, dessen König nach Plinius ein Heer von 600 000 Fußgängern und 9000 Elephanten unterhält. Der Volksreichthum der Prasier wird durch das zierliche Bild mit den Mohnpflanzen veranschaulicht; man erinnert sich hierbei an die Erzählung im Alexander-Roman, wo Darius dem Alexander eine Mohnkapsel schickt, um ihm die Zahl seiner Krieger zu versinnbilden, während Alexander

n Pfefferkorn antwortete. Ueber den Prasias ist das Vorgebirge
rda, hier als Hafen und unter der Legende von Asia nochmals
dt; ferner Cotunare portus, Cottiara in Vorder-Indien,
Araber und Aegypter für die ganze Welt den Pfeffer holen;
Patalis portus an der Mündung des Indus. Hierher ge-
h der Maleus mons, auf welchem der Alexander-Papagei,
cus, welcher in der großen Legende schon genannt und be-
wurde, zu sehen ist. Der Maleus war dadurch berühmt, daß
atten während der sechs Wintermonate nach Norden, während
nmermonate nach Süden falle (was in dieser Ausdehnung in
Indien natürlich nicht möglich ist).

Indien schließt links oben noch eine interessante Völkergruppe an,
uf den alten Karten übereinstimmend ähnlich, zwischen Indien
thien untergebracht wird. Es sind die **Chinesen** und ihre An-
Das Bild dieses friedlichen Volkes, rings von Gebirgen ein-
n, fällt sogleich in die Augen. Darüber sind zwei Personen
nmeln der Seide von den Bäumen (der Baum ist vom Ab-
hier ausgelassen worden) beschäftigt, nach der unklaren Vor-
der Alten, welche Seide und Baumwolle nicht genügend unter-
und von den Cocons kaum eine Vorstellung hatten. Leider sind
nden dieses Theiles der Karte am stärksten verblaßt, zum Theil
nd unleserlich. Die obere Legende Seres sive Sines sagt,
Chinesen menschenscheu und von Bergen umschlossen seien; die
links, Seres homicidium, daß Todtschlag und Ehebruch
n nicht vorkommen, das Weitere ist unleserlich. Darunter ist
oppidum, die Hauptstadt der Sogdiani, welche als ihre
n gelten. Etwas höher ist Seres oppidum, die alte Haupt-
s chinesischen Reiches, Tschan-ngan-fu, jetzt Si-ngan-fu.

as weiter in Indien angegeben wird, ist mythischen Charakters.
st ist links das irdische Paradies mit dem lignum vitae, den
strömen und der Verführung. Rechts sind die weissagenden
aus der Alexander-Sage dargestellt, Oraculum solis et
Alexander steht vor einem gedeckten Tische (hier scheint der
tisch der Alten hereinzuspielen) und erhält die Vorhersage seines
vor dem Eingange zum Paradiese, wo er nach der jüngern
er Sage den Zins holen wollte.

nks sind unter dem Eous (Ost-Meer) die Ichthyophagen,
nur Fische essen und Meerwasser trinken; im Meer selbst die
hlangen: In India sunt serpentes, welche Hirsche ver-
n, wie das naive Bild zeigt. Darunter leben die Bragmanen
te et Pragmanni in so mildem Klima, daß sie nicht sterben

können, sondern, alt geworden, sich aus Liebe zum bessern Leben in's Feuer stürzen. Unter dem Paradiese sind zwei nicht zu deutende Gebirgsnamen und eine Legende über die Bactri (?), links Indi Pratlica, wohl Bactrica; ferner die mit den Kranichen kämpfenden Zwerge, Pygmaei, das Weitere unleserlich; unter ihnen an der Quelle des Ganges jene Menschen, welche nur vom Geruch von Aepfeln leben Hii odore vivunt pomi, welche sterben, wenn sie übles riechen. An der Gangesquelle sind auch die vielerlei Arten von Pigmenten angegeben.

Rechts unter Alexander sind die Gymnosophistae, welche vom Morgen bis zum Abend in die glühende Sonne schauen, um daraus die Zukunft zu erforschen. Neben ihnen die Hundsköpfigen, Cenocefali, mit Bogen und Pfeil, welche sich in Thierfelle kleiden und wie Hunde bellen. Darunter ist das Thier Eale, welches den Leib eines Pferdes, das Gebiß eines Ebers, den Schwanz eines Elephanten und ellenlange Hörner hat, von denen es das eine nach hinten gerichtet hat, mit dem andern kämpft; dieses Thier ist auf dem Lande wie im Wasser gleich gewaltig. Endlich kommt der Steinbock, Ibex, dessen Legende nur theilweise, dessen Bild gar nicht erhalten ist; er lebt auf den höchsten Felsen; wenn er verfolgt wird, stürzt er sich herunter und fängt sich mit den Hörnern unversehrt auf; von dem letzten Satz läßt sich so viel erkennen, daß die beiden Hörner als Sinnbild der Uebereinstimmung des alten und neuen Testamentes aufgefaßt werden. Oben sind noch die wegen der Drachen und Greifen unzugänglichen Montes Aurei zu nennen. Sie gehören zu der Pangea gens, Pangaea nach Plinius, welches Volk nur von Weibern regiert wird. Hier ist auch jenes Volk, dessen Weiber mit fünf Jahren niederkommen und nicht über sieben Jahre alt werden. Ueber ihnen werden die Riesen-Schildkröten erwähnt: Indicum mare gignit testudines, aus deren Schalen sich die Menschen geräumige Wohnungen bereiten.

Im Indischen Ocean sind drei Inseln: Taprobane, jetzt Ceylon, ist die größte, 470 Meilen lang, strotzend von Perlen und Edelsteinen, von einem Fluß umgürtet; die eine Hälfte ist von Menschen bewohnt, die andere voll von wilden Thieren und Elephanten; sie hat zehn Hauptstädte, zwei Sommer und zwei Winter jährlich, und zwei Mal grünt alles. Die zwei andern Inseln sind Chryse, voll von Gold, und Argyre, reich an Silber; auf beiden seien die Bäume nie ohne Blätter.

Von der großen Lücke läßt sich vermuthen, daß hier die Arae Liberi, Columnae Herculis und Columnae Alexandri standen; ferner das Bild des Elephanten mit Thurm, das fehlende Bild des Ibex usw.

Africa.

ca, der dritte Erdtheil, ist auf der Ebstorfkarte als Kreis-
uf der rechten Seite durch das Mare Rubrum und das Mittel-
lgeschieden und leicht kenntlich. Im Sinne der Alten muß
egypten bis zum Nil noch zu Asien gezählt werden, und that-
ehörte nur die untere Hälfte auf der Vorlage zu Africa, denn
et ungefähr in der Mitte des wirklichen Erdtheils, unter dem
atabathmon, die Inschrift In his montibus Affrica —
nt Africa — und Africa-finis Lybiae, und von da an
geschriebenen Namen des Erdtheils AFRICA.

Africa wird fast der ganzen Länge nach durch einen Fluß ein
Band abgeschnitten, welches durch komische Figuren von Men-
Thieren sich auszeichnet; dies ist Aethiopien, der Fluß aber
il. Alle römischen und mittelalterlichen Karten stellen nämlich
so dar, daß er in der Nähe des Atlantischen Oceans am Atlas
e; die Quelle heißt Dara und ist hier als Fluß, Clara fl.,
itanien gezeichnet; dann versinkt er: hic terra sorbetur,
falls irrig in der Nähe jenes Flusses in Mauritanien ange-
er kommt wieder zum Vorschein in einem großen See Nuchul
ne fehlt hier), und fließt dann durch ganz Aethiopien in öst-
chtung bis in die Nähe der Ostspitze von Africa, versinkt hier
, und kommt in Nubien wieder zum Vorschein, fließt jetzt in
ter Richtung, bildet zwei Inseln, Meroe und Babylon, und
letzt nördliche Richtung, um das Delta zu bilden. Im Delta
verschiedenen Nil-Arme zu einem See zusammengeflossen und
östliche Arm ist getrennt geblieben.

1. Aegypten und Nubien.

se bilden ein schmales Band, welches in der Hauptsache links
liegt. Die Karte unterscheidet vier Theile, zu oberst Nubien,
ischen Nubien und Aethiopien oder zwischen den beiden Haupt-
es Nil Egyptus (oder —ia) Deserta; ferner Egyptus
or und Egyptus Inferior. Die sechs Affenarten zwischen
Eilläufen rechnen wir bereits zu Aethiopien. Die Städte sind
unt durcheinander gewürfelt.

Unter-Aegypten treffen wir in der Legende In oriente a
ubro eine Beschreibung von Aegypten; dasselbe sei vom
geben, bilde die Form des Buchstabens Delta, habe 100 000

Ortschaften, habe weder Wolken noch Regen, sondern werde durch di Ueberfluthung des Nils fruchtbar gemacht.

Rechts vom Nil wird die Mareotis, See bei Alexandria uni Landschaft, genannt.

Unter den Städten ragt natürlich Alexandria hervor mit seinen berühmten Leuchtthurm; Hic S. Marcus evangelista passus est (correct wird nicht vom Grabe desselben gesprochen, denn sein Leik war a. 828 nach Venedig gebracht worden).

Rechts über dem Nil ist der berühmte, a. 389 auf Befehl des Theodosius zerstörte Serapis-Tempel: Templum Serapis vel Apis, letzterer Beisatz ist natürlich zu streichen, oder es hat der Abschreiber zwei Dinge verwechselt. Dann kommen Dadracata, unbestimmbar; Heracleon; das uralte durch seine Mysterien berühmte Says, Sais; Memphis, welches vom Abschreiber als die oberste Stadt angesetzt worden ist, während er Babylon, j. Kairo, auf seiner Insel wie herkömmlich gelassen hat. Pelusium war die Metropole der durch Diocletian gebildeten Provinz Herculea. Biblisch wichtig sind die Städte Tanis, die alte Pharaonenstadt, Elyopolis, Heliopolis, die Sonnenstadt, hebr. On, auch durch die Phönixsage bekannt, aber die Legende — metropolis Egipti, wo Moyses vor Pharao seine Wunder gethan, sowie daß sie von den Giganten gegründet und Titanis genannt worden sei — bezieht sich auf Tanis und ist vom Abschreiber verwechselt worden. Unter Horrea Joseph verstand man im frühen Mittelalter die Pyramiden. Fiton, als Phyton weiter oben wiederholt, und Ramasses sind die Städte, welche die Kinder Israels dem Pharao erbaut haben (Exod. 1, 11). Von Rameſſe ging aber auch der Zug der Israeliten aus, welchen wir schon in Palästina erwähnt haben, und hierher gehören noch Ethant, Etham und Magdalum. Melfriel ist wohl verschrieben und vorerst nicht zu deuten.

In **Ober-Aegypten** ist zunächst die berühmte hundertthorige Thebae inclita et famosa, von welcher eine zweite Legende sagt, sie sei von Cadmus gegründet und nach dem Böotischen Theben benannt; hier glänzte Mauritius, und hierher bringen die Araber von allen Seiten ihre Waaren. Sygene civitas ubi (zu tief angesetzt), wo (in dem berühmten, aber hier nicht extra gezeichneten Brunnen) am Tage der Sonnenwende die Sonne vertical, super verticem, steht. Höchst interessant sind die Städte Copten, Coptos, und Ydreum, sonst Hydreuma, weil sie die Ueberreste der auf der Augustuskarte eingetragenen, damals frequentesten **Route nach Indien** enthalten. Eine Legende über den Affen Ab Alexandria Indiam sagt, daß der Weg von Alexandrien bis Coptos auf dem Nil zu Schiff, von da zu Land (mit

) zurückgelegt werde. Hydreuma ist aber weder Seehafen noch ondern eine der Wasserstationen zwischen Coptos und dem See- erenice, j. Ruinen bei Ras Benâs, und der Beisatz portus tas gehört zu der darüber liegenden Stadt, welche falsch Mem- t Berenice benannt ist. Die oberste Stadt am Nil hat eben- en Namen, es ist die römische Metropole der Thebais, Ptole- j. El-Menschiye; Anatipolim, links von Sygene, ist An- drian's Gründung und später auch Metropolis.

über steht eine große Legende Hic Rubrum mare über e Meer, welches seinen Namen von den rosenfarbigen Wellen se aber haben ihre Färbung von der blutrothen Farbe des um- Landes, wo man Zinnober gewinnt und auch rothe Edelsteine en, welche der Durchdringung dieser Erde ihre Farbe ver-

roe insula im Nil ist die Stadt und das gleichnamige Reich opien; die Legende berichtet die alte Fabel von einem kleinen, haften Volke, welches lebendige Krokodile zähme und dann urch die Fluthen reite. Der mit Peitsche versehene Reiter ver- cht das merkwürdige Volk.

Nubien werden angegeben Portae Nybiae, den Caspischen ähnlich, wo die Nubier den Zutritt zu ihrem Land bewachen, s in Aegypten 70 Tagereisen entfernt (dann kommen auf eine Tage- Kilom.). Die letztere Angabe bezieht sich auf den Transport eines Monolithes, aus welchem ein berühmtes Tempelchen in Sais t war, von Elephantine nach Sais. Dies legt nahe, daß in ischen Pforten die sehr alte Grenzmauer zwischen dem Aegyp- nd Nubischen Reiche zu verstehen sei, von welcher heute noch Syene und Philae Ueberreste zu sehen sind. Hierzu paßt das n zwei Wächtern an dem Thore. Darüber steht Nybia civi- lche bei Plinius Tenupsis heißt. Dann folgt der bei den alten hen wichtige Seehafen Mossylon, der Hauptmarkt für den und Cassia-Handel, am Azanicus oceanus, j. Meerbusen en. Die mittelalterlichen Kartographen bringen den Namen mit in Verbindung und deuten ihn als aquae ortus, wo der Nil ervorbricht. Die Legende Locus qui dicitur schließt hier hreibung der Nubier an: sie gehen nackt, sind wahrheitsliebend, christlich, reich an Gold, leben vom Handel, haben drei Könige i Bischöfe, wallfahren fleißig nach Jerusalem und beschenken das auf's reichlichste.

gyptus Deserta hat zu oberst eine Legende In hoc la- io: in dem großen Gebiete zwischen Aegypten, Aethiopien und

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Vorwort 3

Einleitung 7

Die bedingte Verurtheilung im preußischen Abgeordnetenhause 8

Die bedingte Verurtheilung im deutschen Reichstage 11

Die Denkschrift des Reichsjustizamtes 13

Die bedingte Begnadigung in den deutschen Bundesstaaten 19

Einwendungen gegen die bedingte Verurtheilung 29

Grundsätzliche und praktische Bedenken gegen die bedingte Begnadigung 32

Ergebniß 37

Pfefferkorn antwortete. Ueber den Prasias ist das Vorgebirge
da, hier als Hafen und unter der Legende von Asia nochmals
; ferner Cotunare portus, Cottiara in Vorder-Indien,
Araber und Aegypter für die ganze Welt den Pfeffer holen;
atalis portus an der Mündung des Indus. Hierher ge-
der Maleus mons, auf welchem der Alexander-Papagei,
is, welcher in der großen Legende schon genannt und be-
wurde, zu sehen ist. Der Maleus war dadurch berühmt, daß
tten während der sechs Wintermonate nach Norden, während
mermonate nach Süden falle (was in dieser Ausdehnung in
ndien natürlich nicht möglich ist).

Indien schließt links oben noch eine interessante Völkergruppe an,
f den alten Karten übereinstimmend ähnlich, zwischen Indien
hien untergebracht wird. Es sind die **Chinesen** und ihre An-
Das Bild dieses friedlichen Volkes, rings von Gebirgen ein-
, fällt sogleich in die Augen. Darüber sind zwei Personen
meln der Seide von den Bäumen (der Baum ist vom Ab-
hier ausgelassen worden) beschäftigt, nach der unklaren Vor-
er Alten, welche Seide und Baumwolle nicht genügend unter-
nd von den Cocons kaum eine Vorstellung hatten. Leider sind
den dieses Theiles der Karte am stärksten verblaßt, zum Theil
d unleserlich. Die obere Legende Seres sive Sines sagt,
Chinesen menschenscheu und von Bergen umschlossen seien; die
inks, Seres homicidium, daß Todtschlag und Ehebruch
nicht vorkommen, das Weitere ist unleserlich. Darunter ist
oppidum, die Hauptstadt der Sogdiani, welche als ihre
gelten. Etwas höher ist Seres oppidum, die alte Haupt-
chinesischen Reiches, Tschan-ngan-fu, jetzt Si-ngan-fu.

s weiter in Indien angegeben wird, ist mythischen Charakters.
t ist links das irdische Paradies mit dem lignum vitae, den
ömen und der Verführung. Rechts sind die weissagenden
aus der Alexander-Sage dargestellt, Oraculum solis et
Alexander steht vor einem gedeckten Tische (hier scheint der
sch der Alten hereinzuspielen) und erhält die Vorhersage seines
vor dem Eingange zum Paradiese, wo er nach der jüngern
r Sage den Zins holen wollte.

s sind unter dem Eous (Ost-Meer) die Ichthyophagen,
ur Fische essen und Meerwasser trinken; im Meer selbst die
langen: In India sunt serpentes, welche Hirsche ver-
wie das naive Bild zeigt. Darunter leben die Bragmanen
e et Pragmanni in so mildem Klima, daß sie nicht sterben

können, sondern, alt geworden, sich aus Liebe zum bessern Leben in's Feuer stürzen. Unter dem Paradiese sind zwei nicht zu deutende Gebirgsnamen und eine Legende über die Bactri (?), links India Pratlica, wohl Bactrica; ferner die mit den Kranichen kämpfenden Zwerge, Pygmaei, das Weitere unleserlich; unter ihnen an der Quelle des Ganges jene Menschen, welche nur vom Geruch von Aepfeln leben: Hii odore vivunt pomi, welche sterben, wenn sie übles riechen. An der Gangesquelle sind auch die vielerlei Arten von Pigmenten angegeben.

Rechts unter Alexander sind die Gymnosophistae, welche vom Morgen bis zum Abend in die glühende Sonne schauen, um daraus die Zukunft zu erforschen. Neben ihnen die Hundsköpfigen, Cenocefali, mit Bogen und Pfeil, welche sich in Thierfelle kleiden und wie Hunde bellen. Darunter ist das Thier Eale, welches den Leib eines Pferdes, das Gebiß eines Ebers, den Schwanz eines Elephanten und ellenlange Hörner hat, von denen es das eine nach hinten gerichtet hat, mit dem andern kämpft; dieses Thier ist auf dem Lande wie im Wasser gleich gewaltig. Endlich kommt der Steinbock, Ibex, dessen Legende nur theilweise, dessen Bild gar nicht erhalten ist; er lebt auf den höchsten Felsen; wenn er verfolgt wird, stürzt er sich herunter und fängt sich mit den Hörnern unversehrt auf; von dem letzten Satz läßt sich so viel erkennen, daß die beiden Hörner als Sinnbild der Uebereinstimmung des alten und neuen Testamentes aufgefaßt werden. Oben sind noch die wegen der Drachen und Greifen unzugänglichen Montes Aurei zu nennen. Sie gehören zu der Pangea gens, Pangaea nach Plinius, welches Volk nur von Weibern regiert wird. Hier ist auch jenes Volk, dessen Weiber mit fünf Jahren niederkommen und nicht über sieben Jahre alt werden. Ueber ihnen werden die Riesen-Schildkröten erwähnt: Indicum mare gignit testudines, aus deren Schalen sich die Menschen geräumige Wohnungen bereiten.

Im Indischen Ocean sind drei **Inseln**: Taprobane, jetzt Ceylon, ist die größte, 470 Meilen lang, strotzend von Perlen und Edelsteinen, von einem Fluß umgürtet; die eine Hälfte ist von Menschen bewohnt, die andere voll von wilden Thieren und Elephanten; sie hat zehn Hauptstädte, zwei Sommer und zwei Winter jährlich, und zwei Mal grünt alles. Die zwei andern Inseln sind Chryse, voll von Gold, und Argyre, reich an Silber; auf beiden seien die Bäume nie ohne Blätter.

Von der großen **Lücke** läßt sich vermuthen, daß hier die Arae Liberi, Columnae Herculis und Columnae Alexandri standen; ferner das Bild des Elephanten mit Thurm, das fehlende Bild des Ibex usw.

Africa.

ica, der dritte Erdtheil, ist auf der Ebstorfkarte als Kreis=
auf der rechten Seite durch das Mare Rubrum und das Mittel=
hlgeschieden und leicht kenntlich. Im Sinne der Alten muß
Legypten bis zum Nil noch zu Asien gezählt werden, und that=
ehörte nur die untere Hälfte auf der Vorlage zu Africa, denn
et ungefähr in der Mitte des wirklichen Erdtheils, unter dem
atabathmon, die Inschrift In his montibus Affrica —
nnt Africa — und Africa-finis Lybiae, und von da an
geschriebenen Namen des Erdtheils AFRICA.

Africa wird fast der ganzen Länge nach durch einen Fluß ein
Band abgeschnitten, welches durch komische Figuren von Men=
Thieren sich auszeichnet; dies ist Aethiopien, der Fluß aber
il. Alle römischen und mittelalterlichen Karten stellen nämlich
so dar, daß er in der Nähe des Atlantischen Oceans am Atlas
e; die Quelle heißt Dara und ist hier als Fluß, Clara fl.,
itanien gezeichnet; dann versinkt er: hic terra sorbetur,
nfalls irrig in der Nähe jenes Flusses in Mauritanien ange=
; er kommt wieder zum Vorschein in einem großen See Nuchul
ne fehlt hier), und fließt dann durch ganz Aethiopien in öst=
chtung bis in die Nähe der Ostspitze von Africa, versinkt hier
, und kommt in Nubien wieder zum Vorschein, fließt jetzt in
ter Richtung, bildet zwei Inseln, Meroe und Babylon, und
uletzt nördliche Richtung, um das Delta zu bilden. Im Delta
verschiedenen Nil=Arme zu einem See zusammengeflossen und
östliche Arm ist getrennt geblieben.

1. Aegypten und Nubien.

se bilden ein schmales Band, welches in der Hauptsache links
liegt. Die Karte unterscheidet vier Theile, zu oberst Nubien,
ischen Nubien und Aethiopien oder zwischen den beiden Haupt=
des Nil Egyptus (oder —ia) Deserta; ferner Egyptus
or und Egyptus Inferior. Die sechs Affenarten zwischen
Nilläufen rechnen wir bereits zu Aethiopien. Die Städte sind
bunt durcheinander gewürfelt.

Unter=Aegypten treffen wir in der Legende In oriente a
Rubro eine Beschreibung von Aegypten; dasselbe sei vom
geben, bilde die Form des Buchstabens Delta, habe 100 000

Ortschaften, habe weder Wolken noch Regen, sondern werde durch die Ueberfluthung des Nils fruchtbar gemacht.

Rechts vom Nil wird die Mareotis, See bei Alexandria und Landschaft, genannt.

Unter den Städten ragt natürlich Alexandria hervor mit seinem berühmten Leuchtthurm; Hic S. Marcus evangelista passus est (correct wird nicht vom Grabe desselben gesprochen, denn sein Leib war a. 828 nach Venedig gebracht worden).

Rechts über dem Nil ist der berühmte, a. 389 auf Befehl des Theodosius zerstörte Serapis-Tempel: Templum Serapis vel Apis, letzterer Beisatz ist natürlich zu streichen, oder es hat der Abschreiber zwei Dinge verwechselt. Dann kommen Dadracata, unbestimmbar; Heracleon; das uralte durch seine Mysterien berühmte Says, Sais; Memphis, welches vom Abschreiber als die oberste Stadt angesetzt worden ist, während er Babylon, j. Kairo, auf seiner Insel wie herkömmlich gelassen hat. Pelusium war die Metropole der durch Diocletian gebildeten Provinz Herculea. Biblisch wichtig sind die Städte Tanis, die alte Pharaonenstadt, Elyopolis, Heliopolis, die Sonnenstadt, hebr. On, auch durch die Phönixsage bekannt, aber die Legende — metropolis Egipti, wo Moyses vor Pharao seine Wunder gethan, sowie daß sie von den Giganten gegründet und Titanis genannt worden sei — bezieht sich auf Tanis und ist vom Abschreiber verwechselt worden. Unter Horrea Joseph verstand man im frühen Mittelalter die Pyramiden. Fiton, als Phyton weiter oben wiederholt, und Ramasses sind die Städte, welche die Kinder Israels dem Pharao erbaut haben (Exod. 1, 11). Von Rameſſe ging aber auch der Zug der Israeliten aus, welchen wir schon in Palästina erwähnt haben, und hierher gehören noch Ethant, Etham und Magdalum. Melfriel ist wohl verschrieben und vorerst nicht zu deuten.

In **Ober-Aegypten** ist zunächst die berühmte hundertthorige Thebae inclita et famosa, von welcher eine zweite Legende sagt, sie sei von Cadmus gegründet und nach dem Böotischen Theben benannt; hier glänzte Mauritius, und hierher bringen die Araber von allen Seiten ihre Waaren. Sygene civitas ubi (zu tief angesetzt), wo (in dem berühmten, aber hier nicht extra gezeichneten Brunnen) am Tage der Sonnenwende die Sonne vertical, super verticem, steht. Höchst interessant sind die Städte Copten, Coptos, und Ydreum, sonst Hydreuma, weil sie die Ueberreste der auf der Augustuskarte eingetragenen, damals frequentesten **Route nach Indien** enthalten. Eine Legende über den Affen Ab Alexandria Indiam sagt, daß der Weg von Alexandrien bis Coptos auf dem Nil zu Schiff, von da zu Land (mit

n) zurückgelegt werde. Hydreuma ist aber weder Seehafen noch ondern eine der Wasserstationen zwischen Coptos und dem See- erenice, j. Ruinen bei Ras Benâs, und der Beisatz portus tas gehört zu der darüber liegenden Stadt, welche falsch Mem- t Berenice benannt ist. Die oberste Stadt am Nil hat eben- nen Namen, es ist die römische Metropole der Thebais, Ptole- j. El-Menschiye; Anatipolim, links von Syene, ist An- adrian's Gründung und später auch Metropolis.

rüber steht eine große Legende Hic Rubrum mare über he Meer, welches seinen Namen von den rosenfarbigen Wellen ese aber haben ihre Färbung von der blutrothen Farbe des um- Landes, wo man Zinnober gewinnt und auch rothe Edelsteine en, welche der Durchdringung dieser Erde ihre Farbe ver-

roe insula im Nil ist die Stadt und das gleichnamige Reich opien; die Legende berichtet die alte Fabel von einem kleinen, haften Volke, welches lebendige Krokodile zähme und dann urch die Fluthen reite. Der mit Peitsche versehene Reiter ver- cht das merkwürdige Volk.

Nubien werden angegeben Portae Nybiae, den Caspischen ähnlich, wo die Nubier den Zutritt zu ihrem Land bewachen, s in Aegypten 70 Tagereisen entfernt (dann kommen auf eine Tage- Kilom.). Die letztere Angabe bezieht sich auf den Transport eines Monolithes, aus welchem ein berühmtes Tempelchen in Sais t war, von Elephantine nach Sais. Dies legt nahe, daß in ischen Pforten die sehr alte Grenzmauer zwischen dem Aegyp- nd Nubischen Reiche zu verstehen sei, von welcher heute noch Syene und Philae Ueberreste zu sehen sind. Hierzu paßt das n zwei Wächtern an dem Thore. Darüber steht Nybia civi- lche bei Plinius Tenupsis heißt. Dann folgt der bei den alten hen wichtige Seehafen Mossylon, der Hauptmarkt für den und Cassia-Handel, am Azanicus oceanus, j. Meerbusen en. Die mittelalterlichen Kartographen bringen den Namen mit in Verbindung und deuten ihn als aquae ortus, wo der Nil ervorbricht. Die Legende Locus qui dicitur schließt hier hreibung der Nubier an: sie gehen nackt, sind wahrheitsliebend, christlich, reich an Gold, leben vom Handel, haben drei Könige Bischöfe, wallfahren fleißig nach Jerusalem und beschenken das auf's reichlichste.

gyptus Deserta hat zu oberst eine Legende In hoc la- io: in dem großen Gebiete zwischen Aegypten, Aethiopien und

Libyen seien die verschiedenen Arten der Waldaffen, von welchen sechs namentlich aufgeführt und weiter unten (mit andern Namen vermischt) abgebildet werden. Die Satyri werden in einer Legende Hic Satyri noch besonders beschrieben als zwischen Mensch und Thier stehend.

Eine große Legende handelt von dem Krokodil, Delphin und Suellus (Ichneumon), ist aber sehr fehler- und lückenhaft. Das Krokodil werde 20 Ellen lang, lege Eier, Gänse-Eiern ähnlich, suche auf dem Land einen Platz für sein Nest. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd; seine Haut ist so hart, daß kein Steinwurf ihm schadet; ein Fisch mit sägeartigem Kamm dringt ihm in den zarten Leib und tödtet es; ebenso enhydros bestiola, Suellus genannt; dieses Thier wälzt sich, wenn es ein schlafendes Krokodil findet, im Schlamme und dringt ihm dann durch den Rachen in den Leib und frißt seine Eingeweide; es kämpft auch gegen die Aspis-Schlange. Nun folgen die Affen-Arten; darunter ist der Vogel Ibis, welcher, wie Bild und Legende anzeigen, sich selbst purgiert, indem er Wasser mit seinem Schnabel in den After einführt. Für die abgebildete Pflanze ist keine Erklärung gegeben; andere Karten haben an dieser Stelle die viel genannte Gift- und Zauber-Pflanze Mandragora (Alraunwurzel) abgebildet; doch dürfte hier die Pflanze wahrscheinlicher zum Templum Ammonis gehören — siehe folgenden Abschnitt.

2. Libyen und Tripolis.

Von zwei großen Legenden gibt die eine, Africa ab Afer, hauptsächlich die Eintheilung von Africa in Provinzen mit je einigen Hauptstädten von Libyen bis Mauritanien; die andere LIBIA Cirenensis dicta gibt werthlose etymologische Ableitungen; eine dritte, Pentapolis regio, leitet diesen Namen von den fünf Städten ab, und wiederholt, daß hier der Evangelist Marcus gepredigt habe. Im 4. Jahrhundert ist die **Cyrenensis** in zwei Provinzen getrennt; von der östlichen **Libya inferior** oder Libya schlechtweg ist hier angegeben die Metropole Paraetonium, j. Baratun; Castra Alexandri, wo Alexander's Heer durch viele Plagen hingerafft wurde, nämlich auf dem Weg von Paraetonium zum Orakel Ammons; Oraculum Hammonis, j. die Oase Siwa, welches auf keiner alten Karte fehlt, mit dem merkwürdigen hufeisenförmigen, mit Kreuzen versehenen Zeichen, und der Sonnenquelle, welche gezeichnet, aber nicht benannt ist, ferner dem Ammonshorn: Lapis hic capiti, dieser Stein, unter das Haupt des Schlafenden gelegt, glauben manche, lasse in die Zukunft schauen. Der darüber abgebildete Baum soll wahrscheinlich der von

und Solinus geschilderte Baum Metopos sein, welcher beim
stempel wachse, von welchem eine harz- oder gummiartige Masse,
moniacum, herabträufele. Nadaber c., wo St. Matthäus
ngelium predigte und die Idole Zaroe und Arfaxat zer-
Nach der gewöhnlichen Angabe starb Matthäus in Naddaber den
od, und sein Leichnam wurde unter Valentinian nach Bithynien,
954 nach Salerno übertragen. Unsere Karte und ebenso Ger-
. Tilbury lassen Matthäus Persien durchwandern und in Suenis
dern Sanir) sterben; nach unserer Karte wäre er in Suenis
raben, nach Gervasius in Babylon; nach letzterm sind Sara und
Magier, welche aus Naddaber vor Matthäus fliehen, aber ihn
) tödten. Naddaber soll in Aethiopien liegen und mit dessen
dt Napata in der Nähe der zweiten Nil-Katarakte identisch sein.
dt Cesa ist unbekannt.

Libya superior oder Pentapolis sind die fünf Städte an-
zuerst Cyrena metropolis, j. Grennah; Beronica, Be-
j. Benghasi; dieses Beronice an der äußern Syrte, sagt die
bespült der Höllenfluß Lethon, bei den alten Sängern der
des Vergessens; Ptolomagensis, Ptolemais, j. Tolmita;
lis gehört wohl zu Zeugis (s. u.); Apollonia, später Sozusa
t das genannte Cesa?), j. Marza-Suza; Asinoe, Arsinoe, später
, hier Ceutria als besondere Stadt, j. Tokara. Der halbmythische
riton wird von manchen, wie hier, an der großen Syrte, richtig
der kleinen Syrte und in den großen Seen im Süden von
ngesetzt. Die beiden Syrten, sonst auf den alten Karten un-
are Buchten, sind hier zu einem erbreiterten Flusse geworden;
sem geht ein Band aus, welches das nordafricanische Cultur-
n Aethiopien scheidet und somit die große Wüste Sahara be-
Die obere Legende Via deserti spricht von einem Weg durch
ste zur großen Syrte, welcher voll von wilden Thieren und
en ist; die zweite Sirtes maiores, Haec terra: Hier sei
Menschen wegen der großen Schlangen und der Hitze undurch-
e Wüste. Der Abschreiber hat die Syrten in die Wüste versetzt.
Tripolis, Tripolitana regio, von den drei großen Städten
, sind zunächst die Arae Philaenorum, drei Altäre abge-
in Wirklichkeit Sandhügel, als die alte Provinzgrenze; sodann
Städte Ocea, Oea, j. Tripoli; Leptis Magna, j. Lebedah;
Sabrata, j. Sabart; ferner Caput Saxi, am Oberlauf des
Saxus, und Getulia c., wahrscheinlich statt des Volkes oder
Gaetulia. Der Fluß Sugolim ist östlich von Leptis zu suchen;
zseen, Lacus salinarun und Salinae immensae, letztere

mit dem Monde wachsend und abnehmend, sind auf den alten Karten stets genannt, aber bei der großen Zahl solcher Salzseen kaum speciell zu localisiren.

Im Süden von Tripolis sind die Garamantes Ethiopes welche Cornelius Balbus den Römern dienstbar gemacht habe; sie kennen keine Ehe (der Abschreiber hat patrimonia statt matrimonia gesetzt), die Kinder kennen nur ihre Mütter, der Vaternamen gilt nichts. Ihre Stadt ist Garama, j. Germah in Fezzan, durch den genannten Feldzug der Römer im Jahre 21 v. Chr. bekannt.

Ueber der Stadt ist die Sonne gezeichnet; Plinius, Augustinus, Isidor u. a. setzen nämlich hier die Sonnenquelle an, welche bei Tag kalt, bei Nacht heiß sein soll, und welche zum Oraculum Ammonis gehört; Garama und das Oraculum sind auf den alten Karten so nahe bei einander, daß der Irrthum leicht begreiflich ist, derselbe zeigt aber, daß schon Plinius und seine Nachfolger aus einer sehr ähnlichen Karte schöpften.

3. Die Provinz Africa, Numidien und Mauritanien.

Dieses Gebiet ist durch das vertical verlaufende Gebirge mit dem Namen Uzarae montes und Astrix mons gegen Süden, die Wüste, wohl abgegrenzt. Desertum. Hic multitudo, wo eine Menge wilder Thiere, Schlangen und wilder Esel hausen, steht links statt rechts von diesem Gebirge.

Die erste Provinz ist **Byzacena**, hier verschrieben Bethsana, mit der Metropole Adrumetum nobilis c., j. Süsa. Dann folgt **Zeugis** regio, sie heißt auch Africa vera, und ist fruchtbares Land (terra viva). Drei Legenden: Fons quidam est, Sardinia a Sardinio und Hic sunt fontes calidi, gehören nicht hierher, sondern zur Insel Sardinien, wo dem Schreiber der Raum nicht reichte. Die Städte sind Carthago Magna, die zweite Zierde des Erdkreises nach Rom; Neapolis (der Name steht über den Syrten), j. Nâbel; Utica, durch Cato's Tod berühmt, j. Bu Schatter; Turbicana, Thuburbomaius, j. Kasbat; Yppo Zarius, Hippo Diarytos, j. Bizerta.

Die dritte Provinz ist **Numidia** regio, Hic optima marmora, wo der beste Marmor gefunden wird, hat die Städte — lauter Colonieen — Besa (zu weit oben), statt Lambese, die feste römische Grenzstadt gegen die Wüste mit Legionslager; Sinada, statt Simittu, j. Ain Semit; Yppone Regio, hic fuit S. Augustinus episcopus, Hippo Regius, j. bei Bona; Mileu, j. Milah; Rufficada, statt Russicada, j. Philippeville. Die Metropole Cirta fehlt. Der Fluß

acus mit seinem Nebenfluß Odina mündet östlich von Hippo und sollte also etwas höher stehen, ebenso der nächstfolgende a fl., dessen Name fehlt, der Grenzfluß zwischen Numidien ritanien.

den **drei Mauritanien** steht **Sitiphensis** irrig als Fluß Sti- fl. zu tief; die Städte sind Stipei, statt Sitiphi, die Me- Setif; Ygil c., Igilgili, j. Igelli (Dschidschelly); Suptu, uſuptu, j. Tiklat.

uritania Caesariensis hat die Städte Caeſarea caeſaria, letzteres wohl nach der Zerstörung von Caeſarea Mauren unter Valens, j. Cherchel; Floriana c., unbekannt; s c., Icosium, j. Algier; Novo Oppido, j. Ain Kadra; ingens, Portus Magnus, j. Arzew; unter den Fontes ber Caeſarea, deren Beisatz sich auf Sardinien bezieht, können Aquae Calidae gemeint sein, j. Hammâm Righa. Es folgen nannte, beziehungsweise falsch benannte Flüsse. Statt Stiphensis hl Salum stehen, welcher über Portus ingens bei Siga ier aber mit dem in den Atlantischen Ocean mündenden Sala ist. Clara fl. sollte Dara heißen, und ist die oben genannte e, Hic terra sorbetur, gehört ebendahin; der Fluß aber lucha oder Malva heißen, der Grenzfluß zwischen Caesariensis itana.

Mauritania (es heißt **Auritania**) **Tingitana** sind die Städte Septa, j. Ceuta an der Straße von Gibraltar; Marrogia, j. Marrâkesch; Maſilla c., beim Volksstamm der Massyli; Sala, bei Slâ; von dieser Stadt führe ein Weg durch das Gebiet li, hier Untoli, in die Wüste der Atlantici. Vom Atlas, tis montes, ist gesagt, daß hier die Astrologie zuerst aus- worden sei, wozu die Höhe Anlaß gegeben habe. Die Mittel- e Mauritanien's von der Meerenge bis Portus ingens ist rgen versehen, was der Wirklichkeit vollständig entspricht, da küste der Tingitana keine Straße hatte, sondern nur zu Schiff) war. Hier werden die Septem montes angesetzt, auch Brüder genannt, nahe der Meerenge, wo die **Elephanten** am en sind. Nun folgt auf's eingehendste die Naturgeschichte der n: sie fürchten die Drachen, welche ihre Jungen tödten; sie ei Jahre, bringen nur ein Mal ein einziges Junges zur Welt,) Jahre; sie kommen nur noch in Indien und auf diesen Ber- sie haben schlangenartige Rüssel; sie sind im Kriege brauch- man hölzerne Thürme auf ihnen befestigt, von welchen aus wie Mauer 38 Männer mit Geschossen kämpfen; sie haben Ver-

bei den tribunaux de police von 5,3 auf 24,3 bei den tribunaux correctionnels dagegen von 21,6 auf 38,4. Die Häufigkeit der Anwendung der bedingten Verurtheilung hat sich also bei den tribunaux de police beinahe verfünffacht, bei den tribunaux correctionnels noch nicht verdoppelt.

„Bei den tribunaux correctionnels und de police zusammengenommen ergaben sich während des ganzen, sechs Jahre und sieben Monate umfassenden Zeitabschnitts seit dem Inkrafttreten des Gesetzes 6018 Rückfälle. Da in dem gleichen Zeitraum in 184153 Fällen auf bedingte Verurtheilung erkannt wurde, so beträgt der Procentsatz der Rückfälle nach den bisherigen Feststellungen 3,3. Der Procentsatz ist bei den tribunaux correctionnels bedeutend größer, als bei den tribunaux de police. Er beläuft sich bei erstern auf 6,1 (4567 Rückfälle auf 74 955 bedingte Verurtheilungen), bei letztern auf 1,3 (1451 Rückfälle auf 109 198 bedingte Verurtheilungen)."

Dann führen die „Bemerkungen" aus: Die Höhe des in dieser Weise berechneten Procentsatzes gewähre jedoch kein zutreffendes Bild des Erfolges der bedingten Verurtheilungen.

„Für einen großen Theil der in dem gedachten Zeitabschnitt ausgesprochenen bedingten Verurtheilungen war die Bewährungsfrist, die nach dem Gesetze vom 31. Mai 1888 bis auf fünf Jahre ausgedehnt werden kann, am Schlusse des Jahres 1894 jedenfalls noch nicht abgelaufen. Werden diesem Theile auch nur die in den Jahren 1893 und 1894 ausgesprochenen bedingten Verurtheilungen zugerechnet, so ist das Ergebniß, daß die größere Hälfte der seit dem Inkrafttreten des Gesetzes erkannten bedingten Verurtheilungen sich Ende 1894 noch in der Schwebe befand. Es ist hiernach nicht ausgeschlossen, daß bei der weitern statistischen Beobachtung der Procentsatz der Rückfälle doppelt so groß wird, als es nach den bisherigen Berechnungen den Anschein hat. Ein sicheres Urtheil hierüber wäre nur zu gewinnen, wenn in der belgischen Statistik für die Zahl 1. der festgestellten Rückfälle, 2. der Fälle, in denen die Bewährungsfrist ohne Rückfall abgelaufen war, und 3. der Fälle, bei welchen am Ende des Jahres die Bewährungsfrist noch nicht abgelaufen war, getrennte Nachweisungen gegeben würden, woran es zur Zeit mangelt. Die Zahl der bedingt Verurtheilten, welche innerhalb der Bewährungsfrist rückfällig wurden, läßt sich aber überhaupt nicht ohne weiteres zur Schlußfolgerung hinsichtlich des Einflusses der bedingten Verurtheilung auf die Rückfälligkeit benutzen. Insbesondere kann, wie dies keiner weitern Ausführung bedarf, das Verhältniß dieser Zahl zur Gesammtzahl der bedingt Verurtheilten nicht etwa mit dem Verhältniß in Beziehung gebracht werden, welches sich für einen be-

it denselben sich gegen die Sonnenstrahlen schützen können. folgen die Trogodytae, Troglodyten (dieselben kommen im e nochmals vor), einen Hirsch reitend, und darunter eine jaculus, sich um einen Baum windend; die Legende rühmt Trogodyten ihre Schnelligkeit, so daß sie das Wild im Laufe sonst sind sie als Schlangen-Esser und als Höhlen-Bewohner, 3. Felde dargestellt ist, bekannt.

r der linken Hand Christi kommen im 10. Felde die Arto- und Himantopodes; die einen fallen immer vorwärts im ie andern gehen wie Vierfüßige. Im 11. Felde sind die welche links über dem Ibis nochmals abgebildet sind; dieses ire nicht mehr (nach Plinius ist es durch die Nasamonen aus- vorden); es war von unglaublicher Natur; gegen Schlangen- das Bild links zeigt die Zähmung der Schlangen), die einzigen welche vom Schlangenbiß nicht starben; sie prüften die Treue uen, indem sie die neugeborenen Kinder den Schlangen dar- e das Bild zeigt), welche die Bastarde alsbald tödteten, die er nicht verletzten. Das 12. Feld zeigt die Menschenfresser sköpfigen, letztere mit langer Unterlippe; das 13. den Ken- heiron, den Erzieher des Achilles (Ilias 11, 831), und die annten Trogodyten als Höhlen-Bewohner, mit Pfeil; das 14. i, Schlangen-Esser, wozu aber das Bild nicht paßt, welches yr und ein vierfüßiges Thier gibt. Das 15. Feld, in welchem ist, enthält den Ameisenlöwen, Myrmecoleon, als vier- hier gezeichnet, und dann die Beschreibung und Abbildung der nen **Schlangen-Arten.** Zuerst Scytalis, deren Rücken so glänzend ist, daß sie die Beschauer in Betrachtung ihrer acht festhält, und die vor Verwunderung Erstarrten erfaßt, sie kriechend dieselben nicht einholen könnte. Amphisbaena Köpfe, einen vorn und einen am Schwanz, sie geht mit beiden fürchtet die Kälte am wenigsten; sie ist nicht abgebildet. Das Preſter fehlt; es folgen Cerastes, Coluber, Vipera, rhois. Die Sirenae (In Arabia serpentes alii) neller als Pferde, und sollen sogar fliegen (mit Flügeln ab- sie sind so giftig, daß der Tod dem Schmerz vorangeht. Dann Schilderung der Verjüngung der Schlangen: Serpentes abent, wenn die Schlangen alt geworden und sich erneuern ann fasten sie viele Tage, daß die Haut schlaff wird, sodann e sich durch eine Felsritze hindurch und streifen die Haut ab, Bild zeigt.

16. Bild gibt die **Hyäne**: In Ethiopia est animal, welche

nalität und insbesondere eine Abnahme der Rückfälligkeit, in den criminalstatistischen Zahlen bereits bemerkbar machen.

Nach der ersten der mitgetheilten Tabellen wurden auf 1000 Personen im Königreich Belgien durch die Schwurgerichtshöfe oder die Zuchtpolizeikammern verurtheilt: 1883 6,5; 1884 6,6; 1885 6,6; 1886 6,8; 1887 6,7; 1888 6,7; 1889 6,7; 1890 6,7; 1891 7,2; 1892 8,1; 1883/87 6,7; 1888/92 7,1.

Eine zweite Tabelle gibt den Procentsatz der Rückfälligen für denselben Zeitraum. Danach wurden auf 100000 Personen im Königreich Belgien rückfällig „en matière correctionnelle“ (in Strafsachen, welche zur Competenz der Zuchtpolizeikammern gehören): 1883 29,8; 1884 34,6; 1885 35,4; 1886 34,4; 1887 36,0; 1888 39,3; 1889 31,1; 1890 38,1; 1891 41,4; 1892 51,4; 1883/87 34,0; 1888/92 40,6.

Die fraglichen beiden Tabellen sind laut der Denkschrift auf Grund der Nachweisungen aufgestellt, welche in dem vom königlich belgischen Ministerium des Innern jährlich herausgegebenen Annuaire statistique de la Belgique enthalten sind.

Die „Bemerkungen“ sagen dann anknüpfend an dieselben: „Von den berücksichtigten zehn Jahren fallen die ersten fünf in die Zeit vor, die letzten fünf Jahre, mit Ausnahme der ersten fünf Monate (1. Januar bis 31. Mai 1888), in die Zeit nach Einführung der bedingten Verurtheilung. Die Tabellen ergeben für das zweite Jahrfünft sowohl absolut als relativ eine erhebliche Zunahme der Verurtheilten wie auch der Rückfälligen. Ob diese Zunahme mit der Einführung der bedingten Verurtheilung oder mit andern Ursachen zusammenhängt, entzieht sich der Beurtheilung. Nur so viel wird mit einiger Sicherheit angenommen werden können, daß der von der bedingten Verurtheilung erhoffte günstige Einfluß auf die Criminalität und auf den Umfang der Rückfälligkeit bis zum Ende des Jahres 1892 noch nicht eingetreten war.“

Aus der zweiten der in der Denkschrift wiedergegebenen Uebersichten erhellt, bei welchen Arten der strafbaren Handlungen die bedingte Verurtheilung vorzugsweise zur Anwendung gelangte. Die dritte Uebersicht zeigt, in welchem Umfange die bedingte Verurtheilung Anwendung gefunden hat, je nachdem es sich um Gefängniß oder um Geldstrafe handelte. (Diese beiden Uebersichten können hier außer Betracht bleiben.)

Die vierte Uebersicht bringt zur Darstellung, inwieweit hinsichtlich der Häufigkeit des Gebrauchs der bedingten Verurtheilung Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Bezirken Belgiens hervorgetreten sind. Zu diesem Zweck ist die Zahl der in den einzelnen Arrondissements und in den Bezirken der drei Appellhöfe während der Jahre 1890 bis 1894

eſt, daß in einer päpſtlichen Verleihungs-Urkunde vom Jahre
den Canariſchen Inſeln zuſammengehörend Heſperidum, Cerne,
und Galeta (= Gaulos) genannt werden. Die Insula Per-
ört der Brandanus-Legende an; St. Brandanus († 576) ſoll
t haben, und nachdem er ſie verlaſſen, ſei die Inſel von keinem
mehr aufgefunden worden, darum die Verlorene genannt. Auf
us des Nürnbergers Martin Behain heißt die Inſel Antilia:
n. Chr. kam St. Brandanus mit ſeinem Schiff auf dieſe
t daſelbſt viel Wunders geſehen und iſt nach ſieben Jahren
imgegangen. Gordaniſes iſt verſchrieben ſtatt Gorgades, die
g der Gorgonen oder behaarten Weiber, von welchen die römi-
graphen ſo viel fabelten, von denen Hanno zwei Bälge mit-
und im Juno-Tempel in Karthago zur allgemeinen Bewunde-
geſtellt habe; Hanno nennt ſie Gorillarum Inſula. Es han-
um große Affen, entweder den Schimpanſe oder den 1847 ent-
zw. wiederentdeckten Gorilla. Die Fortunatae insulae, welche
aniſche Küſte verſetzt ſind, haben wir bei Spanien genannt.
it iſt unſere Rundreiſe auf der Ebſtorfkarte wieder zu dem
punkte, den Säulen des Herkules, zurückgekehrt.

Bedingte Verurtheilung

oder

Bedingte Begnadigung?

Von

Aul. Bachem,

Rechtsanwalt.

Köln, 1896.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift stellt sich als eine Ergänzung bezw. Fortsetzung meiner im Jahre 1894, gleichfalls als Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft, erschienenen Abhandlung über die bedingte Verurtheilung dar.

Sie setzt die Bekanntschaft mit dieser Abhandlung voraus, will die verschiedenen Stadien, welche die Frage der Einführung der bedingten Verurtheilung in unser Strafrechtssystem seitdem durchgemacht hat, in Kürze darstellen und insbesondere darthun, daß die nach dem Vorgange des Königreichs Sachsen in den deutschen Bundesstaaten neuerdings versuchte Lösung, welche an die Stelle der bedingten Strafaussetzung durch richterliches Urtheil den bedingten Strafnachlaß durch den Justizminister und die eventuelle Begnadigung durch die Krone setzt, grundsätzlich bedenklich und praktisch unausführbar ist.

Meine frühere Schrift hat sich wohlwollender Aufmerksamkeit und Beurtheilung weiterer Kreise zu erfreuen gehabt. Möge die gegenwärtige dazu beitragen, daß gemäß dem einstimmigen Beschlusse der Reichstags-Commission für die Justizgesetz-Novelle die wichtige Frage recht bald auch im Deutschen Reiche eine befriedigende gesetzliche Regelung finde.

Von den Bezeichnungen für die hier einander gegenübergestellten beiden Einrichtungen habe ich die geläufigsten gewählt, wenn dieselben auch das Wesen der Sache nicht vollständig treffen.

Köln, im September 1886.

Der Verfasser.

mit dem Monde wachsend und abnehmend, sind auf den alten Karten stets genannt, aber bei der großen Zahl solcher Salzseen kaum speciell zu localisiren.

Im Süden von Tripolis sind die Garamantes Ethiopes, welche Cornelius Balbus den Römern dienstbar gemacht habe; sie kennen keine Ehe (der Abschreiber hat patrimonia statt matrimonia gesetzt), die Kinder kennen nur ihre Mütter, der Vaternamen gilt nichts. Ihre Stadt ist Garama, j. Germah in Fezzan, durch den genannten Feldzug der Römer im Jahre 21 v. Chr. bekannt.

Ueber der Stadt ist die Sonne gezeichnet; Plinius, Augustinus, Isidor u. a. setzen nämlich hier die Sonnenquelle an, welche bei Tag kalt, bei Nacht heiß sein soll, und welche zum Oraculum Ammonis gehört; Garama und das Oraculum sind auf den alten Karten so nahe bei einander, daß der Irrthum leicht begreiflich ist, derselbe zeigt aber, daß schon Plinius und seine Nachfolger aus einer sehr ähnlichen Karte schöpften.

3. Die Provinz Africa, Numidien und Mauritanien.

Dieses Gebiet ist durch das vertical verlaufende Gebirge mit dem Namen Uzarae montes und Astrix mons gegen Süden, die Wüste, wohl abgegrenzt. Desertum. Hic multitudo, wo eine Menge wilder Thiere, Schlangen und wilder Esel hausen, steht links statt rechts von diesem Gebirge.

Die erste Provinz ist **Byzacena**, hier verschrieben Bethsana, mit der Metropole Adrumetum nobilis c., j. Süsa. Dann folgt **Zeugis** regio, sie heißt auch Africa vera, und ist fruchtbares Land (terra viva). Drei Legenden: Fons quidam est, Sardinia a Sardinio und Hic sunt fontes calidi, gehören nicht hierher, sondern zur Insel Sardinien, wo dem Schreiber der Raum nicht reichte. Die Städte sind Carthago Magna, die zweite Zierde des Erdkreises nach Rom; Neapolis (der Name steht über den Syrten), j. Nâbel; Utica, durch Cato's Tod berühmt, j. Bu Schatter; Turbicana, Thuburbomaius, j. Kasbat; Yppo Zarius, Hippo Diarytos, j. Bizerta.

Die dritte Provinz ist **Numidia** regio, Hic optima marmora, wo der beste Marmor gefunden wird, hat die Städte — lauter Colonieen — Besa (zu weit oben), statt Lambese, die feste römische Grenzstadt gegen die Wüste mit Legionslager; Sinada, statt Simittu, j. Ain Semit; Yppone Regio, hic fuit S. Augustinus episcopus, Hippo Regius, j. bei Bona; Mileu, j. Milah; Rufficada, statt Russicada, j. Philippeville. Die Metropole Cirta fehlt. Der Fluß

Armoniacus mit seinem Nebenfluß Odina mündet östlich von Hippo Regius, und sollte also etwas höher stehen, ebenso der nächstfolgende Ampsaga fl., dessen Name fehlt, der Grenzfluß zwischen Numidien und Mauritanien.

Von den **drei Mauritanien** steht **Sitiphensis** irrig als Fluß Stiphensis fl. zu tief; die Städte sind Stipei, statt Sitiphi, die Metropole, j. Setif; Ygil c., Igilgili, j. Igelli (Dschidschelly); Suptu, statt Tubusuptu, j. Tiklat.

Mauritania Caesariensis hat die Städte Caesarea und Neocaesaria, letzteres wohl nach der Zerstörung von Caesarea durch die Mauren unter Valens, j. Cherchel; Floriana c., unbekannt; Icosinus c., Icosium, j. Algier; Novo Oppido, j. Ain Kadra; Portus ingens, Portus Magnus, j. Arzew; unter den Fontes Calidi über Caesarea, deren Beisatz sich auf Sardinien bezieht, können doch die Aquae Calidae gemeint sein, j. Hammâm Righa. Es folgen drei ungenannte, beziehungsweise falsch benannte Flüsse. Statt Stiphensis sollte wohl Salum stehen, welcher über Portus ingens bei Siga mündet, hier aber mit dem in den Atlantischen Ocean mündenden Sala vermischt ist. Clara fl. sollte Dara heißen, und ist die oben genannte Nil-Quelle, Hic terra sorbetur, gehört ebendahin; der Fluß aber sollte Mulucha oder Malva heißen, der Grenzfluß zwischen Caesariensis und Tingitana.

In Mauritania (es heißt **Auritania**) **Tingitana** sind die Städte Ceptis, Septa, j. Ceuta an der Straße von Gibraltar; Marrogia, Marokko, j. Marrâkesch; Masilla c., beim Volksstamm der Massyli; Sala, j. Schella bei Slâ; von dieser Stadt führe ein Weg durch das Gebiet der Autoli, hier Untoli, in die Wüste der Atlantici. Vom Atlas, Athlantis montes, ist gesagt, daß hier die Astrologie zuerst ausgedacht worden sei, wozu die Höhe Anlaß gegeben habe. Die Mittelmeer-Küste Mauritanien's von der Meerenge bis Portus ingens ist mit Gebirgen versehen, was der Wirklichkeit vollständig entspricht, da die Nordküste der Tingitana keine Straße hatte, sondern nur zu Schiff zugänglich war. Hier werden die Septem montes angesetzt, auch die sieben Brüder genannt, nahe der Meerenge, wo die **Elephanten** am zahlreichsten sind. Nun folgt auf's eingehendste die Naturgeschichte der Elephanten: sie fürchten die Drachen, welche ihre Jungen tödten; sie tragen zwei Jahre, bringen nur ein Mal ein einziges Junges zur Welt, leben 300 Jahre; sie kommen nur noch in Indien und auf diesen Bergen vor; sie haben schlangenartige Rüssel; sie sind im Kriege brauchbar, wo man hölzerne Thürme auf ihnen befestigt, von welchen aus wie von einer Mauer 38 Männer mit Geschossen kämpfen; sie haben Ver-

ſtand und Gedächtniß, beachten den Lauf der Geſtirne; beim Mondſchein nämlich gehen ſie ſchaarenweiſe in die Flüſſe, ſtellen ſich hier einzeln auf und begrüßen die aufgehende Sonne mit allen möglichen Bewegungen, dann kehren ſie wieder in die Wälder zurück; ſie fürchten die Maus und fliehen vor derſelben; ſie benützen die Mandragorapflanze als Mittel gegen die Sterilität, das Weibchen nimmt zuerſt von derſelben, dann das Männchen; ſie gebären im Waſſer aus Furcht vor den Drachen.

4. Aethiopien.

Der ganze ſüdliche Streifen vom äußerſten Oſten Africa's bis zum Atlasgebirge, größtentheils vom vermeintlichen Nil begrenzt, heißt Aethiopien. Als den Römern gänzlich unbekanntes Land mußte dieſes, wie Indien, alle Fabelweſen aufnehmen, welche größtentheils von den Griechen, beſonders Kteſias und Megaſthenes, überliefert worden ſind, und welche zum alten ſtändigen Inventar der Weltkarte gehören. Die Legende Gentes Libyae Aethiopiae berichtet über die Ausdehnung von Aethiopien, die vielerlei und vielgeſtalteten Völker und wunderbaren Thiere. Aethiopien wurde eingetheilt in Aethiopia Orientalis (Name fehlt hier), Garamantes Ethiopes (in der Mitte liegend) und Ethiopia Occidentalis.

Zuoberſt im Oſten treffen wir nochmals die Ichthyophagen, welchen Alexander verboten hat, ſich von Fiſchen zu nähren. Ihr richtiger Sitz iſt ſonſt die gegenüber liegende Küſte von Carmanien. Dann kommen draco, basiliscus und aspis; der Baſilisk iſt eine Schlange, welche nur einen halben Fuß lang iſt, mit weißer Hauptbinde (mitrula), hier aber mit einer Krone verſehen, ein auf der Erde einzigartiges Uebel. Die folgende Gegend wird als Wüſte Hic sunt desertae solitudines bezeichnet und als Sitz der unmenſchlichen Formen **mißgeſtalteter Völker**; dieſelben werden gleich darunter nochmals ſpeciell aufgeführt und abgebildet, nachdem der Vogel Pelicanus mit dem bekannten Bilde vorausgegangen iſt. Die erſten kennen den Gebrauch des Feuers nicht; die zweiten haben keine Naſe, ſondern ein ganz plattes Geſicht; die dritten verwachſenen Mund, können nur durch einen Grashalm trinken; die vierten haben keine Zunge und können nur durch Gebärden ſich verſtändigen; die fünften, Syrbotae, hier Sorbetae, ſind Rieſen von zwölf Fuß (nach Plinius acht Ellen) Länge, mit Keule verſehen; die ſechsten Imperſibares, ſonſt Pſambares, bei Plinius Seſambri, haben keine Ohren, und alle ihre Vierfüßigen ſind ohne Ohren. Die ſiebenten Mauritani, von andern Maritimi genannt, haben vier Augen zum Zielen als Bogenſchützen; die achten haben ſo lange Unterlippen,

daß sie mit denselben sich gegen die Sonnenstrahlen schützen können. Neuntens folgen die Trogodytae, Troglodyten (dieselben kommen im 16. Felde nochmals vor), einen Hirsch reitend, und darunter eine Schlange, jaculus, sich um einen Baum windend; die Legende rühmt von den Trogodyten ihre Schnelligkeit, so daß sie das Wild im Laufe einholen; sonst sind sie als Schlangen-Esser und als Höhlen-Bewohner, was im 13. Felde dargestellt ist, bekannt.

Unter der linken Hand Christi kommen im 10. Felde die Artobatitae und Himantopodes; die einen fallen immer vorwärts im Gehen, die andern gehen wie Vierfüßige. Im 11. Felde sind die Psylli, welche links über dem Ibis nochmals abgebildet sind; dieses Volk existire nicht mehr (nach Plinius ist es durch die Nasamonen ausgerottet worden); es war von unglaublicher Natur; gegen Schlangengift fest (das Bild links zeigt die Zähmung der Schlangen), die einzigen Menschen, welche vom Schlangenbiß nicht starben; sie prüften die Treue ihrer Frauen, indem sie die neugeborenen Kinder den Schlangen darboten (wie das Bild zeigt), welche die Bastarde alsbald tödteten, die andern aber nicht verletzten. Das 12. Feld zeigt die Menschenfresser und Hundsköpfigen, letztere mit langer Unterlippe; das 13. den Kentauren Cheiron, den Erzieher des Achilles (Ilias 11, 831), und die schon genannten Trogodyten als Höhlen-Bewohner, mit Pfeil; das 14. Ophiofagi, Schlangen-Esser, wozu aber das Bild nicht paßt, welches einen Satyr und ein vierfüßiges Thier gibt. Das 15. Feld, in welchem eine Lücke ist, enthält den Ameisenlöwen, Myrmecoleon, als vierfüßiges Thier gezeichnet, und dann die Beschreibung und Abbildung der verschiedenen **Schlangen-Arten.** Zuerst Scytalis, deren Rücken so bunt und glänzend ist, daß sie die Beschauer in Betrachtung ihrer Farbenpracht festhält, und die vor Verwunderung Erstarrten erfaßt, während sie kriechend dieselben nicht einholen könnte. Amphisbaena hat zwei Köpfe, einen vorn und einen am Schwanz, sie geht mit beiden vorwärts, fürchtet die Kälte am wenigsten; sie ist nicht abgebildet. Das Bild von Prester fehlt; es folgen Cerastes, Coluber, Vipera, Haemorrhois. Die Sirenae (In Arabia serpentes alii) laufen schneller als Pferde, und sollen sogar fliegen (mit Flügeln abgebildet); sie sind so giftig, daß der Tod dem Schmerz vorangeht. Dann folgt die Schilderung der Verjüngung der Schlangen: Serpentes talem habent, wenn die Schlangen alt geworden und sich erneuern wollen, dann fasten sie viele Tage, daß die Haut schlaff wird, sodann drücken sie sich durch eine Felsritze hindurch und streifen die Haut ab, wie das Bild zeigt.

Das 16. Bild gibt die **Hyäne:** In Ethiopia est animal, welche

in den Gräbern wohnt und sich von den Leibern der Todten nährt, mit Abbildung; ferner ist in Aethiopien ein Thier, welches Scarx heißt; wir kennen diesen Namen nicht, das Thier erinnert etwas an die Giraffe, deren Name camelopardalis links bei einem parderartigen Thiere steht.

Das nächste Bild gibt den **Garten der Hesperiden**, Ortus Hesperidum, mit herrlichen Bäumen und Sträuchern (die goldenen Aepfel sind vergessen worden), von einem Drachen bewacht, welcher die inselartige Ausbuchtung umschließt. Endlich folgt der Vogel Strauß, strucio, in leidlich guter Abbildung, und drei Bilder ohne Legende (die Karte ist hier sehr verblaßt), sowie eine Pflanze, für welche wir die Deutung nicht kennen.

Zwischen dem großen Nilsee und dem Wüstenband ist das **Innere Africa's** durch zahlreiche Thiere bezeichnet: Hic est pantera, der Panther und viele ungeschlachte Thiere; Camelopardalis, aber das Bild gibt keine Giraffe, sondern ein Raubthier, den Parder; Parandrus, statt Tarandrus, das Rennthier mit der entsprechenden Beschreibung ist hier an gar unpassendem Platze; endlich Schlangen und vierfüßige Thiere aus Höhlen hervorbrechend. Das Bild der Garamanten über denselben haben wir in Libyen erklärt.

In der obern Abtheilung zwischen den beiden Abtheilungen des Nil sind sechs Figuren, welche nach der weiter oben unter dem Basilisk stehenden Legende die **Affen-Arten** darstellen sollen, aber mehrfach entstellt sind. Das erste Bild, Singes bezeichnet, stellt den Satyrus dar, mit Hörnern und Bocksfüßen; das zweite, als Satyrus bezeichnet, stellt die Fauni dar, Waldmenschen mit Keule und Schwanz; das dritte, Salitrix, statt Callithrix, eine Affen-Art; das vierte Garamantes; das fünfte, Siges, wiederholt, statt Sphinges, Affen; das sechste die mit Schlangen spielenden Psilli, s. o.

Die **Aethiopischen Inseln** sind zwar nicht zahlreich, aber interessant. Die beiden Inseln Malichu und Adanum sind, zusammen mit der hier fehlenden Insel Scaena und dem Indischen Vorgebirge Drepanum ursprünglich Stationen der Fahrt vom Rothen Meer (Berenice) nach Indien, sind aber auf den Karten sehr frühzeitig in den Süden von Africa versetzt worden, und dienten dann als Beweis für die Umschiffbarkeit von Africa, wie die Legende bei Malichu andeutet. Malichu ist eine Insel im Rothen Meere; Adanum, j. Aden, an der Straße von Bab el Mandeb.

Gauloe insula, wo keine Schlangen bleiben, ist die Insel Gaulos im Mittelländischen Meere, und ebenfalls sehr früh auf Karten in den Atlantischen Ocean versetzt worden; dieser Irrthum stand im Mittel-

alter so fest, daß in einer päpstlichen Verleihungs-Urkunde vom Jahre 1344 mit den Canarischen Inseln zusammengehörend Hesperidum, Cerne, Gorgones und Galeta (= Gaulos) genannt werden. Die Insula Perdita gehört der Brandanus-Legende an; St. Brandanus († 576) soll hier gelebt haben, und nachdem er sie verlassen, sei die Insel von keinem Menschen mehr aufgefunden worden, darum die Verlorene genannt. Auf dem Globus des Nürnbergers Martin Behain heißt die Insel Antilia: anno 565 n. Chr. kam St. Brandanus mit seinem Schiff auf diese Insel, hat daselbst viel Wunders gesehen und ist nach sieben Jahren wieder heimgegangen. Gordanises ist verschrieben statt Gorgades, die Behausung der Gorgonen oder behaarten Weiber, von welchen die römischen Geographen so viel fabelten, von denen Hanno zwei Bälge mitgebracht und im Juno-Tempel in Karthago zur allgemeinen Bewunderung aufgestellt habe; Hanno nennt sie Gorillarum Insula. Es handelt sich um große Affen, entweder den Schimpanse oder den 1847 entdeckten bezw. wiederentdeckten Gorilla. Die Fortunatae insulae, welche an die spanische Küste versetzt sind, haben wir bei Spanien genannt.

Damit ist unsere Rundreise auf der Ebstorfkarte wieder zu dem Ausgangspunkte, den Säulen des Herkules, zurückgekehrt.

Bedingte Verurtheilung

oder

Bedingte Begnadigung?

Von

Aul. Bachem,

Rechtsanwalt.

Köln, 1896.

Commiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift stellt sich als eine Ergänzung bezw. Fortsetzung meiner im Jahre 1894, gleichfalls als Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft, erschienenen Abhandlung über die bedingte Verurtheilung dar.

Sie setzt die Bekanntschaft mit dieser Abhandlung voraus, will die verschiedenen Stadien, welche die Frage der Einführung der bedingten Verurtheilung in unser Strafrechtssystem seitdem durchgemacht hat, in Kürze darstellen und insbesondere darthun, daß die nach dem Vorgange des Königreichs Sachsen in den deutschen Bundesstaaten neuerdings versuchte Lösung, welche an die Stelle der bedingten Strafaussetzung durch richterliches Urtheil den bedingten Strafnachlaß durch den Justizminister und die eventuelle Begnadigung durch die Krone setzt, grundsätzlich bedenklich und praktisch unausführbar ist.

Meine frühere Schrift hat sich wohlwollender Aufmerksamkeit und Beurtheilung weiterer Kreise zu erfreuen gehabt. Möge die gegenwärtige dazu beitragen, daß gemäß dem einstimmigen Beschlusse der Reichstags-Commission für die Justizgesetz-Novelle die wichtige Frage recht bald auch im Deutschen Reiche eine befriedigende gesetzliche Regelung finde.

Von den Bezeichnungen für die hier einander gegenübergestellten beiden Einrichtungen habe ich die geläufigsten gewählt, wenn dieselben auch das Wesen der Sache nicht vollständig treffen.

Köln, im September 1886.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Vorwort 3

Einleitung 7

Die bedingte Verurtheilung im preußischen Abgeordnetenhause 8

Die bedingte Verurtheilung im deutschen Reichstage 11

Die Denkschrift des Reichsjustizamtes 13

Die bedingte Begnadigung in den deutschen Bundesstaaten 19

Einwendungen gegen die bedingte Verurtheilung 29

Grundsätzliche und praktische Bedenken gegen die bedingte Begnadigung 32

Ergebniß 37

Einleitung.

Der Gedanke der bedingten Verurtheilung hat auch im Deutschen Reiche in den letzten Jahren immer mehr an Boden gewonnen. Das Wesen dieser Einrichtung besteht bekanntlich in der dem Richter durch Gesetz ertheilten Befugniß, bei Fällung eines Strafurtheils die Strafvollstreckung mit der Wirkung auszusetzen, daß die erkannte Strafe vollständig in Wegfall kommt, wenn der Verurtheilte innerhalb eines bestimmten Zeitraumes nicht wegen einer neuen strafbaren Handlung verurtheilt worden ist.

Es sind, wie Aschrott [1]), die entscheidenden Gesichtspunkte knapp zusammenfassend, bemerkt, zwei Momente, welche der Institution der bedingten Verurtheilung das allgemeine Interesse gewonnen und zu ihrer schnellen Verbreitung geführt haben. „Zunächst die Thatsache, daß die Vollstreckung kurzzeitiger Freiheitsstrafen, deren Zahl in Folge der durch die Entwickelung des Verkehrs- und Rechtslebens immer mehr zunehmenden Strafandrohungen eine sehr große ist, vielfach nicht zur Besserung der Bestraften führt, sondern vielmehr neue Strafthaten verursacht. Diese Thatsache findet ihre Erklärung einmal in dem Zustande der Gefängnisse, in denen die kurzzeitigen Freiheitsstrafen verbüßt werden und in denen die sittlich noch unverdorbenen Insassen, deren Fehltritt lediglich auf Leichtfertigkeit, Unbesonnenheit und Unerfahrenheit zurückzuführen ist, durch den Verkehr mit den ebenfalls in den Gefängnissen befindlichen wirklich gefährlichen und in allen Lastern erfahrenen Elementen der Gefahr der moralischen Ansteckung ausgesetzt sind, und sodann in der gesellschaftlichen Brandmarkung, die denjenigen trifft, der einmal »gesessen« hat, und die ihm die Möglichkeit eines ehrlichen Fortkommens nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse häufig erheblich erschwert. Aber die bedingte Verurtheilung findet ihre Begründung nicht nur in der Vermeidung dieser mit der Vollstreckung kurzzeitiger

[1]) In den Preußischen Jahrbüchern Band 84, Heft 1.

Freiheitsstrafen häufig verbundenen Uebelstände, sondern sie hat auch ihren eigenen Werth. Man argumentirt psychologisch sicherlich richtig, daß der sittlich noch unverdorbene Delinquent, wenn die Strafe, welche ihn für seinen Fehltritt von Gesetzes wegen trifft, zunächst suspendirt bleibt und ihre Vollziehung davon abhängig gemacht wird, ob er sich während einer Probefrist wohl verhält, alle Energie zusammennehmen wird, um sich der ihm vor Augen gehaltenen Vergünstigung des Straferlasses würdig zu zeigen. Das durch diesen psychologischen Zwang veranlaßte Bestreben der Selbstbeherrschung hat einen hohen erzieherischen Werth und dient daher nicht nur dem Delinquenten selbst, sondern auch dem Gemeinwohle mehr, als es selbst von dem besteingerichteten Strafvollzug zu erwarten ist."

Die bedingte Verurtheilung im preußischen Abgeordnetenhause.

Große Fortschritte hat die auf Einfügung der bedingten Verurtheilung in das deutsche Strafrechtssystem abzielende Bewegung gemacht seit das preußische Abgeordnetenhaus und der deutsche Reichstag mit der Frage befaßt worden sind.

Im preußischen Abgeordnetenhause[2]) lenkte am 13. Februar 1895, bei der Berathung des Justizetats, der Abg. Oberlandesgerichtsrath Roeren die Aufmerksamkeit des Justizministers auf die großen Vortheile dieser Einrichtung, indem er betonte, daß die Verhältnisse, wie sie im Volksleben sich entwickelt haben, mit Nothwendigkeit dazu drängten, derselben näher zu treten.

„Es ist Thatsache," so führte der genannte Abgeordnete unter anderm aus, „daß die Zunahme der Verbrechen und Vergehen und folgeweise auch der Verurtheilungen, namentlich der Verurtheilungen wegen kleinerer Vergehen von Jahr zu Jahr wachsend eine erschreckende ist, so daß die Gefängnisse nicht mehr reichen, um die ihnen Ueberwiesenen aufzunehmen. Im diesjährigen Etat der Justizverwaltung werden allein bei den außerordentlichen Ausgaben unter 19 verschiedenen Titeln ganz erhebliche Summen gefordert für Neubauten und Erweite-

[2]) Diese Verhandlungen sind bereits in der zweiten Auflage meiner Schrift über die bedingte Verurtheilung erwähnt worden. Der Verf.

rungsbauten von Gefängnissen. Dazu kommen die dauernden Ausgaben für Vermehrung des Aufsichtspersonals an den Gefangenen-Anstalten. Im Etat der Verwaltung des Innern werden allein an einzelnen jährlichen Raten für Erweiterungs- und Neubauten an Gefängnissen in diesem Jahre 1 800 000 Mark gefordert. Begründet werden diese Forderungen damit, daß überall die Zahl der Verurtheilten sich so vermehrt hat, daß die bisherigen Gefängnisse sie nicht mehr aufzunehmen vermögen, daß sich die Zahl der Gefangenen im Laufe der Zeit verdoppelt, verdreifacht, ja vervierfacht habe. Bezüglich der fünften Rate, die für den Neubau des Centralgefängnisses in Bochum gefordert wird, heißt es, daß schon jetzt während des Baues sich herausgestellt habe, daß dieses Gefängniß die ihm zu überweisenden Gefangenen nicht alle fassen könne, und deshalb schon jetzt ein weiterer Flügel gebaut werden müsse, da auch die benachbarten Justizgefängnisse und Gefangenenanstalten der innern Verwaltung sämmtlich überfüllt seien. Und die Zahl dieser Straffälle muß sich fort und fort vermehren; die zunehmende Ansammlung von Menschen in den größern Städten unter den denkbar ungünstigsten moralischen und wirthschaftlichen Verhältnissen bewirkt mit Sicherheit die Vermehrung der Straffälle und Verurtheilungen von Jahr zu Jahr, und binnen kurzem werden auch die jetzt erweiterten und neu gebauten Gefängnisse nicht mehr in der Lage sein, die ihnen Ueberwiesenen aufzunehmen. Das sind Erscheinungen, die beunruhigen müssen, und die uns zu der Frage drängen, ob denn hier nicht geholfen werden kann und wie geholfen werden kann. Es ist ganz unbestreitbar, daß die Zunahme der Vergehen ihren innern Grund in dem Niedergange der Religiosität und der Sittlichkeit hat und vielfach auch in den traurigen socialen Verhältnissen; aber eben so sicher liegt in dieser Zunahme auch der Beweis, daß das Strafsystem, wie es zur Zeit bei uns besteht, den Hauptzweck der Strafe, die Besserung, nicht in genügendem Maße erreicht."

Nachdem Redner dies des nähern dargelegt, auf die in den Nachbarländern, insbesondere in Belgien, Frankreich und England mit der bedingten Verurtheilung gemachten Erfahrungen hingewiesen und die gegen die Einrichtung geltend gemachten Hauptbedenken kurz beleuchtet hatte, ersuchte er den preußischen Justizminister, die Initiative zu ergreifen, um ein reichsgesetzliches Vorgehen im Sinne dieser Reform zu veranlassen.

Justizminister Schönstedt bemerkte in seiner Erwiderung, die von dem Abg. Roeren angeregte Frage sei innerhalb der preußischen Justizverwaltung seit 1890 (wo die Oberlandesgerichtspräsidenten und Oberstaatsanwälte, sowie die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten

ablehnende Gutachten erstatteten) in derselben Lage geblieben, und gab dann bezüglich seines eigenen Standpunktes im wesentlichen die folgenden Erklärungen ab.

„An und für sich stehe ich dem Institut der bedingten Verurtheilung keineswegs grundsätzlich ablehnend gegenüber. Ich stimme auch dem Herrn Abgeordneten Roeren darin bei, daß es zur Einführung desselben eines großen gesetzgeberischen Apparates nicht bedürfen würde. Ich glaube, daß, wenn auf irgend einem verwandten Gebiet, z. B. dem Gebiet des Strafvollzuges oder der mehrfach angeregten Hinausschiebung der Strafmündigkeit jugendlicher Personen, die Gesetzgebung in Gang gesetzt würde, auch eine eingehende, sorgfältige Erwägung dieser Frage bei einer solchen Gelegenheit nicht umgangen werden könnte. Ich gebe auch zu, daß die Zahlen, welche die belgische Statistik ergibt, etwas überaus Bestechendes haben, und gebe ferner zu, daß die Einführung der bedingten Verurtheilung für den Staat von sehr wesentlichem finanziellen Vortheile sein würde, insbesondere wenn angenommen werden könnte, daß in ähnlichem Umfange, wie es in Belgien geschieht, von der bedingten Verurtheilung Gebrauch gemacht werden würde. Ich bin trotz alledem der Ansicht, daß wir den Schritt nicht thun können, ohne weitere Erfahrungen zu sammeln. Ich glaube, die bestechenden Zahlen, die in den Jahresberichten der belgischen Regierung an die Kammern sich vorfinden, sind doch nicht maßgebend, wenn nicht noch eine längere Probezeit abgewartet wird."

Im einzelnen führte der Minister aus, daß es nicht zulässig sei, die aus der belgischen Statistik der rückfälligen bedingt Verurtheilten sich ergebenden Procentzahlen in Vergleichung zu setzen mit den durch die deutsche Criminalstatistik festgestellten Durchschnittszahlen der Rückfälligen überhaupt. (Ueber diesen Punkt verbreitet sich eingehender die später zu erwähnende Denkschrift des Reichsjustizamtes; derselbe kann daher hier außer Betracht bleiben.) Der Minister machte dann noch weitere Bedenken geltend:

„Nicht mit Unrecht ist die Besorgniß ausgesprochen worden, daß gerade in unserer Zeit, wo vielfach die Autorität des Staates und der Behörden geschwächt erscheint, oder wo wenigstens das Ansehen vor der Autorität des Staates vielfach mangelt, ein Gesetz, welches zur Folge haben würde, daß ein großer Theil strafrechtlicher Verurtheilungen nicht zur Ausführung käme, geeignet sein könnte, zu einer weitern Schwächung der staatlichen Autorität beizutragen. Ein weiteres erhebliches Bedenken, was von dem Abgeordneten Roeren nicht zur Sprache gebracht worden ist, aber auch schon eine Rolle bei den frühern Gutachten gespielt hat, ist die Gefahr, daß die Einführung der bedingten

Verurtheilung zu einer ganz ungleichmäßigen Behandlung der Angeklagten führen würde. Es ist eben lediglich in das persönliche individuelle Ermessen des Richters oder des zuständigen Gerichts, für das sich irgend welche Richtschnur gar nicht geben läßt, gestellt, ob von der Befugniß der bedingten Verurtheilung Gebrauch zu machen sei oder nicht. Und wie außerordentlich verschieden die Auffassungen der Gerichte sind, ergibt auch die belgische Statistik, welche für das Jahr 1891 unter anderm feststellt, daß von 48 Friedensgerichten, deren Bezirke zum Theil in den bevölkertsten Theilen Belgiens lagen, — daß von 48 Friedensrichtern kein Gebrauch gemacht worden sei von der Befugniß, eine bedingte Verurtheilung auszusprechen. Es läßt das schließen auf eine sehr ungleichmäßige Beurtheilung der in Betracht kommenden Fragen, und diese Wahrnehmung verdient doch auch bei der Einführung eines solchen Instituts wesentlich mit in Betracht gezogen zu werden."

Schließlich wiederholte der Minister, daß er keineswegs ablehnend dem Vorschlage gegenüber stehe und daß er insbesondere es nicht für ausgeschlossen halten würde, ihm näher zu treten, wenn es sich darum handele, einer neuen Regelung der Bestrafung jugendlicher Verbrecher näher zu treten; denn für die Anwendung auf jugendliche Verbrecher sprächen die Gründe, die für die Einführung überhaupt vorzubringen seien, in stärkerm Maße als für andere. Ob und wann es dazu kommen werde, darüber sich auszusprechen, sei er nicht in der Lage.

Im weitern Verlauf der Erörterung bekannten sich die Abg. Kirsch und Parisius als Anhänger der bedingten Verurtheilung, während der Abg. Klasing auf dem Standpunkte des preußischen Justizministers zu stehen erklärte.

Die bedingte Verurtheilung im deutschen Reichstage.

In der Sitzung des deutschen Reichstages vom 21. März 1895 sprach sich der Abg. Bassermann, unter Bezugnahme auf die am 7. und 8. April 1893 in Berlin stattgehabten Verhandlungen der Landesgruppe Deutsches Reich der internationalen criminalistischen Vereinigung dahin aus, daß man bei jugendlichen Personen mit dem Institute der bedingten Verurtheilung einen Anfang machen könnte. Der Abg. Dr. Bachem meinte demgegenüber: wenn man dem Gedanken näher trete, dann solle man ihm auf einer breitern Basis näher treten, und zwar

auf der Basis, daß man für alle Kategorien von Verbrechen, vielleicht von gewissen ganz schweren Verbrechen abgesehen, die Form der bedingten Verurtheilung in's Auge fasse.

Auf das an den Staatssecretair des Reichsjustizamtes Dr. Nieberding gerichtete Ersuchen, „die Auffassung, welche im Reichsjustizamt zu Tage gekommen ist," mitzutheilen, gab dieser die nachstehende Erklärung ab: „Ich glaube, ich brauche dem Herrn Vorredner wohl nicht erst zu versichern, daß die Frage der bedingten Verurtheilung, welche in einigen Nachbarländern bereits eine gesetzgeberische Lösung gefunden hat, und welche bei uns nicht nur in der Theorie, sondern auch in praktischen Kreisen lebhaft erörtert wird, auch in der Reichsjustizverwaltung mit allem Ernste geprüft und verfolgt wird. Allerdings kann ich nicht sagen, daß wir, was die Lösbarkeit dieser Frage betrifft, so sanguinisch denken, wie in manchen juristischen Kreisen bei uns darüber gedacht wird. Es ist zweifellos, daß, wenn es gelingt, die bedingte Verurtheilung in einer praktischen, brauchbaren Gestalt in das Leben einzuführen, damit nicht nur, wenn ich so sagen soll, für die moralische Sicherung der Bestraften ein großer Gewinn erhofft werden darf, sondern daß auch eine erhebliche Entlastung der Gefängnisse eintreten würde, was nach der Seite einer Erleichterung des Strafvollzuges wie nach der finanziellen Seite hin in's Gewicht fällt. Aber, wenn in andern Staaten, namentlich in Belgien, die Sache bis jetzt auf Grund der dort vollzogenen gesetzlichen Regulirung leidlich gegangen ist, so glaube ich, daß einmal die kurze Zeit, während der die einschlagende Gesetzgebung dort in Wirksamkeit sich befindet, — ich glaube, in Belgien ist es seit 1888 oder 1889, — nicht ausreicht, um ein abschließendes Urtheil über die Frage zu gewinnen, und daß auf der andern Seite Deutschland in seiner weiten Ausdehnung doch so erheblich andere Verhältnisse darbietet, daß man nicht wird sagen können, daß Einrichtungen, die sich in einem kleinern Lande bewährt haben, ohne weiteres sich für unsere weit größern Verhältnisse bewähren würden. Ich möchte auf einen Punkt dabei besonders aufmerksam machen: das ist die Frage der Controle der zwar verurtheilten, aber zunächst nicht zum Strafvollzug gebrachten Personen. Eine solche Controle ist z. B. in Belgien verhältnißmäßig leicht durchzuführen; bei uns in Deutschland hat die Sache ein ganz anderes Gesicht. Wir haben allerdings die Strafregister mit ihren Vermerken über die bestraften Personen, um daraus eine Controle zu entnehmen; wir haben sie aber nur bezüglich der wegen Vergehen oder Verbrechen Bestraften, nicht — abgesehen von einzelnen bestimmten Uebertretungen — für die Personen, welche bestraft sind wegen Uebertretungen, und wenn wir mit der bedingten Verurtheilung einen Anfang machen wollen, werden wir doch

unter allen Umständen den Kreis der leichtern Strafthaten, also auch der Uebertretungen, zunächst in den Bereich des neuen Gesetzes ziehen müssen. Da liegt aber gerade die Schwierigkeit vor, die ich angedeutet habe. Ich sage das nicht, um eine weitere Verfolgung des Gedankens abzuwehren, dessen moralische, politische und finanzielle Bedeutung ich anerkenne; ich sage es bloß, um zu rechtfertigen, wenn die Reichsjustizverwaltung zunächst noch abwartend dem ganzen Problem gegenübersteht."

Der Abg. Beckh betonte demgegenüber, daß das System der bedingten Verurtheilung in andern Ländern schon eine Reihe von Jahren in Wirksamkeit sei; daß schon 1890 der deutsche Juristentag sich in seiner Versammlung zu Köln mit dieser Frage beschäftigt und mit großer Majorität für die bedingte Verurtheilung sich ausgesprochen habe. Es sei also schon damals Veranlassung gewesen, daß man diese wichtige Frage hätte in's Auge fassen sollen. Einer Anregung des Abg. Spahn entsprechend, ertheilte hierauf der Staatssecretair des Reichsjustizamtes die Zusage, daß dem Reichstage in der nächsten Session eine Denkschrift vorgelegt werden solle, welche in übersichtlicher Form die Erfahrungen mittheile, die in unsern Nachbarländern mit der bedingten Verurtheilung bis dahin gemacht seien.

Die Denkschrift des Reichs-Justizamtes.

Unterm 15. Januar dieses Jahres wurde dem deutschen Reichstage die vom Staatssecretär des Reichs-Justizamtes in Aussicht gestellte Denkschrift*) unterbreitet. Dieselbe umfaßt 100 Druckseiten und behandelt: Belgien, Frankreich, Luxemburg, Portugal, Norwegen, Massachusetts, England, Canada, Neu-Seeland, Queensland, Victoria, West-Australien und Neu-Süd-Wales.

Weitaus den breitesten Raum nimmt in dem Actenstücke Belgien ein (38 Seiten). Während die Mittheilungen über die Anwendung der einschlägigen Gesetze für die übrigen Länder ohne Kritik gegeben werden, sind zu der belgischen Statistik der bedingten Verurtheilungen für die Jahre 1888 bis 1894 „Bemerkungen" hinzugefügt. Dieselben fassen

*) „Zusammenstellung ausländischer Gesetze betreffend die bedingte Verurtheilung und amtlicher Mittheilungen über die Anwendung dieser Gesetze", No. 90 der Drucksachen des Reichstages, 9. Legislaturperiode, IV. Session 1895/96.

den wesentlichen Inhalt des in den belgischen Berichten vorliegenden statistischen Materials in vier Uebersichten zusammen.

Die erste dieser Uebersichten enthält die Zahl aller Verurtheilungen überhaupt, der bedingten Verurtheilungen, sowie eine Rückfallstatistik für die Jahre 1883 bis 1892, und gelangt zu folgenden Ergebnissen.

„In Betracht kommen hier der Hauptsache nach nur die tribunaux correctionnels und die tribunaux de police.

„Von den tribunaux correctionnels wurden in den Jahren 1890 bis 1894 235 351 Verurtheilungen ausgesprochen. Da sich hierunter 209 956 Fälle befanden, bei denen die erkannte Strafe sechs Monate Gefängniß nicht überstieg, so ergibt sich, daß in 89,2 % aller Fälle die Höhe der erkannten Strafe für eine Anwendung der bedingten Verurtheilung Raum ließ. Die Zahl der Verurtheilungen bei den tribunaux de police betrug im gleichen Zeitraum 697 795. Von den tribunaux correctionnels und de police zusammengenommen sind hiernach in den Jahren 1890 bis 1894 933 146 Verurtheilungen ausgesprochen worden. In 907 751 oder 97,3 % dieser Fälle war die Anwendung der bedingten Verurtheilung zulässig. Streng genommen müßten allerdings noch diejenigen Fälle in Abzug gebracht werden, in denen die bedingte Verurtheilung wegen der Vorbestrafungen des Verurtheilten ausgeschlossen war. Hierüber ist jedoch aus dem von der belgischen Regierung veröffentlichten statistischen Material nichts zu entnehmen.

„Unter den erwähnten 907 751 Fällen, in denen die Höhe der erkannten Strafe einer bedingten Verurtheilung nicht entgegenstand, befinden sich 170 958, in denen auf bedingte Verurtheilung erkannt wurde. Dies ergibt einen Procentsatz von 18,8. Der Procentsatz der thatsächlichen Anwendung ist bisher in andauernder Steigerung begriffen. Er betrug im Jahre 1890 nur 9,0, dagegen im Jahre 1894 27,5, und hat sich sonach im Laufe von vier Jahren mehr als verdreifacht. Die bedingte Verurtheilung ist in den Jahren 1890 bis 1894 bei den tribunaux correctionnels verhältnißmäßig häufiger gewesen als bei den tribunaux de police. Bei den erstern wurde gegenüber 209 956 Fällen, bei denen die bedingte Verurtheilung Anwendung finden konnte, in 66 259 Fällen auf bedingte Verurtheilung erkannt, bei den letztern treffen auf 697 795 Verurtheilungen nur 104 699 bedingte Verurtheilungen. Bei den tribunaux correctionnels beträgt hiernach der Procentsatz der Anwendung 31,6, bei den tribunaux de police nur 15. Dagegen war die Zunahme hinsichtlich des Umfangs der Anwendung bei den tribunaux de police größer als bei den tribunaux correctionnels. Der Procentsatz der Anwendung stieg in den Jahren 1890 bis 1894

bei den tribunaux de police von 5,3 auf 24,3 bei den tribunaux correctionnels dagegen von 21,6 auf 38,4. Die Häufigkeit der Anwendung der bedingten Verurtheilung hat sich also bei den tribunaux de police beinahe verfünffacht, bei den tribunaux correctionnels noch nicht verdoppelt.

„Bei den tribunaux correctionnels und de police zusammengenommen ergaben sich während des ganzen, sechs Jahre und sieben Monate umfassenden Zeitabschnitts seit dem Inkrafttreten des Gesetzes 6018 Rückfälle. Da in dem gleichen Zeitraum in 184153 Fällen auf bedingte Verurtheilung erkannt wurde, so beträgt der Procentsatz der Rückfälle nach den bisherigen Feststellungen 3,3. Der Procentsatz ist bei den tribunaux correctionnels bedeutend größer, als bei den tribunaux de police. Er beläuft sich bei erstern auf 6,1 (4567 Rückfälle auf 74955 bedingte Verurtheilungen), bei letztern auf 1,3 (1451 Rückfälle auf 109198 bedingte Verurtheilungen)."

Dann führen die „Bemerkungen" aus: Die Höhe des in dieser Weise berechneten Procentsatzes gewähre jedoch kein zutreffendes Bild des Erfolges der bedingten Verurtheilungen.

„Für einen großen Theil der in dem gedachten Zeitabschnitt ausgesprochenen bedingten Verurtheilungen war die Bewährungsfrist, die nach dem Gesetze vom 31. Mai 1888 bis auf fünf Jahre ausgedehnt werden kann, am Schlusse des Jahres 1894 jedenfalls noch nicht abgelaufen. Werden diesem Theile auch nur die in den Jahren 1893 und 1894 ausgesprochenen bedingten Verurtheilungen zugerechnet, so ist das Ergebniß, daß die größere Hälfte der seit dem Inkrafttreten des Gesetzes erkannten bedingten Verurtheilungen sich Ende 1894 noch in der Schwebe befand. Es ist hiernach nicht ausgeschlossen, daß bei der weitern statistischen Beobachtung der Procentsatz der Rückfälle doppelt so groß wird, als es nach den bisherigen Berechnungen den Anschein hat. Ein sicheres Urtheil hierüber wäre nur zu gewinnen, wenn in der belgischen Statistik für die Zahl 1. der festgestellten Rückfälle, 2. der Fälle, in denen die Bewährungsfrist ohne Rückfall abgelaufen war, und 3. der Fälle, bei welchen am Ende des Jahres die Bewährungsfrist noch nicht abgelaufen war, getrennte Nachweisungen gegeben würden, woran es zur Zeit mangelt. Die Zahl der bedingt Verurtheilten, welche innerhalb der Bewährungsfrist rückfällig wurden, läßt sich aber überhaupt nicht ohne weiteres zur Schlußfolgerung hinsichtlich des Einflusses der bedingten Verurtheilung auf die Rückfälligkeit benutzen. Insbesondere kann, wie dies keiner weitern Ausführung bedarf, das Verhältniß dieser Zahl zur Gesammtzahl der bedingt Verurtheilten nicht etwa mit dem Verhältniß in Beziehung gebracht werden, welches sich für einen be-

stimmten frühern Zeitabschnitt aus dem Vergleiche zwischen der Zahl der vorbestraften Verurtheilten und derjenigen aller Verurtheilten ergibt. Nach den Grundsätzen einer genauen Statistik wäre es vielmehr erforderlich, die Zahl der Rückfälle für die Personen, bei denen eine bedingte Verurtheilung nicht stattgefunden hat, durchaus in derselben Weise zu berechnen, wie für die bedingt Verurtheilten. Zu dem Behufe müßten aus der Zahl jener Personen diejenigen ermittelt werden, welche während des bei den bedingt Verurtheilten zu Grunde gelegten Zeitabschnitts erstmals, und zwar zu einer sechs Monate Gefängniß nicht übersteigenden Strafe, verurtheilt sind, und es wäre dann weiterhin die Zahl der Rückfälle festzustellen, welche auf die so ermittelten Personen innerhalb eines der Bewährungsfrist entsprechenden Zeitraums treffen. Indessen würde auch der hiermit gewonnene Vergleich der Rückfälligkeit bedingt verurtheilter und nicht bedingt verurtheilter Personen immer noch nicht geeignet sein, über den Einfluß der bedingten Verurtheilung auf die Rückfälligkeit ein zuverlässiges Urtheil zu gewähren. Denn die Rückfälligkeit der nicht bedingt Verurtheilten muß trotz der für die Dauer der Strafverbüßung den Rückfall beinahe ausschließenden Wirkung der Freiheitsstrafen schon um deswillen eine bedeutend höhere sein, als die Rückfälligkeit der bedingt Verurtheilten, weil die erstere Kategorie der Verurtheilten naturgemäß die schlechtern, die letztere dagegen die bessern Elemente enthält. Der Einfluß der bedingten Verurtheilung auf die Häufigkeit der Rückfälle wäre nur dann mit Sicherheit festzustellen, wenn in der belgischen Statistik für die Zeit vor dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 31. Mai 1888 Erhebungen vorlägen über den Umfang, in welchem die erstmalig und zwar zu einer sechs Monate Gefängniß nicht übersteigenden Strafe Verurtheilten binnen eines Zeitraums von nicht mehr als fünf Jahren rückfällig wurden, und wenn entsprechende Erhebungen nach dem Erlaß des Gesetzes vom 31. Mai 1888 fortgesetzt worden wären. Hiernach kann aus den Mittheilungen des belgischen Justizministeriums über die Anwendung des Gesetzes vom 31. Mai 1888 ein Urtheil darüber nicht gewonnen werden, welche Wirkungen die Anwendung des Gesetzes auf den Umfang der Rückfälligkeit ausgeübt hat."

Die Bemerkungen berücksichtigen dann noch die „allgemeinen Nachweisungen der belgischen Criminalstatistik". Amtliche Veröffentlichungen hierüber lägen allerdings nur bis zum Jahre 1892 vor; danach könne immerhin für einen Zeitraum von vier Jahren und sieben Monaten nach dem Inkrafttreten des Gesetzes festgestellt werden, ob sich die Wirkungen, welche man sich in Belgien von der Einführung der bedingten Verurtheilung versprach, nämlich eine Verminderung der allgemeinen Crimi-

nalität und insbesondere eine Abnahme der Rückfälligkeit, in den criminalstatistischen Zahlen bereits bemerkbar machen.

Nach der ersten der mitgetheilten Tabellen wurden auf 1000 Personen im Königreich Belgien durch die Schwurgerichtshöfe oder die Zuchtpolizeikammern verurtheilt: 1883 6,5; 1884 6,6; 1885 6,6; 1886 6,8; 1887 6,7; 1888 6,7; 1889 6,7; 1890 6,7; 1891 7,2; 1892 8,1; 1883/87 6,7; 1888/92 7,1.

Eine zweite Tabelle gibt den Procentsatz der Rückfälligen für denselben Zeitraum. Danach wurden auf 100 000 Personen im Königreich Belgien rückfällig „en matière correctionnelle“ (in Strafsachen, welche zur Competenz der Zuchtpolizeikammern gehören): 1883 29,8; 1884 34,6; 1885 35,4; 1886 34,4; 1887 36,0; 1888 39,3; 1889 31,1; 1890 38,1; 1891 41,4; 1892 51,4; 1883/87 34,0; 1888/92 40,5.

Die fraglichen beiden Tabellen sind laut der Denkschrift auf Grund der Nachweisungen aufgestellt, welche in dem vom königlich belgischen Ministerium des Innern jährlich herausgegebenen Annuaire statistique de la Belgique enthalten sind.

Die „Bemerkungen“ sagen dann anknüpfend an dieselben: „Von den berücksichtigten zehn Jahren fallen die ersten fünf in die Zeit vor, die letzten fünf Jahre, mit Ausnahme der ersten fünf Monate (1. Januar bis 31. Mai 1888), in die Zeit nach Einführung der bedingten Verurtheilung. Die Tabellen ergeben für das zweite Jahrfünft sowohl absolut als relativ eine erhebliche Zunahme der Verurtheilten wie auch der Rückfälligen. Ob diese Zunahme mit der Einführung der bedingten Verurtheilung oder mit andern Ursachen zusammenhängt, entzieht sich der Beurtheilung. Nur so viel wird mit einiger Sicherheit angenommen werden können, daß der von der bedingten Verurtheilung erhoffte günstige Einfluß auf die Criminalität und auf den Umfang der Rückfälligkeit bis zum Ende des Jahres 1892 noch nicht eingetreten war.“

Aus der zweiten der in der Denkschrift wiedergegebenen Uebersichten erhellt, bei welchen Arten der strafbaren Handlungen die bedingte Verurtheilung vorzugsweise zur Anwendung gelangte. Die dritte Uebersicht zeigt, in welchem Umfange die bedingte Verurtheilung Anwendung gefunden hat, je nachdem es sich um Gefängniß oder um Geldstrafe handelte. (Diese beiden Uebersichten können hier außer Betracht bleiben.)

Die vierte Uebersicht bringt zur Darstellung, inwieweit hinsichtlich der Häufigkeit des Gebrauchs der bedingten Verurtheilung Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Bezirken Belgiens hervorgetreten sind. Zu diesem Zweck ist die Zahl der in den einzelnen Arrondissements und in den Bezirken der drei Appellhöfe während der Jahre 1890 bis 1894

ausgesprochenen bedingten Verurtheilungen ersichtlich gemacht. Ferner ist die Gesammtzahl der in diesen fünf Jahren erkannten bedingten Verurtheilungen mit der Zahl der Fälle in Vergleich gestellt, in denen auf eine sechs Monate Gefängniß nicht übersteigende Strafe erkannt wurde, und danach der Procentsatz der Anwendung für die einzelnen Bezirke berechnet. Das Ergebniß ist folgendes:

„Unter den Bezirken der drei Appellhöfe Brüssel, Gent und Lüttich treten erhebliche Verschiedenheiten nicht hervor. Der Procentsatz der Anwendung bewegt sich zwischen 17,4 % (Brüssel) und 20,7 % (Lüttich), entfernt sich also nirgends in erheblicher Weise von dem 18,8 % betragenden Durchschnitte. Bedeutender sind die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Arrondissements. Während der Procentsatz sich in einigen Bezirken kaum über 10 % erhebt, steigt er in andern bis nahe an 40 %. Sehr große Verschiedenheiten zeigen sich mehrfach gerade bei benachbarten Bezirken. So ist die bedingte Verurtheilung am seltensten in Gent (10,8 %), am häufigsten in dem benachbarten Bezirke Audenaerde (39,7 %) zur Anwendung gekommen. Ferner beträgt der Procentsatz der Anwendung in Brüssel nur 11,6, in dem gleich daneben gelegenen Bezirke Löwen 39,4. Auffallend ist die Erscheinung, daß in den vier größten Bezirken, nämlich in den Arrondissements von Brüssel, Antwerpen, Gent und Lüttich, die Anwendung am geringsten ist (11,6, 15,7, 10,8 und 13,8 %), während die kleinen Bezirke sich im allgemeinen durch hohe Procentsätze auszeichnen. Diese Verschiedenheiten dürften weniger mit der Neuheit der Einrichtung und der nicht überall gleichen Schnelligkeit ihrer Einbürgerung, als mit besondern örtlichen Verhältnissen im Zusammenhang stehen. Denn die Unterschiede scheinen sich im Laufe der Jahre nicht nur nicht auszugleichen, sondern eher noch zu verstärken. Berechnet man den Procentsatz der Anwendung für das letzte Jahr (1894) allein, so ergibt sich, daß auch hier die bedingte Verurtheilung in Gent am seltensten (16,0 %), in Audenaerde am häufigsten (55,3 %) Anwendung fand. Während aber der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Procentsatze im Zeitabschnitt 1890/94 nur 28,9 beträgt, steigt er im Jahre 1894 auf 39,3."

Die bedingte Begnadigung in den deutschen Bundesstaaten.

Nach den Erklärungen des preußischen Justizministers und des Staatssecretairs des Reichsjustizamtes durfte man nicht erwarten, daß alsbald eine gesetzgeberische Initiative zur Einfügung der bedingten Verurtheilung in das deutsche Strafrechtssystem werde ergriffen werden.

Schon im Laufe des Jahres 1895 ging man aber in mehrern deutschen Bundesstaaten dazu über, dieser Einrichtung auf dem Verordnungswege näher zu treten.

Das Königreich Sachsen machte den Anfang mit der folgenden (in ihrem Wortlaute unseres Wissens bisher noch nicht bekannt gewordenen) Verordnung an die Landgerichte, die Staatsanwaltschaften bei den Landgerichten, die Amtsgerichte und die Amtsanwaltschaften.

„In den letzten Jahren sind vielfach in Wort und Schrift beachtenswerthe Vorschläge zur wirksamen Bekämpfung des jugendlichen Verbrecherthums gemacht worden. Sie haben aber, auch soweit sie sich nicht überhaupt als unausführbar erweisen, kaum Aussicht, in näherer Zeit durch die Gesetzgebung verwirklicht zu werden. Mit Allerhöchster Genehmigung hat daher das Justizministerium beschlossen, zunächst versuchsweise Bestimmungen zu treffen, von denen es annimmt, daß sie die Ziele fördern werden, die jene Vorschläge erstreben, deren Erreichung durch die Gesetzgebung aber zur Zeit nicht erwartet werden kann.

„Die getroffenen Bestimmungen sind von dem Grundgedanken beherrscht, daß es nöthig sei, wie bei Bearbeitung von Strafsachen im allgemeinen, so besonders bei Beurtheilung von Strafthaten jugendlicher Personen die Umstände des einzelnen Falles eingehend zu prüfen. Von hervorragender Wichtigkeit erscheint es, die Ursachen zu erforschen, als deren Wirkung die Begehung der Strafthat sich darstellt. Je nach der Beschaffenheit der Wurzeln, aus denen die Auswüchse hervorgegangen sind, ist das Mittel zu ihrer Unterdrückung zu wählen.

„Abgesehen von Ausnahmefällen lassen sich nach den Ursachen zwei große Gruppen von Strafthaten jugendlicher Personen unterscheiden. Die eine Gruppe umfaßt die Strafthaten, die einer fehlerhaften, den Hang zum Bösen in sich schließenden Charakter-Anlage oder der Verwahrlosung der Erziehung entsprungen sind; die zweite Gruppe aber die Strafthaten

deren innerer Grund in Leichtsinn, Unbesonnenheit und Unerfahrenheit sowie Verführung durch andere zu suchen ist.

„Für die erste Gruppe gilt es, eine gründliche Aenderung der sittlichen Anschauungs- und Denkweise durch zweckmäßige und andauernde Einwirkung auf den Charakter in Gestalt einer geordneten Nach-Erziehung herbeizuführen und so zu verhindern, daß sich der jugendliche Thäter zum Gewohnheits-Verbrecher entwickele. Dieses Ziel läßt sich mit den zur Zeit verfügbaren Mitteln nur dadurch erreichen, daß die gesetzlich gebotene Gelegenheit zur Herbeiführung einer fortdauernden, planmäßigen erzieherischen Einwirkung in einer dazu eingerichteten Anstalt gehörig ausgenutzt werde. Von den Gerichten ist dies häufig in der Weise erstrebt worden, daß überall da, wo es nach der sonstigen Beschaffenheit des Falles angängig erschien, auf eine entsprechend lange, in einer Landes-Strafanstalt zu verbüßende Strafe erkannt worden ist. Das Justizministerium kann dies nur billigen, ist aber im übrigen verfassungsmäßig behindert, etwas weiteres in dieser Hinsicht zu verfügen. Dagegen stehen ihm andere Mittel in Bezug auf die oben erwähnte zweite Gruppe zur Verfügung. Bei den zu dieser gehörigen Strafthaten handelt es sich um Ertheilung einer ernsten Warnung, die in der Regel bei einem noch nicht verdorbenen jugendlichen Gemüthe ihre Wirkung nicht verfehlen wird und die schon in einer gerichtlichen Verurtheilung erblickt werden kann, sowie in Gewährung der Möglichkeit, Reue und Besserungsvorsatz durch längere gute Führung zu bethätigen und hierdurch Aussicht auf einen Allerhöchsten Gnadenact in Bezug auf die erkannte Strafe zu erlangen. Durch diese Mittel wird der jugendliche Thäter zu sittlichem Ernst und Wohlverhalten angespornt, zugleich aber werden die bedenklichen Nebenwirkungen beseitigt, die aus der Vollstreckung kurzzeitiger Freiheitsstrafen in den für Erziehungszwecke weniger geeigneten Gerichtsgefängnissen drohen. Das Justizministerium hält es daher für die Fälle, in denen nur jugendlicher Leichtsinn, Unerfahrenheit, Unbesonnenheit oder Verführung zur Begehung der Strafthat veranlaßt haben und in denen Besserung und künftige gute Führung mit einiger Sicherheit erhofft werden dürfen, für geboten daß der Strafvollzug zunächst auf längere Zeit aufgeschoben und hierdurch dem Verurtheilten die Füglichkeit verliehen werde, sich durch Fernhalten von weitern Strafthaten und durch sonstige Bewährung als gnadenwürdig zu erweisen.

„Die vorstehenden Erwägungen treffen zwar in der Regel und in vollem Umfange nur für jugendliche Personen zu. Allein mit gewissen Einschränkungen lassen sie sich auch auf Erwachsene ausdehnen; auch für diese kann sich ausnahmsweise ein längerer Strafaufschub

namentlich kurzzeitiger Freiheitsstrafen mit der Möglichkeit der Bewährung und der Aussicht auf einen künftigen Gnadenact als den Interessen der Rechtspflege förderlicher darstellen, als der sofortige Strafvollzug.

„Weiter erscheint es sogar nicht ganz ausgeschlossen, daß in einzelnen besonders gearteten Fällen ein längerer Aufschub der Strafverfolgung mit der Füglichkeit, durch andauernde gute Führung einige Aussicht auf gnadenweise Niederschlagung der Untersuchung zu erlangen, bewilligt werde. Namentlich wird dies für die leichtern Straffälle gelten können, in denen schon die Durchführung des Strafprocesses voraussichtlich einen so ungünstigen Einfluß ausüben würde, daß dieser Nachtheil höher zu veranschlagen wäre, als das Interesse der Rechtspflege an der Verurtheilung des Thäters. Die Befürchtung ist erfahrungsgemäß begründet, daß aus einzelnen Untersuchungs-Maßregeln, namentlich aus der in der Regel öffentlichen Hauptverhandlung mit den meist unvermeidlichen Zeitungsberichten für die jugendlichen Angeklagten so schwerwiegende Gefahren erwachsen, daß hierzu der aus einer Durchführung der Untersuchung zu erwartende Nutzen für die Strafrechtspflege in einem bedenklichen Mißverhältnisse stehen würde. Ganz ausnahmsweise können dieselben Erwägungen auch einer sofortigen Strafverfolgung Erwachsener entgegenstehen.

„Mit Allerhöchster Genehmigung hat das Justizministerium auf Grund der vorstehenden Erwägungen folgende zur Ausführung der in's Auge gefaßten Ziele dienende Bestimmungen, denen bis auf weitere Anordnung nachzugehen ist, getroffen.

„1. Die Strafvollstreckungs-Behörden haben in allen Fällen, in denen jugendliche, d. h. solche Personen, die zur Zeit der Begehung der zur Verurtheilung gezogenen That zwar das zwölfte, aber noch nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatten, zu Freiheitsstrafen verurtheilt worden sind, zu prüfen und Entschließung zu fassen, ob wegen Erwirkung eines längern Aufschubs der Strafvollstreckung zum Zwecke der Ermöglichung einer Bewährung durch gute Führung Bericht an das Justizministerium zu erstatten sei. Zur Vorbereitung der Entschließung sind, soweit etwa die nähern Umstände des Falles und die persönlichen Verhältnisse des Verurtheilten in den oben angegebenen Richtungen noch nicht genügend erörtert sind, z. B. bei Erlaß von Strafbefehl oder bei mangelhafter Feststellung in der Hauptverhandlung, zunächst die nothwendigen Erörterungen vorzunehmen.

„2. Unabänderliche, feste Grundsätze, nach denen bei der unter 1 vorgeschriebenen Prüfung zu verfahren wäre, lassen sich bei der Vielgestaltigkeit der einzelnen Fälle nicht aufstellen. Es ist im wesentlichen

Sache des Pflichtgefühls, des Wohlwollens und des Taktes der Strafvollstreckungs-Behörde, darüber zu befinden, ob ein Fall der Berichterstattung gegeben sei oder nicht. Es sind jedoch in jedem einzelnen Falle die nachstehend hervorgehobenen allgemeinen Gesichtspunkte bei der Prüfung und Entschließung in's Auge zu fassen.

„a) Von besonderer Wichtigkeit ist die Frage, ob sich der Verurtheilte bereits früher überhaupt einer Strafthat, insbesondere aber einer gleichartigen Strafthat schuldig gemacht und hierdurch oder durch schlechte Führung im Hause, in der Schule, in der Lehre, in einer Arbeitsstellung oder sonst Anlaß zu der Befürchtung gegeben habe, daß keine Aussicht auf künftige tadellose Führung vorhanden sei, und daß daher ein Aufschub der Strafvollstreckung nur zu einer Verschleppung des doch früher oder später vorzunehmenden Strafvollzugs führen würde.

„b) Von ähnlicher Bedeutung ist die Frage, ob sich der Verurtheilte in einer Umgebung oder überhaupt in Verhältnissen befinde, in denen sich Besserung nicht erwarten läßt, und ob begründete Hoffnung vorhanden sei, daß sich eine Aenderung der Verhältnisse mit dem Erfolge herstellen lassen werde, daß die Aussichtslosigkeit der Maßregel nicht mehr befürchtet zu werden braucht.

„c) Weiter ist zu erörtern, ob etwa das Interesse des Verurtheilten selbst oder einer andern Privatperson oder auch einer Behörde der Maßregel entgegenstehe. Möglicherweise ist bei dem Verurtheilten, seinem gesetzlichen Vertreter oder einem nahen Angehörigen der Wunsch vorhanden, daß die erkannte Strafe ohne Aufschub vollstreckt werde, damit der Verurtheilte in seinem weitern Fortkommen nicht durch die Möglichkeit einer noch bevorstehenden Strafvollstreckung gehemmt werde. Es kann dies beispielsweise vorkommen, wenn die Unterbringung des Verurtheilten in eine Lehre oder die Ableistung der Militairpflicht bevorsteht. Unter Umständen kommt aber auch ein überwiegendes Interesse des Verletzten, insbesondere des Privat- und Nebenklägers oder auch der Vormundschaftsbehörde oder einer Verwaltungs- namentlich der Schulbehörde an der alsbaldigen Strafvollstreckung in Betracht. Es sind daher stets der Verurtheilte und sein gesetzlicher Vertreter, sowie in geeigneten Fällen die bezeichneten Privatpersonen und Behörden mit ihren etwaigen Einwendungen und Anträgen zu hören. Hierbei ist darauf Bedacht zu nehmen, daß nicht unnütze Hoffnungen bei den Betheiligten erweckt werden. Die Eröffnung hat sich daher darauf zu beschränken, daß Bericht an das Justizministerium wegen Gewährung eines längern Aufschubs der Strafvollstreckung erstattet werden solle und daß das Justizministerium hierüber Entschließung fassen und, falls diese

beifällig sein würde, anderweite Berichterstattung nach Ablauf der zu setzenden Frist anordnen werde.

„3. Nach Abschluß der Erörterungen und der Prüfung hat die Strafvollstreckungs-Behörde, dafern sie genügenden Anlaß zur Befürwortung eines längern Strafaufschubs findet, hierüber unter Angabe der Gründe und Einsendung aller Unterlagen Bericht an das Justizministerium zu erstatten. Gelangt die Strafvollstreckungs-Behörde zu der Ansicht, daß eine Ausnahmeregel nicht geboten sei, so bedarf es einer Berichterstattung nicht.

„4. Bis zum Eingange der Verfügung des Justizministeriums ist die Strafvollstreckung vorläufig auszusetzen. Etwa inzwischen hervortretende Umstände, die für die Entschließung des Justizministeriums von Einfluß sein könnten, sind diesem nachträglich anzuzeigen. Dasselbe hat zu geschehen, wenn etwa noch vor der Eröffnung einer beifälligen Entschließung an die Betheiligten solche Umstände der Strafvollstreckungs-Behörde bekannt werden. Genehmigt das Justizministerium die vorgeschlagene Maßregel nicht, so treten die geltenden Bestimmungen über den Strafvollzug ein. Bewilligt dagegen das Justizministerium den vorgeschlagenen längern Aufschub, so ist diese Entschließung den Betheiligten, soweit sie vorher gehört worden sind, bekannt zu machen. Dem Verurtheilten ist hierbei die Verpflichtung, während der ihm gewährten Aufschubsfrist jeden etwaigen Wohnungswechsel sofort der Vollstreckungs-Behörde anzuzeigen, unter der Androhung aufzuerlegen, daß eine Verletzung dieser Verpflichtung die sofortige Zurücknahme des Strafaufschubs zur Folge haben würde.

„5. Sobald die Strafvollstreckungs-Behörde während des Laufs der vom Justizministerium bewilligten Aufschubsfrist Kenntniß davon erhält, daß der Verurtheilte die ihm auferlegte Verpflichtung zur Anzeige des Wohnungswechsels verletzt habe, oder daß Umstände eingetreten seien, die der Befürwortung des Aufschubs entgegengestanden haben würden, so hat sie umgehend Bericht an das Justizministerium zu erstatten.

„6. Ist die gewährte, vom Tage der die Gewährung aussprechenden Verordnung zu berechnende Frist abgelaufen, ohne daß sich ein Anlaß zur Rücknahme des Aufschubs ergeben hat, so ist zur Vorbereitung der weitern Berichterstattung zu erörtern, ob der Verurtheilte inzwischen eine weitere Strafthat begangen oder sich sonst schlecht geführt habe. In der Zwischenzeit findet keinerlei Ueberwachung des Verurtheilten statt. Bei der Erörterung nach Fristablauf hat sich die Vollstreckungs-Behörde namentlich durch Anfrage bei der Polizeibehörde des Wohnorts und, wenn der Verurtheilte an mehrern Orten gewohnt hat, bei sämmtlichen in Frage kommenden Polizeibehörden, sowie bei der Strafregisterbehörde

seines Geburtsortes zu vergewissern, ob der Verurtheilte wegen einer weitern Strafthat zur Untersuchung gezogen oder bestraft worden sei, nicht minder bei der Polizeibehörde oder den mehrern Polizeibehörden, und, wenn der Verurtheilte wenigstens während eines Theiles der Aufschubsfrist eine Schulanstalt besucht hat, bei der Schulleitung und in sonst geeigneter Weise Erkundigungen über die Führung des Verurtheilten und insbesondere darüber einzuziehen, ob er sich eines Allerhöchsten Gnadenactes unwürdig gezeigt habe. Liegen hiernach Bedenken gegen die Führung vor, so hat die Strafvollstreckungs-Behörde gutachtlich, andernfalls ohne weitere Meinungsäußerung unter Beifügung aller Unterlagen Bericht an das Justizministerium zu erstatten. Werden der Strafvollstreckungs-Behörde bis zur Eröffnung der weitern Entschließung des Justizministeriums an den Verurtheilten Umstände bekannt, die von Einfluß auf diese Entschließung hätten sein können, so ist die Eröffnung zu beanstanden und dem Justizministerium Anzeige zu erstatten. Wird von dem Justizministerium eine Verlängerung der genehmigten Aufschubsfrist verfügt, so sind für das weitere Verfahren dieselben Bestimmungen zu beobachten, die für die erste Frist gelten.

„7. Das vorstehend bezüglich der Strafvollstreckung gegenüber jugendlichen Personen angeordnete Verfahren greift Platz, soweit ausnahmsweise gegenüber Erwachsenen die Bewilligung einer längern Aufschubsfrist angezeigt erscheint. Nur fallen die Bestimmungen weg, die ihrer Natur nach nur bezüglich jugendlicher Personen angewendet werden können.

„8. Dafern ganz besondere Umstände es angezeigt erscheinen lassen, daß schon die Erhebung der öffentlichen Klage ausgesetzt werde, findet das für den Aufschub der Strafvollstreckung vorgeschriebene Verfahren sinngemäße Anwendung. Die Berichterstattung liegt in diesen Fällen der Staatsanwaltschaft ob. Die Amtsanwaltschaften haben sich zu diesem Zwecke an die vorgesetzte Staatsanwaltschaft zu wenden.

„Von der Berichterstattung ist abzusehen, dafern oder so lange in Folge besonderer Umstände, z. B. der Haft Mitbeschuldigter oder der Nothwendigkeit, eine Abschwächung der Beweise zu verhindern, die Verzögerung des Verfahrens mit einem erheblichen, insbesondere einem nicht wieder gut zu machenden Nachtheile verknüpft sein würde.

„Das Justizministerium spricht die Erwartung aus, daß sich alle Behörden und Beamten bei Handhabung der getroffenen Bestimmungen deren im Eingange hervorgehobenen Zweck gegenwärtig halten und in Zweifelsfällen so verfahren werden, wie es der Erreichung dieses Zwecks am meisten entspricht.

„Zu den Berichten sind die hierzu bestimmten neuen Druckformulare zu verwenden.

„An den Vorschriften über das Verfahren bei Abolitions- und Gnadengesuchen wird durch die vorstehenden Bestimmungen nichts geändert.

Dresden, am 25. März 1895.

Ministerium der Justiz
gez. Schurig."

In Preußen wurde durch einen in der zweiten Hälfte des Monats November veröffentlichten Königlichen Erlaß der Justizminister (auf seinen Bericht vom 15. October) ermächtigt, „solchen zu Freiheitsstrafen verurtheilten Personen, hinsichtlich derer bei längerer guter Führung eine Begnadigung in Aussicht genommen werden kann", nach seinem Ermessen Aussetzung der Strafvollstreckung zu bewilligen; in den dazu geeigneten Fällen „will der König demnächst dem Berichte des Justizministers wegen Erlasses oder Milderung der Strafe entgegensehen". Von dieser Ermächtigung „soll jedoch vornehmlich nur zu Gunsten solcher erstmalig verurtheilter Personen Gebrauch gemacht werden, die zur Zeit der That das 18. Lebensjahr nicht vollendet hatten und gegen die nicht auf längere als sechsmonatliche Strafe erkannt ist".

Die im preußischen Ministerium des Innern herausgegebene Berliner Correspondenz brachte dazu die folgende Erläuterung:

„Dieser Erlaß bezweckt, den darin bezeichneten Verurtheilten Gelegenheit zu geben, sich durch längere gute Führung den Erlaß der Strafe zu verdienen. In geeigneten Fällen wird der Justizminister auf Grund der ertheilten Ermächtigung einen längern, in der Regel mindestens einjährigen Strafaufschub bewilligen. Die Führung der Verurtheilten wird während dieses als Probezeit anzusehenden Zeitraumes geprüft und, falls die Prüfung ein günstiges Ergebniß hat, die Begnadigung der Verurtheilten beim Kaiser und König von dem Justizminister beantragt werden. Der Anordnung liegt die Erwägung zu Grunde, daß in manchen Fällen die Nichtvollstreckung der Strafe, wenn sie auf eine Bewährung des Verurtheilten gegründet wird, nicht nur diesem, sondern auch dem Gemeinwohl förderlicher ist, als der Strafvollzug. Das trifft insbesondere bei jugendlichen Verurtheilten zu, weil bei diesen einerseits das Maß der Schuld oft so gering ist, daß es das gänzliche Unterbleiben des Strafvollzuges zu rechtfertigen vermag, andererseits die im allgemeinen noch sittlich unverdorbene und noch erziehungsfähige Person des Schuldigen die Hoffnung auf künftiges Wohlverhalten in hinreichendem Maße gewährleistet. Auch liegt bei diesen Verurtheilten

die Besorgniß vor schädlichen Einwirkungen des Verkehrs mit verdorbenen Mitgefangenen beim Vollzuge von Freiheitsstrafen besonders nahe. Der allerhöchste Erlaß betrifft daher vornehmlich nur solche Verurtheilte, die zur Zeit der That das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, ohne jedoch Erwachsene, da ausnahmsweise auch bei solchen ähnliche Gründe für eine Begnadigung sprechen können, grundsätzlich auszuschließen. Er bezieht sich ferner, ebenfalls ohne einen unbedingten Ausschluß anderer, vornehmlich nur auf erstmalig und zu nicht längern als sechsmonatlichen Freiheitsstrafen verurtheilte Personen, womit zugleich ausgedrückt ist, daß Fälle, die entweder wegen des Vorlebens des Thäters oder wegen der nähern Umstände der That zu den schweren gerechnet werden müssen, sich für die Gewährung der Vergünstigung nicht eignen. Diese Vergünstigung wird hiernach nur solchen Verurtheilten zu Theil werden, die sich leichterer Strafthaten schuldig gemacht haben, deren Fehltritt nicht auf Verdorbenheit und verbrecherische Neigungen, sondern mehr auf Leichtfertigkeit, Unbesonnenheit, Unerfahrenheit oder Verführung zurückzuführen, und bei denen auch sonst die Hoffnung begründet ist, daß sie durch gute Führung sich des Straferlasses würdig machen werden. Zu den zu Freiheitsstrafen Verurtheilten sind auch solche Personen zu rechnen, gegen die nur für den Fall der Unbeitreiblichkeit einer in erster Linie verhängten Geldstrafe eine Freiheitsstrafe festgesetzt ist. Ueber die hiernach als geeignet erscheinenden Fälle wird dem Justizminister von den zuständigen Justizbehörden — den ersten Staatsanwälten und, soweit amtsgerichtliche oder schöffengerichtliche Urtheile in Betracht kommen, Amtsgerichten durch Vermittlung der ersten Staatsanwälte — fortlaufend berichtet werden. Da also jeder Strafall von Amtswegen daraufhin geprüft wird, ob er sich für das neue Gnadenverfahren eignet, so bedarf es der Einreichung von Gnadengesuchen nicht, um eine solche Prüfung herbeizuführen. Selbstverständlich steht diese Einreichung aber nach wie vor jedermann frei. Mit der vom Justizminister erfolgten Bewilligung der Strafaussetzung ist über die endgültige Begnadigung des Verurtheilten nicht entschieden. Die Entscheidung bleibt vielmehr lediglich der spätern Allerhöchsten Entschließung vorbehalten, wobei die Frage, ob der Verurtheilte sich in der Zwischenzeit gut geführt hat, hauptsächlich von Bedeutung sein wird. Die Führung wird am Ende der Probezeit durch geeignete Erkundigungen festgestellt werden. Um diese als gut bezeichnen zu können, wird im allgemeinen das erste Erforderniß sein, daß der Verurtheilte nicht von neuem bestraft worden ist. Außerdem wird auch ein zufriedenstellendes Gesammtverhalten des Verurtheilten in seinen wesentlichen Lebensbeziehungen gefordert werden müssen. Anderseits wird,

auch wenn weitere Bestrafungen vorkamen, die Annahme guter Führung nicht immer auszuschließen sein, z. B. dann nicht, wenn die neue Bestrafung wegen einer geringfügigen Uebertretung oder auch wegen eines leichten Vergehens erfolgte, das unter moralisch besonders entschuldigenden Umständen verübt war. Erweist sich der mit einer Strafaussetzung Bedachte während der Probezeit als zweifellos unwürdig, so kann die Vergünstigung von dem Justizminister widerrufen werden. Ist die Probezeit abgelaufen, ein sicheres Urtheil über die sittliche Haltung des Verurtheilten aber noch nicht zu gewinnen, so kann ausnahmsweise eine Verlängerung der Strafaussetzung bewilligt werden."

Der officiöse preußische Commentar betonte weiter, daß die im Vorstehenden dargestellte Neuerung die praktische Durchführung des Grundgedankens der bedingten Verurtheilung bezwecke, hob aber zugleich die folgenden wesentlichen Unterschiede und Einschränkungen hervor: 1. Die Entscheidung über Aussetzung und Erlaß der Strafe ist nicht den Gerichten übertragen, sondern erfolgt im Wege der allerhöchsten Gnade und in allen Fällen auf Grund einer von der Centralstelle vorgenommenen Prüfung. 2. Der schließliche Erlaß der Strafe ist nicht von dem Ausbleiben einer weitern Bestrafung innerhalb einer bestimmten Zeit, sondern von guter Führung des Verurtheilten während dieser Zeit abhängig gemacht. 3. Die Einrichtung ist in der Hauptsache auf jugendliche Verurtheilte, außerdem aber jedenfalls auf leichtere Strafsälle und der Gnade nicht unwürdige Personen beschränkt.

Zur Ausführung des für Preußen ergangenen königlichen Erlasses ist eine ministerielle Instruction an die Oberstaatsanwaltschaften gerichtet worden, welche jedoch als secret behandelt wird und bisher der Oeffentlichkeit nicht zugänglich geworden ist.

Das königliche Decret an den Justizminister, durch welches die Einführung des widerruflichen Strafaufschubs in die Rechtspflege des Königreichs Württemberg angeordnet wird, ist vom 24. Februar 1896 datirt und bestimmt, „daß demjenigen Theil der Jugend, welcher sich nur aus Unbesonnenheit und Unerfahrenheit zu einer minderschweren Verfehlung wider das Strafgesetz hat verleiten lassen", im besondern die königliche Gnade zugewendet werden soll, „jedoch für die Regel nicht in der Art, daß sofort die erkannte Strafe nachgelassen würde, vielmehr versuchsweise so, daß dem von einem bürgerlichen Gericht rechtskräftig Verurtheilten zunächst im Falle seines Einverständnisses ein stets widerruflicher Strafaufschub von dem Justizministerium gewährt und erst später, nach Umfluß einer angemessenen Probezeit, bei guter Führung Strafnachlaß oder Strafmilderung vom Könige verfügt wird. Voraussetzung einer solchen Gnadenerweisung ist insbesondere, daß der Verurtheilte zur Zeit der That das

achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, daß er nicht schon früher eine Freiheitsstrafe erstanden hatte, und daß die ihm nunmehr zuerkannte Freiheitsstrafe die Dauer von drei Monaten nicht überschreitet. Doch kann trotz des Fehlens der kaum erwähnten Voraussetzungen ausnahmsweise, wenn sich der Fall sonst besonders hierzu eignet, Strafaufschub mit der Aussicht auf spätern Strafnachlaß oder spätere Strafmilderung gewährt werden." Der Justizminister hat dem Könige die geeigneten Fälle jeweils nach Ablauf der Probezeit zur Entschließung über die etwaige gnadenweise Gewährung des Nachlasses oder die Milderung der Strafe vorzulegen.

In Ausführung dieses königlichen Erlasses hat das württembergische Justizministerium unter'm 26. Februar eine sehr eingehende Verordnung erlassen, welche im wesentlichen von denselben Gesichtspunkten ausgeht wie die entsprechenden sächsischen und preußischen Verordnungen.

Für das Königreich Baiern veröffentlichte das Justizministerialblatt vom 8. April 1896 zwei Bekanntmachungen des Staatsministeriums der Justiz vom 24. März 1896 betr. die Einführung der „bedingten Begnadigung". Gemäß der ersten hat Prinz Luitpold, des Königreichs Baiern Verweser, mit Entschließung vom 15. Januar 1896 das Staatsministerium der Justiz beauftragt: „Im Strafverfahren Verurtheilten, welche eine Freiheitsstrafe zu erstehen haben und bezüglich deren mit Rücksicht auf ihre persönlichen Verhältnisse und die Umstände der Strafthat bei längerm Wohlverhalten der Erlaß oder eine Milderung der Strafe in Aussicht genommen werden kann, in widerruflicher Weise einen Aufschub der Strafvollstreckung zu bewilligen und nach Ablauf der Probefrist, wenn der Verurtheilte eine gute Führung gepflogen hat, wegen etwaiger Begnadigung desselben Bericht zu erstatten, von dieser Ermächtigung jedoch regelmäßig nur Gebrauch zu machen, wenn die erkannte Strafe drei Monate nicht übersteigt und der Verurtheilte bei Begehung der strafbaren Handlung das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, auch noch keine Freiheitsstrafe erlitten hatte."

Zum Vollzuge dieser Entschließung hat dann das Staatsministerium der Justiz im Einverständnisse mit dem Staatsministerium des Innern und der Finanzen nähere Anordnungen getroffen, von deren Mittheilung abgesehen werden kann, da dieselben sich von den sächsisch-preußischen diesbezüglichen Anordnungen wesentlich nicht unterscheiden.

Inzwischen ist wohl in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten die Einführung der bedingten Begnadigung nach sächsisch-preußischem Muster erfolgt.

Die Einwendungen gegen die bedingte Verurtheilung.

Bedenken principieller Art, wie sie in den frühern Stadien der Erörterung in Deutschland gegen die Einrichtung der bedingten Verurtheilung erhoben wurden, sind von dem preußischen Justizminister im Abgeordnetenhause und dem Staatssecretair des Reichsjustizamtes im Reichstage in dem frühern Umfange und mit der frühern Schärfe nicht mehr geltend gemacht worden. Zum guten Theil erscheinen diese Bedenken auch schon durch die erfolgte Einführung der bedingten Begnadigung aufgegeben.

Wenn der preußische Justizminister die Besorgniß aussprach, daß, falls die bedingte Verurtheilung nach belgischem Muster durch Gesetz eingeführt werde, sie zu einer weitern Schwächung der staatlichen Autorität beitragen werde, so ist schwer abzusehen, was eine solche Annahme rechtfertigen könnte. Der Richter ist doch nicht minder Organ der staatlichen Autorität, wie der Verwaltungsbeamte, und es liegt auch keinerlei Grund zu der Befürchtung vor, daß der deutsche Richter von der in Rede stehenden Befugniß einen weniger die Autorität des Staates schonenden und die Willkür ausschließenden Gebrauch machen sollte, als der belgische, französische und englische Richter.

Mit besonderm Nachdruck betonte der preußische Justizminister, daß im Jahre 1891 von 48 Friedensgerichten in Belgien von der Befugniß, eine bedingte Verurtheilung auszusprechen, kein Gebrauch gemacht worden sei. Der Minister schloß daraus auf die außerordentlich verschiedenen Auffassungen der Gerichte. Die von dem Minister angeführte Thatsache, welche im preußischen Abgeordnetenhause ein gewisses Aufsehen erregte, ist an sich richtig, aber sie hat sich in völlig befriedigender Weise aufgeklärt. Auf eine bezügliche Anfrage des Reichstagsabgeordneten Roeren ertheilte der frühere belgische Justizminister Le Jeune schon im vorigen Jahre die nachstehende dankenswerthe Auskunft: „In der ersten Zeit gingen unsere Friedensrichter mit einem gewissen Zaudern an die Handhabung des Gesetzes heran. Es hatte sich die Meinung unter den Richtern verbreitet, daß das Gesetz vom 31. Mai 1888 auf die einfache Polizei-Gerichtsbarkeit keine Anwendung finde. Der Zweifel in dieser Beziehung war durch die Kürze der Verjährungsfristen bei Uebertretungen entstanden. Aber dieser Zweifel ist längst vollständig behoben, und gegenwärtig sprechen alle unsere Friedensrichter bedingte Verur-

theilungen aus. Ich kann versichern, daß kein Friedensrichter aus einem andern als dem angeführten Grunde die Vollmachten des Gesetzes nicht anwandte, daß vielmehr unsere Magistratur die Vollmachten des Gesetzes vom 31. Mai 1888 einmüthig mit Genugthuung handhabt (Nos magistrats se félicitent unanimement d'avoir été investis des pouvoirs de la loi du 31 mai 1888). Alle unsere Gerichte erster Instanz und alle unsere Appellhöfe wenden heute regelmäßig das Gesetz vom 31. Mai 1888 an. Im Durchschnitt sind über 35 pCt. aller durch die Gerichte erster Instanz ausgesprochenen Verurtheilungen bedingte."

Den Hauptnachdruck legten der preußische Justizminister und der Präsident des Reichsjustizamtes auf die unzureichenden praktischen Erfahrungen, welche mit der bedingten Verurtheilung bisher gemacht seien, und die Denkschrift des Staatssecretairs des Reichsjustizamtes legt für Belgien geradezu die Folgerung auf einen Mißerfolg der Anwendung der bedingten Verurtheilung gegenüber dem Rückfall nahe.

Richtig ist ja, wie die Denkschrift des Reichsjustizamtes ausführt, daß aus den bisher vorhandenen Statistiken die günstigen Wirkungen der bedingten Verurtheilung nicht ziffernmäßig festzustellen sind. Aber diese Statistiken lassen auch keinerlei Schluß im gegentheiligen Sinne zu, und namentlich gilt dies von den Seite 17 mitgetheilten Ziffern, welche an sich sehr geeignet erscheinen, entmuthigend auf die Anhänger der Einrichtung der bedingten Verurtheilung einzuwirken. Diese Ziffern sind nämlich, wie uns Staatsminister Le Jeune auf eine bezügliche Anfrage erwidert hat, grundfalsch, wofür selbstverständlich das deutsche Reichsjustizamt nicht verantwortlich gemacht werden kann. Der frühere belgische Justizminister, der Vater des Gesetzes vom 31. Mai 1888, schreibt uns darüber das Folgende: „Die Criminalstatistik in Belgien ist noch in den ersten Anfängen und durchaus fehlerhaft bezüglich der Criminalität im allgemeinen. Die bedauerliche Folge ist, daß man aus dem Wachsthum der belgischen Criminalität im allgemeinen Schlüsse gegen die Institution der bedingten Verurtheilung ziehen kann, aber man setzt sich dadurch mit den wirklichen Thatsachen in Widerspruch, wenn auch leider die fehlerhaften Angaben der Statistik den Gegenstand amtlicher Veröffentlichungen bilden."

Es gebe, so schreibt uns Staatsminister Le Jeune weiter, in Belgien überhaupt keine Criminalstatistik, welche zu vergleichenden Betrachtungen und zur Feststellung des Standes der Rückfälligkeit dienen könnte. Während er das Justizministerium inne hatte, sei er an die Organisation der Statistik herangetreten, habe aber geglaubt, mit der Statistik des Vagabundenthums beginnen zu sollen, welche denn auch durchgeführt worden sei. Wenn es hiernach eine eigentliche Criminalstatistik

in Belgien nicht gebe, so gebe es doch eine durchaus zuverlässige Gefangenen-Statistik; für jeden zu Gefängnißstrafen Verurtheilten bestehe eine vollständige und genaue Aufstellung seiner frühern Verurtheilungen zu solchen. „Die Feststellungen unserer angeblichen Criminalstatistik bezüglich des Rückfalles sind ganz und gar falsch, aber wir besitzen eine zuverlässige Statistik der erlittenen Gefängnißstrafen (Les constatations de notre prétendue statistique criminelle, quant à la récidive sont radicalement fausses; mais nous avons la statistique véridique des incarcerations répétées). Nun beträgt die Zahl der Rückfälligen bei den zu Gefängnißstrafen Verurtheilten (la récidive pénitentiaire) nicht weniger als 75 pCt. Diese geradezu ungeheuere Ziffer, noch dazu in einem Lande, wo das Gefängnißwesen anerkanntermaßen in musterhaftem Zustande sich befindet, war es, welche in Belgien hauptsächlich den Anstoß zur Einführung der bedingten Verurtheilung gab. Man sagte sich, daß der Aufenthalt im Gefängnisse ein wirksamer Grund des Rückfalles und des Anwachsens der Criminalität sei, und suchte durch die bedingte Verurtheilung in den dazu geeigneten Fällen möglichst viele Individuen dem unheilvollen Einflusse namentlich der kurzzeitigen Freiheitsstrafen zu entziehen, nach allgemeiner Annahme mit bestem Erfolge, so daß niemand in Belgien daran denkt, die Einrichtung der bedingten Verurtheilung, welche sich vollständig eingelebt hat, wieder aufzugeben."

Damit ist wohl die in der Denkschrift des Reichsjustizamtes mitgetheilte, der bedingten Verurtheilung ungünstige Tabelle vollständig ausgeräumt.

Anderseits drängt dagegen der überaus günstige Procentsatz der Rückfälligen unter den in Belgien bisher bedingt Verurtheilten gegenüber der erschreckend großen Zahl der Rückfälligen unter den in Belgien zu Freiheitsstrafen überhaupt Verurtheilten den Schluß auf, daß das belgische Gesetz vom 31. Mai 1888 eine ganz bedeutende Wirkung im Sinne einer Verminderung der Rückfälle ausübt, wenn sich auch bei dem gegenwärtigen Stande der belgischen Statistik diese Wirkung in Procenten nicht ausdrücken läßt.

Wenn ferner die Denkschrift des Reichsjustizamtes auf die hinsichtlich der Häufigkeit des Gebrauches der bedingten Verurtheilung zwischen den einzelnen Bezirken Belgiens hervorgetretenen Verschiedenheiten hinweist, so bemerkt dieselbe schon selbst, diese Verschiedenheiten dürften mit besondern örtlichen Verhältnissen im Zusammenhang stehen. In den Bezirken der drei belgischen Appellhöfe ist in der That, wie auch die Denkschrift hervorhebt, die bedingte Verurtheilung mit sehr bemerkenswerther Gleichmäßigkeit gehandhabt worden. Die Verschiedenheit zwischen

den einzelnen Arrondissements hat aber kaum etwas Auffallendes. Wenn beispielsweise die bedingte Verurtheilung in Gent sehr viel seltener zur Anwendung gelangt ist, wie in dem benachbarten Audenaerde, so erklärt sich dies wohl ausreichend aus den grundverschiedenen Verhältnissen der beiden Arrondissements. Gent ist eine große Fabrikstadt, in welcher eine aus allen Theilen des Landes und selbst des Auslandes zusammengewürfelte Bevölkerung zahlreiche, der Anwendung der bedingten Verurtheilung keinen Raum lassende Elemente in sich birgt, während wir in Audenaerde einen vorwiegend ländlichen Bezirk mit ganz anders gearteter Bevölkerungsmasse vor uns haben.

Grundsätzliche und praktische Bedenken gegen die bedingte Begnadigung.

Die Einführung des bedingten Strafnachlasses bezw. der bedingten Begnadigung auf dem Verordnungswege ist, soweit wir sehen, allgemein als ein dankenswerther Fortschritt der Strafrechtspflege im Deutschen Reich aufgenommen worden, weniger allerdings wegen der Maßregel an sich, als im Hinblick auf die Consequenzen, welche man davon erwartet. In diesem Sinne bezeichnet auch v. Liszt[1]) den (nach dem Vorgange Sachsens) an den preußischen Justizminister gerichteten königlichen Erlaß vom 23. October 1895 als eine „folgenschwere Neuerung". Der erste Schritt auf der bisher unbetretenen Bahn, möge er noch so zaghaft und tastend gethan werden, müsse andere nach sich ziehen. Der Erlaß bedeute „den ersten, entscheidenden Sieg, den die moderne Criminalpolitik über die alte formal-doctrinaire Jurisprudenz auf preußischem Boden erfochten" habe.

Aber v. Liszt betont auch gleichzeitig das entscheidende Bedenken gegen die im Deutschen Reich versuchte Lösung: der Eintritt oder Nichteintritt des Straferlasses wird in die jeder Nachprüfung wie jeder Verantwortlichkeit entrückte Willkür der Justizverwaltung gelegt. Das ist der grundsätzliche Unterschied des bedingten Strafnachlasses nach sächsisch-preußischem System von der belgischen bedingten Verurtheilung.

Selbst wenn thatsächlich die bedingte Begnadigung der Krone allein vorbehalten bliebe, wäre die im Deutschen Reiche getroffene Ein-

[1]) In der Berliner Zukunft, Nr. 14 vom 4. Januar 1896.

richtung bedenklich. Bei der bedingten Verurtheilung handelt es sich nicht um einen Gnadenact, sondern um die Erfüllung der eigentlichen Aufgabe des Richters, um eine verstärkte Art der Verwarnung, einen Act der Strafzumessung. Dieser Grundgedanke der bedingten Verurtheilung kommt durch die bedingte Begnadigung nicht zu seinem Rechte.

Auch bezüglich der bedingten Begnadigung trifft, wenigstens theilweise, zu, was der Abgeordnete Roeren in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13. Februar 1895 bezüglich der Begnadigung überhaupt im Verhältniß zur bedingten Verurtheilung ausgeführt hat: „Die Begnadigung ist ein Act der königlichen Milde, die ohne Rücksicht auf die Zwecke der Strafe diese erläßt, lediglich um Milde walten zu lassen. Die bedingte Verurtheilung ist und bleibt ein Strafurtheil, das nur den Strafvollzug aussetzt und nur bedingungsweise aufhebt, um gerade den Hauptzweck der Strafe, die Besserung, desto sicherer zu erreichen. Während die Begnadigung sich stets nur auf einzelne Fälle beziehen kann, ganz gleichartige Fälle von ihr aber nicht betroffen werden, ist durch die bedingte Verurtheilung eine gemeinsame gesetzliche Unterlage für die gleiche Behandlung aller gleich gearteten Fälle geschaffen, und während die Begnadigung nur auf Grund der Acten stattfindet, bildet bei der bedingten Verurtheilung die unmittelbare mündliche Verhandlung, der persönliche Eindruck des Betreffenden und seines ganzen Auftretens die Unterlage für die Prüfung und Entscheidung."

Die Gegner der bedingten Verurtheilung nach belgischem Muster haben gegen dieselbe insbesondere den Einwand erhoben, daß sie die Besorgniß parteiischer Handhabung errege. In den Ländern, in welchen die bedingte Verurtheilung in Uebung ist, insbesondere auch in Belgien, wo doch die politischen und socialen Gegensätze auf's schärfste zugespitzt sind, wurde eine solche Besorgniß bis jetzt nicht laut. Es liegt aber auf der Hand, daß dieselbe bei der Bevölkerung weit eher Platz greifen kann und wird, wenn an die Stelle des auf Grund öffentlicher Verhandlung und unter der beständigen Controle der Oeffentlichkeit ergehenden richterlichen Urtheils das in seiner Anwendung durchaus freie Begnadigungsrecht der Krone tritt. Schon früher ist von uns betont worden, daß die Gnade aus Gründen der Zweckmäßigkeit geübt werden kann, welche vollständig außerhalb des Rechtsgedankens liegen, z. B. in politischem Interesse, aus Gründen oder zu Zwecken, die mit der Person des Verurtheilten und seiner That nichts zu thun haben.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß gerade in letzter Zeit die Bedenken bezüglich einer den Anschauungen und Gepflogenheiten bestimmter Ge-

sellschaftskreise Rechnung tragenden Ausübung des Begnadigungsrechtes in weiten Kreisen sehr lebendig sind. Es genügt, in dieser Beziehung an die zahlreichen, zeitweise fast regelmäßigen Begnadigungen in Fällen des Zweikampfes, sowie die häufigen Begnadigungen wegen Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse verurtheilter Polizeibeamten zu erinnern.

In Wirklichkeit liegt aber auch die Entscheidung über die bedingte Begnadigung nur formell bei der Krone; sie liegt auch nicht beim Justizminister. Auch dieser ist nicht im Stande, die ihm unterbreiteten Fälle selbst zu prüfen. In dieser Beziehung bemerkte bei der Berathung des belgischen Gesetzes über die bedingten Verurtheilungen der Justizminister Le Jeune in der Abgeordnetenkammer: „Ich konnte nicht fortfahren, im Dunkeln zu tasten, unter dem Drucke all' des unverdienten Unheils, welches ich nicht verhinderte. Ich konnte mir nicht die Akten über alle Verurtheilungen vorlegen lassen und in denselben die nöthige Aufklärung suchen, um diejenigen, für welche das Gesetz nicht unbeugsam genug sein kann, von denjenigen zu unterscheiden, für welche die Gefängnißstrafe eine unnütze Qual und eine auch für die bürgerliche Gesellschaft verhängnißvolle Herabwürdigung bedeutet."

Die Entscheidung über die bedingte Begnadigung beruht thatsächlich im allgemeinen beim Ersten Staatsanwalt. Dieser bewilligt den vorläufigen Aufschub des Strafantritts und beantragt oder beantragt nicht die eigentliche Aussetzung der Strafvollstreckung. Die schließliche Begnadigung des Verurtheilten hängt von dessen „guter Führung" ab; über diese „gute Führung" — ein sehr vager Begriff — berichtet aber wieder der Erste Staatsanwalt. So ist der Verurtheilte ganz in die Hand des Staatsanwaltes gegeben. Daß unter diesen Umständen das sächsisch-preußische System eine große politische Gefahr in sich birgt und mit dem beständigen Mißtrauen weiter Volksschichten zu kämpfen haben wird, bedarf keiner weitern Ausführung.

Nicht minder schwer fallen in's Gewicht die praktischen Bedenken, welche der in den einzelnen deutschen Bundesstaaten versuchten Lösung sich entgegenstellen. In diesem Punkte stimmen auch solche zu, welche grundsätzlich von der bedingten Verurtheilung nichts wissen wollen und dem sächsisch-preußischen System der bedingten Begnadigung principiell den Vorzug geben. Einer der hervorragendsten preußischen Gegner der bedingten Verurtheilung, welcher dieselbe bei verschiedenen Anlässen energisch bekämpft hat, sprach angesichts der an die preußische Ober-Staatsanwaltschaften gerichteten, wie bemerkt, als secret behandelten Instruction, welche eine sehr ausgiebige Anwendung der Aussetzung des Strafvollzugs im Auge haben soll, uns gegenüber die Ueberzeugung aus, daß die Handhabung der bezüglichen Verordnungen an den prak-

tischen Schwierigkeiten, an der Ueberlastung der Staatsanwaltschaften scheitern müsse, so daß wir auf dem Wege zur Einführung der bedingten Verurtheilung unaufhaltsam weiter gedrängt werden würden. Es liegt in der That auf der Hand, daß die jedesmalige Ertheilung der Ermächtigung zum Strafaufschub, die Nachforschungen und die Berichterstattung über das fernere Verhalten der betreffenden Personen, die spätere Begnadigung — zu einer unendlichen Schreiberei Anlaß geben müssen. Wenn man schon das belgische System zu mechanisch, zu schablonenhaft gefunden hat, so müßte man, um ein besseres Ergebniß von zahllosen amtlichen Gutachten, Nachforschungen und Berichten, vollends in einem großen Staate, zu erwarten, ein erstaunliches Vertrauen zu dem bureaukratischen Apparate haben.

Sehe man sich beispielsweise die oben erwähnte Bekanntmachung des Königlich baierischen Staatsministeriums der Justiz vom 24. März 1896 etwas näher an. Die in dieser Bekanntmachung bezüglich der formalen Behandlung der einzelnen Fälle der bedingten Begnadigung getroffenen Anordnungen umfassen in der dieselbe mittheilenden Nummer des Justiz-Ministerialblattes vom 3. April 1896 nicht weniger als 12 Seiten, und dazu kommen noch 20 Seiten Formulare. Die ganze Bestimmung des belgischen Gesetzes vom 31. Mai 1888 über die bedingte Verurtheilung, mit welcher die Gerichte in Belgien, wie im Lande allgemein anerkannt wird, vortrefflich zurechtkommen, umfaßt nur einen einzigen Artikel und einige wenige Zeilen.

Unter diesen Umständen ist es durchaus begreiflich, daß auch die politischen deutschen Blätter, welche sich bisher mit den Erlassen über die Aussetzung der Strafvollstreckung beschäftigt haben, zwar diese Erlasse, insoweit dieselben den Zweck der bedingten Verurtheilung als einen berechtigten anerkennen und einen Versuch machen, denselben zu erreichen, mit Genugthuung begrüßen, im übrigen aber die Einrichtung ganz überwiegend nur als eine „Probe", als „vorläufige Maßregel", als „entwickelungsfähige Anordnung", keineswegs aber als „dauernde Einrichtung" gelten lassen.

Die günstigste Beurtheilung der im Deutschen Reich eingeführten bedingten Begnadigung haben wir bei Aschrott gefunden. Derselbe legt in der schon erwähnten Abhandlung[1]) dar: Bei der in Litteratur und Debatten hinreichend hervorgetretenen Verschiedenheit der Anschauungen unter den Juristen über den Werth der bedingten Verurtheilung müsse sich, so werde ausgeführt, naturgemäß — jedenfalls in der ersten Zeit nach Einführung der Neuerung — eine außerordentliche Ungleich-

[1]) Preußische Jahrbücher, Band 84, Heft 1.

mäßigkeit in der Anwendung der Maßregel in der Praxis herausstellen. Dadurch aber werde das Vertrauen des Volkes in die Unparteilichkeit der Justiz arg gefährdet. Diesem Einwande könne er eine Berechtigung nicht absprechen, und er halte auch die dieserhalb von Freunden der bedingten Verurtheilung gemachten Bemühungen, dem richterlichen Ermessen durch enge Formulirung der gesetzlichen Voraussetzungen für die Anwendung der bedingten Verurtheilung Schranken zu ziehen, für verfehlt. Bei derartigen formalen Einengungen sei stets die Gefahr vorhanden, daß dadurch gerade eine Reihe von Fällen ausgeschlossen würde, bei welchen nach der concreten Sachlage die Anwendung der Maßregel unbedenklich für angebracht gehalten werden müsse. „Und dies ist der Grund," so fährt der Verfasser fort, „weshalb ich den mit dem (preußischen) allerhöchsten Erlasse vom 23. October 1895 beschrittenen Weg der Einführung der bedingten Verurtheilung für die erste Zeit als den zweckmäßigsten erachte. Dadurch, daß die Entscheidung, ob und auf wie lange eine Strafaussetzung bewilligt und ob demnächst für einen Straferlaß berichtet werden soll, lediglich in die Hand des Justizministers gelegt ist, wird eine möglichst gleichmäßige Anwendung und Durchführung der Neuerung gesichert. Der Minister wird sich dabei natürlich vorzugsweise auf die Berichte der einzelnen Strafvollstreckungsbehörden — der Amtsrichter resp. der Ersten Staatsanwälte — stützen müssen, allein er kann auf diese nicht nur durch generelle Verfügungen, in denen die dem Minister für die Anwendung maßgebenden Gesichtspunkte festgelegt werden, einwirken, sondern auch, wo Mißgriffe vorzukommen scheinen, durch Anweisungen positiver oder negativer Art für die Zukunft eine richtige Anwendung der Maßregel sicherstellen. Auf diese Weise wird für die naturgemäß schwierigste Zeit der Einlebung in die Neuerung eine Wahrung gleichmäßiger Grundsätze hergestellt und gleichzeitig für eine spätere gesetzliche Einführung der bedingten Verurtheilung, bei welcher das einzelne Gericht selbständig über die Anwendung der Maßregel zu bestimmen haben wird, die geeignete Vorbereitung und Vorbildung geschaffen."

Auch Aschrott erachtet also, wie man sieht, die bedingte Begnadigung nur „für die erste Zeit" als zweckmäßig; auch er sieht darin nur eine „Vorbereitung" und „Vorbildung" für die Einführung der bedingten Verurtheilung.

Ergebniß.

Wir glauben aber, daß die in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten getroffene Anordnung nicht so gedacht ist, daß dieselbe vielmehr auch dahin zielt, der auf gesetzliche Einführung der bedingten Verurtheilung gerichteten Bewegung Einhalt zu gebieten. Das hängt mit dem im Deutschen Reiche und ganz besonders im tonangebenden Staate Preußen ganz unverkennbaren Bestreben zusammen, überall der Verwaltung die Hand zu stärken, und der diesem Zuge entsprechenden Scheu, die richterlichen Befugnisse zu erweitern. Ueber dieses Capitel wäre eine besondere Betrachtung am Platze. Namentlich in Preußen sind sehr weite Gebiete, welche in andern Ländern der Rechtsprechung durch die ordentlichen Gerichte unbeschränkt vorbehalten sind, besondern richterlichen Collegien bzw. der Verwaltungsjustiz übertragen worden. Der Begriff der „Justizverwaltung", welcher andern Ländern so zu sagen fremd ist, wird im Deutschen Reiche immer mehr ausgedehnt.

Trotzdem darf man hoffen, daß die Unzulänglichkeit und Unhandlichkeit des in den deutschen Bundesstaaten zur Einführung gelangten Ersatzmittels für die bedingte Verurtheilung mit Naturnothwendigkeit auf eine gesetzgeberische Ausgestaltung des Gedankens dieser wohlthätigen Einrichtung hinwirken wird, wie sie in den Nachbarländern, insbesondere in Belgien, sich bereits eingelebt und bewährt hat. Man kann nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und je rascher man sich entschließt, weiter zu gehen, um so besser.

In der nächsten Session des Reichstages wird sich die Gelegenheit bieten, die Frage eingehend zu behandeln. Die vom Reichsjustizamt dem Reichstage vorgelegte Denkschrift wird sicher zum Gegenstande einer Erörterung gemacht werden. Außerdem aber dürfte die in der vorigen Session im Hinblick auf die Erledigung des bürgerlichen Gesetzbuches zurückgestellte Justiznovelle den Hauptberathungsgegenstand bilden, und die mit der Vorberathung dieser Novelle betraute Commission hat bereits einstimmig die Resolution gefaßt: „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, eine reichsgesetzliche Einführung der bedingten Verurtheilung in Erwägung zu ziehen".

Wir würden es im Interesse der Entwickelung unserer Strafrechtspflege lebhaft begrüßen, wenn der Reichstag möglichst einmüthig dem Beschlusse der Commission beiträte und die verbündeten Regierungen zu einer Vorlage im Sinne dieses Beschlusses sich entschlössen. Wenn man

sich erst darüber klar geworden ist, daß in dieser Frage nicht die „Justizverwaltung", sondern der Richter die Entscheidung haben muß, so wird die Verständigung über die gesetzgeberische Ausgestaltung des Gedankens der bedingten Verurtheilung leicht sein.

Mit dem belgischen System sind praktisch ausgezeichnete Resultate erzielt worden, mit der Anwendung desselben ist man in Belgien selbst durchaus zufrieden. Verschiedene der doctrinairen Bedenken, welche sich gegen dieses Gesetz erheben lassen — wir rechnen dahin namentlich die Bestimmung, daß jeder Verstoß gegen ein Strafgesetz von der Anwendung der Wohlthat des Gesetzes ausschließen soll — erscheinen beseitigt durch das neuere norwegische Gesetz vom 2. Mai 1894.

Letzteres[1]) läßt die bedingte Verurtheilung nur zu, wo besondere mildernde Umstände von dem erkennenden Gerichte festgestellt werden; liegen solche Umstände, wie sie im Gesetz einzeln aufgeführt sind, vor, so kann das Gericht, welches die Strafe festsetzt, bestimmen, daß die Vollstreckung der verhängten Strafe ausgesetzt werde. Es kann dabei die Aussetzung davon abhängig gemacht werden, daß der Schuldige sich bereit erklärt, dem Verletzten den Schaden, den dieser zu fordern berechtigt ist, nach seinem Vermögen zu ersetzen. Bei der Urtheilsverkündigung ist der Schuldige auf die Bedingungen aufmerksam zu machen, unter welchen die Strafe trotz ihrer vorläufigen Aussetzung zur Vollstreckung gelangen wird; ist der Verurtheilte noch nicht 21 Jahre alt, so ist ihm gleichzeitig eine ernstliche Warnung und Vermahnung zu ertheilen. Die Folge des Wohlverhaltens in der Probezeit ist lediglich die, daß die ausgesetzte Strafe als verbüßt betrachtet wird; die Thatsache der erfolgten Verurtheilung selbst mit ihren mancherlei Folgen bleibt, in directem Gegensatze zu dem belgischen System, bestehen. Das Charakteristische des norwegischen Systems liegt hiernach zunächst darin, daß der Ausspruch der Strafe keineswegs in bedingter Form erfolgt, so daß der Ausdruck „bedingte Verurtheilung" hier überhaupt nicht recht paßt, wie das Gesetz denn auch von einem Urtheil mit bedingter Strafverbüßung spricht, und ferner darin, daß der Ausnahme-Charakter der ganzen Maßregel klar zum Ausdruck gelangt ist.

Die zur Zeit in Oesterreich und in der Schweiz aufgestellten Gesetzentwürfe folgen diesem System. Professor Alfred Gauthier in Genf vertritt in einem Aufsatze[2]) über die verschiedenen Systeme der bedingten Verurtheilung, für welche er die Bezeichnung sursis à l'exé-

---

[1]) Siehe Aschrott im juriſt. Litteraturblatt 15. Febr. 1896.

[2]) In den Mittheilungen der internationalen criminaliſtiſchen Vereinigung, Fünfter Band, Heft 1.

cution anwendet, die Anſicht, daß ein muſtergültiges Geſetz über dieſen Gegenſtand erſt noch zu ſchaffen ſei („une loi sur le sursis méritant le prix d'excellence reste encore à faire"). Wir ſind, wie bemerkt, der Meinung, daß die geſetzgeberiſche Ausgeſtaltung des Gedankens der bedingten Verurtheilung im einzelnen keine ſonderlichen Schwierigkeiten bieten wird. Der preußiſche Juſtizminiſter hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 13. Febr. v. Js. auch ſeinerſeits anerkannt, „daß es zur Einführung des Inſtituts der bedingten Verurtheilung eines großen geſetzgeberiſchen Apparates nicht bedürfen würde". Nur muß man ſich auch im Deutſchen Reiche entſchließen, hier dem Richter zu geben, was des Richters iſt.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Jahresbericht für das Jahr 1896.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1897.

Commissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

fallen müßte, in die herrschende Klasse der gebildeten Protestanten, und in die beherrschte der katholischen Bauern und Handwerker.

Und wo liegt der Ursprung dieses Processes? Welches sind die Gründe, welche das auffallende und bedenkliche Zurückbleiben der deutschen Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft und Bildung verschuldet haben? Selbstverständlich können dieselben hier nicht nach ihrem ganzen Umfange und in allen Einzelheiten zur Erörterung gelangen, insbesondere soll alles wegbleiben, was nur auf Rechnung vorübergehender, nach Ort und Umständen verschiedener Factoren zu setzen ist. Faßt man die in Rede stehende Erscheinung als ein zusammengehöriges Ganzes auf, so zeigt sich darin das Resultat einer Bewegung, die bis zu dem Beginn des Jahrhunderts zurückreicht und an deren Anfängen zwei große welthistorische Thatsachen liegen: die Auflösung des alten Reiches und die Säculariſation.

In dem alten Reiche gab es neben den drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier 23 Erzbischöfe und Bischöfe, welche Landesherren waren und auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Der deutsche Bund dagegen umfaßte nur noch zwei Länder mit überwiegend katholischer Bevölkerung und katholischer Dynastie, den österreichischen Kaiserstaat und Baiern. Man begreift ohne weiteres, welchen Erfolg diese Veränderung für die politische und sociale Stellung der beiden Confessionen haben mußte, wie der Untergang jener zahlreichen rein katholischen Staatengebilde und die Verbindung ihrer ehemaligen Landestheile mit protestantischen, unter protestantischen Fürsten und Regierungen stehenden ganz von selbst den Protestanten einen ungeheuern Vorsprung im öffentlichen Leben, und nicht in diesem allein, sichern mußte. Die Ereignisse des Jahres 1866 haben die Verschiebung zu Ungunsten der Katholiken abermals gesteigert. In dem neuen Reiche besitzt allein Baiern eine der großen Mehrheit nach katholische Bevölkerung und eine angestammte katholische Dynastie. Aber das ist noch nicht alles. Gerade das Beispiel von Baiern läßt erst erkennen, in welchem Umfange die politischen Ereignisse zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Nachtheil der Katholiken ausschlugen.

Das alte rein katholische Baiern war ein Bauernstaat. Dazu traten in dem neuen Königreiche zahlreiche protestantische Territorien und darunter, hervorragend an Macht und Bedeutung, die vormaligen Reichsstädte: Nürnberg, Augsburg, Regensburg. Hier fand sich, was das alte Baiern nur in weit geringerm Grade besessen hatte, ein vermögendes und gebildetes Bürgerthum und in diesem das bereite Material, aus dem sich sofort die Beamtenschaft des neuen Staates recrutirte. Diese zahlreichen protestantischen Beamten lieferten von Anfang an in ihren Söhnen ein starkes Contingent zu den Schülern der höhern Bildungsanstalten und des weitern zu den Candidaten des Staatsdienstes. So kann man sagen, daß die Protestanten in Baiern von der Begründung des neuen Staatswesens an einen gewissen Vorsprung hatten, der sich, da niemand ihm entgegenwirkte, im Ablaufe der Generationen naturgemäß steigerte.

Und dazu kamen nun noch auf katholischer Seite die Wirkungen der Säculariſation. Man pflegt sich auf unserer Seite mit jener schmählichen Beraubung der Kirche durch die Erwägung abzufinden, daß die alten Zustände sich überlebt hätten, daß für geistliche Staaten in der modernen Welt keine Stelle mehr war, und daß insbesondere die reichen Stifte und Klöster längst nicht mehr ihrer Bestimmung entsprachen. Aber dabei übersieht man die tiefgreifende und lange nachwirkende Schädigung, welche durch die Säculariſation dem katholischen Leben in Deutschland zugefügt wurde. Das gilt ganz besonders von dem Bereiche der Bildung und Wissenschaft. Mit den geistlichen Staaten hörten die von ihnen unterhaltenen katholischen Universitäten entweder vollständig auf, oder sie wurden ihres stiftungsmäßigen Charakters beraubt. Und das war noch nicht das Schlimmste. Denn Abteien und Klöster, welche jetzt schnöder Habsucht und blöder Zerstörungswuth zum Opfer

fielen, hatten niemals aufgehört, Stätten der Wissenschaft zu sein. Auch in Zeiten tiefsten Verfalls gab es in ihnen immer wenigstens einzelne, die sich gelehrter Beschäftigung hingaben. Und vor allem: von ihnen und durch sie erhielten ganz allgemein begabte Söhne der umwohnenden Bevölkerung Mittel und Förderung, um sich höhern Studien zu widmen. Das war nun mit einem Schlage vorbei. In dem neuen paritätischen Staate gab es für jenes stille, durch die Jahrhunderte geübte Mäcenatenthum keinen Ersatz! Man kann diesen Verlust kaum hoch genug anschlagen. Der katholischen Kirche in Deutschland waren zugleich die politische Macht und der frühere Besitz genommen. Auf Seite der Staatsmänner hatte man weder das Verständniß für die Aufgabe, welche eben deswegen dem katholischen Volke gegenüber zu erfüllen war, noch würde man den Willen gehabt haben, Hand an die Erfüllung zu legen.

Kann man sich hiernach wundern, wenn nach Ablauf eines Jahrhunderts die Katholiken in Deutschland zurückgedrängt sind, wenn sie in wissenschaftlicher Bethätigung, in der Bewerbung um die höhern Staatsämter, im Besuch der Bildungs-Anstalten hinter den Protestanten zurückbleiben? Es ist das Ergebniß eines geschichtlichen Processes, dessen Ursprung ich aufgezeigt habe. Es hätte so kommen müssen, auch wenn nicht zeitweise da und dort noch die ausgesprochene Feindschaft der maßgebenden Kreise gegen alles katholische Wesen dazu getreten wäre, und man kann sich in der That nur wundern, daß das Ergebniß nicht noch ein viel schlimmeres geworden ist.

Aber nunmehr, nachdem wir uns unserer thatsächlichen Lage bewußt geworden sind, nachdem wir uns über die Ursachen verständigt haben, durch welche sie herbeigeführt worden ist, gilt es, mit allem Ernste und mit ausdauernder Energie Mittel der Abhülfe zu suchen.

Auf dem politischen Gebiet ist der Ersatz gefunden. Die alten rein katholischen Staaten sind untergegangen, es gibt keine katholischen Cabinette mehr, keine Regierungen, für welche die Förderung katholischer Interessen der maßgebende Gesichtspunkt wäre. Aber in den parlamentarischen Körperschaften da sitzen die Erwählten des katholischen Volkes, da sind die festverbundenen Gruppen katholischer Abgeordneten, denen dieses die Wahrung seiner heiligsten Interessen nicht nur für die Zeit vorübergehenden offnen Kampfes, sondern als dauernde Pflicht und bleibende vornehmste Aufgabe anvertraut hat. Aehnliches kann und muß auch für das Gebiet der Wissenschaft und Bildung geleistet werden. Und sicherlich, das mit dem Klerus verbundene katholische Volk wird auch hier Mittel und Wege finden, wenn es nur erst von der Wichtigkeit des Zieles ganz durchdrungen ist.

Das erste ist daher, daß wir die Werthschätzung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Berufes in weiten Kreisen zu steigern unternehmen. Nicht daß diese Werthschätzung bisher gefehlt hätte. Schon immer hat das katholische Volk mit Verehrung zu den Männern aufgeblickt, die mit den Waffen der Wissenschaft die Wahrheiten des Glaubens vertheidigten. Aber was wir jetzt brauchen, das sind nicht so sehr die Apologeten als vielmehr die eigentlichen Fachgelehrten, diejenigen, die, mit dem Rüstzeug der modernen Forschung ausgestattet, in selbständiger Arbeit das Gebiet des menschlichen Wissens zu erweitern und zu befestigen bemüht sind. Und glaube man nicht, daß die Apologetik dabei zu kurz käme. Ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forschung eingreift, dessen Namen mit weithin sichtbaren Zeichen in die Blätter der Geschichte eingegraben ist, und der sich zugleich in seinem Leben stets als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, wiegt ganze Bände Apologetik auf.

Zu der gesteigerten Werthschätzung wissenschaftlicher Bethätigung muß aber weiterhin die wirksame Unterstützung der auf ihre Förderung gerichteten praktischen Maßnahmen erwartet werden. Eine unter ihnen ist unsere Görres-Gesellschaft, und darum richte ich meinen Ruf an Sie, verehrte Versammlung, damit Sie denselben dem ganzen katholischen

Deutschland übermitteln möchten: unterstützen Sie unsere Bestrebungen. Helfen Sie uns durch die Vermehrung unserer Geldmittel, indem Sie uns eine möglichst große Zahl von Mitgliedern zuführen. Helfen Sie uns weiterhin dadurch, daß Sie strebsame und talentvolle junge Leute für den wissenschaftlichen Beruf gewinnen. Mein Appell gilt vor allen denjenigen, in deren Händen die Erziehung der Jugend liegt. Unsere studirende Jugend ist ja so leicht für das Ideal der Wissenschaft zu begeistern. Mit ungebrochener Bewunderung blickt sie zu den großen Führern im Reiche der Forschung empor. Verstärken Sie das jugendliche Feuer, steigern Sie den Aufflug der jugendlichen Seelen, indem Sie ihnen als höchstes Ideal eine im Lichte des Glaubens geübte wissenschaftliche Bethätigung vor Augen führen, für welche alle einzelnen Erkenntnisse nur die verschiedenen Strahlen der einen ewigen Wahrheit sind. Mein Appell geht ferner an die katholischen Studenten-Corporationen. Wir danken es ihnen, daß sie in schweren Zeiten dazu beigetragen haben, den jungen Leuten in den Gefahren des Universitätslebens das vom Elternhause mitgebrachte Gut des Glaubens und der Sitte zu bewahren. Mögen sie jetzt mit vermehrtem Eifer sich die Pflege der Wissenschaft angelegen sein lassen. Mögen sie mehr und mehr dazu beitragen, die Lücken zu füllen, welche die Reihen der katholischen Gelehrten aufweisen. Mein Appell wendet sich endlich an alle Freunde und Gesinnungsgenossen, indem ich meine Ausführungen zusammen fasse in das Wort: Die Förderung der Wissenschaft ist in der Gegenwart die wichtigste Aufgabe des katholischen Deutschland.

Die Kölnische Volkszeitung hat in ihrer Nr. 717 vom 21. Oktober 1896 (Litterarische Beilage Nr. 12) den Wortlaut einer Rede gebracht, mit welcher ich die diesjährige General-Versammlung der Görres-Gesellschaft in Constanz eröffnet habe. Das unumwundene Zugeständniß, daß wir Katholiken in Deutschland uns von den Protestanten in Wissenschaft und Bildung haben überflügeln lassen, mag bei den Freunden da oder dort überrascht haben. Angesichts nicht wegzuleugnender Thatsachen und angesichts der großen Gefahr, welche mit der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes verbunden ist, glaubte ich damit nicht zurückhalten zu sollen, auf die Gefahr hin, daß man gegnerischerseits den Versuch machen werde, meine Aeußerungen in einem uns nachtheiligen Sinne zu verwerthen.

Ein solcher Versuch liegt bereits vor in einem „Der Ultramontanismus und die Wissenschaft" überschriebenen Artikel, welchen der Hannov. Courier in seiner Nummer vom 25. October an leitender Stelle gebracht hat. Möglich, daß ähnliche Auslassungen auch anderwärts laut geworden sind; die des genannten Organs erscheinen jedenfalls so bezeichnend, ja geradezu typisch für die in gewissen Kreisen herrschende Denkweise, daß ich es für angebracht halte, sofort Stellung dagegen zu nehmen und dem Mißbrauch meiner Worte entgegenzutreten. „Die Thatsache des Zurückgebliebenseins," heißt es a. a. O., „ist nicht neu; in den Paritäts-Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses sowohl wie der baierischen Kammer ist sie noch im letzten Winter von neuem festgestellt und beleuchtet worden. Nie zuvor aber hat sie so ohne Umschweife und so nachdrücklich die Anerkennung eines ultramontanen Politikers gefunden. Man könnte demnach von ihm erwarten, daß er den Paritäts-Querulanten den Rath gäbe, den Vorwurf wegen angeblicher Zurücksetzung in den gelehrten Berufen nicht gegen den Staat oder die Protestanten, sondern gegen die katholische Bevölkerung selbst zu erheben. Soweit geht Hr. v. H. indeß nicht. Er sucht die Thatsache der auffallend geringern Wissenschaftlichkeit der Katholiken historisch zu begreifen, indem er die in Rede stehende Erscheinung als das Resultat einer Bewegung auffaßt, die bis zum Beginn des Jahrhunderts zurückreicht und an deren Anfängen zwei große weltgeschichtliche Vorgänge liegen: die Auflösung des alten Reiches und die Säcularisation" usw.

Hierauf ist zu sagen, daß die „Paritäts-Querelen" durch jene Ausführungen in keiner Weise abgeschwächt werden. Wenn in denselben anerkannt wurde, daß das Angebot geeigneter katholischer Candidaten für die gelehrten Berufe hinter dem zurückbleibe, was nach der confessionellen Statistik erwartet werden müßte, so ist damit die Sache nicht aus der Welt geschafft, daß den vorhandenen Candidaten das katholische Bekenntniß in Preußen und anderswo oft genug ein Hinderniß in der Carrière gewesen ist und noch ist. Nomina sunt odiosa, weder der Sache noch den betheiligten Persönlichkeiten würde man einen Dienst erweisen, wollte man in öffentlicher Discussion Beispiele anführen. Wenn aber erst ein Mal an maßgebenden Stellen im Reiche und in Preußen die Neigung vorhanden wäre, diesen Dingen näher zu treten, so würden sie sich zu Dutzenden einstellen. Auf Seiten der preußischen Katholiken hat man auch nie das Verlangen erhoben, daß die Zahl der katholischen Beamten genau dem Procentsatze der katholischen Bevölkerung entsprechen müsse. Man hat sich nur nicht überzeugen können, daß die unverhältnißmäßig geringe Vertretung des katholischen Elements in den höhern Staatsstellen und das Zurückbleiben der Katholiken — nicht in der Wissenschaft und Bildung, sondern in der Carrière — anders als aus einem System zu erklären sei. Und das Schlimmste ist, daß die übeln Erfahrungen auf diesem Gebiete nothwendiger Weise abschreckend wirken und immer auf's neue das Angebot katholischer Kräfte verringern müssen. Von dieser Seite der Sache zu reden, lag in Constanz keine Veranlassung vor; sie ist anderwärts oft genug hervorgehoben worden. Hier galt es, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, allen entgegenstehenden Hindernissen zum Trotze eine stärkere Betheiligung der deutschen Katholiken in der Aneignung höherer Bildung und in wissenschaftlicher Arbeit herbeizuführen. Wenn also der Hannov. Cour. geglaubt haben sollte, man könne bei den demnächst zu erwartenden Paritäts-Debatten im preußischen Abgeordnetenhause den Vertretern des Centrums durch Berufung auf meine Constanzer Rede die Waffen aus der Hand nehmen, so bewegt er sich in einer Täuschung.

Nicht glücklicher ist er an einem andern Punkte. Meine Ausführung, daß auf politischem Gebiete ein Ersatz für den Wegfall der alten, rein katholischen Staaten in den parlamentarischen Vertretungen der deutschen Katholiken gefunden sei, findet er „äußerst interessant für die Beleuchtung des Wesens der Centrumspartei". „Noch im letzten Frühjahr bei ihrer Jubelfeier wurde man nicht müde mit der Versicherung, daß dieselbe keine confessionelle Partei sei; jetzt hören wir von Hrn. v. H., daß das Centrum der Ersatz für die geistlichen Staaten, für die mit der Säcularisation verloren gegangene »politische Macht der katholischen Kirche in Deutschland« ist. Man wird sich dies Geständniß aus so autoritativem Munde merken müssen."

Hier will ich dem Verständnisse des Hannov. Cour. dadurch nachhelfen, daß ich mich auf einen Artikel der Histor.-Polit. Blätter im dritten Hefte des laufendes Bandes berufe, der von der Kölnischen Volkszeitung theilweise reproducirt wurde. Dort ist der Gedanke ausführlich entwickelt, den die Constanzer Rede nur kurz streifen konnte, und auch bereits Stellung genommen zu der Discussion, auf welche der Hannov. Cour. anspielt. Bei der letztern handelt es sich um die Frage, ob das Centrum eine rein kirchlich-confessionelle Partei in dem Sinne bilde, daß seine Mitglieder nur in kirchlichen Fragen zu einheitlichem Vorgehen verbunden seien, in allen andern dagegen und namentlich, wo es sich um wirthschaftliche Interessen handele, nach den verschiedensten Richtungen auseinander gehen könnte. Hierüber heißt es in den Histor.-Polit. Blättern: „Mit der Beseitigung des Centrums würden die deutschen Katholiken aufhören, ein politischer Factor zu sein, der Protestantismus hätte erreicht, was er im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nicht erreichen konnte, er wäre zur alleinherrschenden Macht in Deutschland geworden. Selbstverständlich aber bleibt das Centrum nur so lange ein bedeutsamer Factor, als es eine politische Partei

bleibt und das Gewicht seiner einheitlichen Geschlossenheit auch in andern als kirchlich-religiösen Fragen in die Waagschale werfen kann. Eine freie Vereinigung katholischer Abgeordneter, die sich nur in Fragen dieser Art zusammenfänden, im übrigen aber nach allen Richtungen der Windrose auseinander stimmten, wäre auch auf dem kirchlich-religiösen Gebiet zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt." Ganz in dem gleichen Sinne habe ich mich vor wenigen Tagen vor einer Versammlung von Centrumswählern in Memmingen ausgesprochen. Ich habe dort insbesondere hervorgehoben, daß die Centrums-Fraction des Reichstages, welche die nothgedrungene Abwehr und die Vertheidigung kirchlicher Interessen auf den Plan gerufen hat, schon durch ihre Zusammensetzung, welche die verschiedensten Landestheile und die verschiedensten Berufsstände umfaßt, naturnothwendig zu einer Partei des wirthschaftlichen Ausgleichs habe werden müssen. Der Hann. Cour. und seine Freunde sind sonach nicht in der Lage, mich als Gewährsmann für die Auffassung anzuführen, als sei das Centrum eine einseitig confessionelle Partei.

Die Hauptsache kommt am Schlusse. Ich habe in Constanz gesagt, was uns fehle, das seien die eigentlichen Fachgelehrten, „diejenigen, die, mit dem Rüstzeug der modernen Forschung ausgestattet, in selbständiger Arbeit das Gebiet des menschlichen Wissens zu erweitern und zu befestigen bemüht sind". Hierzu bemerkt der Hann. Cour.: „Frhr. v. Hertling hat leider dem Reichstage noch nicht wieder angehört, als gelegentlich der Umsturzvorlage Hr. Groeber seine Scheiterhaufen-Reden gegen die Universitäts-Professoren hielt und Hr. Rintelen in der Begründung seines berühmten Antrages die »sogenannte Wissenschaft« als die Wurzel alles Uebels brandmarkte. Wie, denkt er wohl, wird sich der »mit dem Rüstzeug der modernen Forschung ausgestattete« Mann der Wissenschaft von dem Wesen dieses Geistes angemuthet fühlen? Wir glauben, so lange die »Weltanschauung des Ultramontanismus«, um mit Hrn. Bachem zu reden, unter unsern Katholiken die Herrschaft hat, wird Hr. v. Hertling auf den von ihm gewünschten wissenschaftlichen Aufschwung vergebens warten, -- es sei denn, daß die Staatsgewalt mit den von Hrn. Rintelen empfohlenen Mitteln nur einer dieser Weltanschauung entsprechenden Wissenschaft die Daseinsberechtigung zuerkennen würde. Das mag wohl der Traum mancher ultramontanen Phantasie sein; Wirklichkeit wird es aber, so lange ein Deutsches Reich besteht, schwerlich werden."

Wie aus diesem Gerede hervorgeht, steht der Artikelschreiber des Hannov. Cour. auf dem Standpunkte des liberalen Bildungsphilisters, der über die vorgefaßte Meinung von einem unversöhnlichen Gegensatze zwischen Wissenschaft und religiösem Glauben nicht hinauskommt, ja womöglich in der Verleugnung dieses letztern für sich allein schon den Erweis der Wissenschaftlichkeit erblickt. Damit ist dann freilich jede Möglichkeit einer Verständigung abgeschnitten. Wir unserseits halten mit dem Vaticanischen Concil an der Harmonie zwischen Glauben und Wissen fest, wir können jeder redlichen Forschung um so zuversichtlicher freie Bahn verstatten, als wir sicher sind, daß ihre sichergestellten Ergebnisse niemals im Widerspruche mit dem Glaubensinhalte sein werden. Die Männer des Hannov. Cour. mögen dies, wenn sie wollen, als verwunderlichen Optimismus anstaunen, aber sie mögen ihr abschätziges Urtheil über unsere Bestrebungen so lange zurückstellen, bis sie uns nachweisen können, daß wir zu Gunsten des Kirchenglaubens ein wirkliches Factum der Wissenschaft ignorirt oder gar zu leugnen versucht hätten. Ganz etwas anderes aber ist das mißbräuchliche Gebahren, welches im Namen der Wissenschaft auf Grund unbewiesener Behauptungen und unbeweisbarer Theoricen die heiligsten Ueberzeugungen der Menschheit bestreitet oder in Frage zieht. Wenn hiergegen von Rednern des Centrums gelegentlich scharfe Worte gerichtet worden sind, so bildet das keinen Gegensatz zu dem von mir in Constanz ausgesprochenen Wunsche, daß man sich in unsern Kreisen mehr noch als bisher wissenschaftlicher Thätigkeit hingeben möge.

München. Freiherr v. Hertling.

III. Dr. Adolf Bruder.

Von Dr. Karl Domanig (Wien).

Adolf Bruder, Doctor der Rechte, pflegte als sein eigenstes Fach die Nationalökonomie. Was er auf diesem Gebiete geleistet und zum Ausbau einer christlichen Rechts- und Wirthschaftslehre beigetragen hat, sichert ihm ohne Zweifel einen bleibenden Namen; das aber muß ein anderer darthun, ein Mann vom Fach. Ich will dazu nur eines bemerken: alle seine ausgebreiteten Kenntnisse waren ihm kein todter Besitz: sie dienten ihm als Waffen für Wahrheit und Recht, Volksthum und Vaterland. Wer ihn nur jemals sprechen hörte über seine Lieblingsthemata: etwa über die Bedeutung der katholischen Kirche für das Gemeinwohl des Volkes, über die Vortrefflichkeit des alten deutschen Rechtes gegenüber dem römischen, über die Idee des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und die providentielle Aufgabe Oesterreichs, über die noch ungewürdigten Verdienste der Habsburger um Deutschland — wie er sich da ereiferte und übersprudelte — man konnte lächeln, aber das mußte sich jeder gestehen: dem Manne ist seine Gelehrsamkeit zu Fleisch und Blut geworden, alle Kenntnisse sind bei ihm aufgegangen in seine Gesinnung, die Theorieen in Ueberzeugungen.

Seiner Stellung nach war Bruder Custos an der Universitätsbibliothek in Innsbruck. Das Amt behagte ihm nicht durchaus, er hatte es nicht gesucht und es bot ihm kein Genügen; nicht selten klagte er darüber, daß er die beste Zeit des Tages mit mechanischen Arbeiten zubringen müsse. Dennoch war ihm sein Bureau an's Herz gewachsen; noch acht Tage vor seinem Tode zwang er sich dahin: „er müsse Ordnung schaffen, bevor er auf Urlaub gehe". Einen pflichttreuern, pünktlichern Beamten gab es nicht; auch nicht leicht eine tüchtigere Arbeitskraft.

Was er während der Amtsstunden arbeitete, war indeß der weitaus geringere Theil seiner Thätigkeit. Die meiste Zeit und die meiste Kraft hat immer seinen gelehrten Arbeiten und in den letzten Jahren seines Lebens ganz ausschließlich dem Staatslexikon gehört, dessen Redaction ihm von der Görres-Gesellschaft übertragen worden war; und für diese letztere Aufgabe war er allerdings wie „geschaffen" und, das ist meine volle Ueberzeugung, von der Vorsehung recht eigentlich heranerzogen worden. Ich brauche da nur kurz auf seinen Lebensgang zu verweisen.

Bruder war der ältere Sohn eines k. und k. Offiziers, der viele Jahre als Lehrer und Commandant einer Militair-Erziehungsanstalt thätig war, dann in Folge seiner im Feldzuge von 1866 gegen Italien ausgestandenen Strapazen vorzeitig in den Ruhestand trat und sich nun ganz der Erziehung seiner beiden Söhne widmete. Der häufige Domicilswechsel der Eltern hatte es mit sich gebracht, daß Adolf seine Gymnasialstudien an verschiedenen Orten machte: zu Hall in Tyrol, St. Paul in Kärnthen und Innsbruck — überall mit demselben Erfolge: als der erste in jeder Klasse, mit der Vorzugsnote in allen Lehrgegenständen. Denn der schöne Ehrgeiz, seine Pflicht in allem gleichmäßig zu erfüllen, ward ihm vom Vater angeerbt und anerzogen. Dieser ließ es sich außerdem angelegen sein, den Sohn in modernen Sprachen auszubilden, ihn mit Zeichnen und Malen zu beschäftigen (was ihm später auch bei seinen Studien sehr zu statten kam), ihm mancherlei dem Gymnasiasten sonst fremde Gebiete, wie Völkerkunde, Wappenlehre u. dgl., zu erschließen, und ihn durchweg an Pünktlichkeit und Sauberkeit im Arbeiten zu gewöhnen.

Vielseitig und gründlich vorgebildet wie selten ein Abiturient, bezog der Achtzehnjährige die Universität Innsbruck und absolvirte hier die juridischen Studien. Ich glaube nicht,

daß es in den vier Jahren des Collegienbesuchs auch nur vier Mal vorgekommen ist, daß Br. ohne zwingende Nothwendigkeit eine Stunde „schwänzte“; dafür bestand er sämmtliche Examina aus allen Fächern mit Auszeichnung — nur die promotio sub auspiciis imperatoris blieb ihm versagt.

Als junger Doctor kam Br. mit guten Empfehlungen nach Wien, besuchte hier noch die Universität, und wurde dann an einem Ministerium als Aspirant zugelassen. Zugleich aber unterbreitete er dem Unterrichtsminister ein Gesuch um Verleihung eines Reise-Stipendiums, welches ihm seine weitere Ausbildung an deutschen Universitäten und seine Habilitirung als Privatdocent der Nationalökonomie ermöglichen sollte. Als die Entscheidung des Unterrichtsministers in günstigem Sinne endlich erfolgt war und der Glückliche sich von seinem Bureauchef verabschieden wollte, überraschte ihn dieser mit der Aufforderung: er möge im Ministerium bleiben, und sagte ihm die sofortige Anstellung zu. Bruder schwankte einen Augenblick: hätte er angenommen, eine glänzende Beamtenlaufbahn war ihm sicher. Aber seine wissenschaftliche Ausbildung und ein Lehramt an der Universität standen ihm höher; er ging auf je ein Semester nach Leipzig und Berlin. Hier waren W. Roscher und A. Wagner seine Lehrer, beide Gegner des unbedingten Manchesterthums, beide in starkem Widerspruche zu den liberalen Theorien, die er bisher in sich aufgenommen hatte. Und nun vollzog sich ein gewaltiger Umschwung in ihm: er, der gewohnt war (man merkte ihm zeitlebens die militairische Erziehung des Vaters an), zu schwören in die Worte seiner Lehrer, findet plötzlich, was er gläubig hingenommen hatte, als veraltete Vorurtheile bekämpft, bekämpft von Männern, denen er auch persönlich nahe trat und die größte Verehrung entgegenbrachte. Er athmete auf, daß auch auf dem Gebiete der Nationalökonomie Anschauungen zu Recht bestehen könnten, die sich mit seinen religiösen Ueberzeugungen ohne weiteres vereinbaren ließen, ja in diesen ihren Rückhalt fanden; er begann sich an selbständige Forschungen zu wagen und neue Wege zu gehen: früher nur als Privatmann, war er von nun ab auch als Gelehrter Katholik.

Schon in seiner Habilitationsschrift, die er nun in Innsbruck ausarbeitete, legte er, mit jugendlichem Feuer und mehr Freimuth als Klugheit, eine der liberalen Anschauung zuwiderlaufende Theorie vom Zinse nieder (später erschienen in der Tübinger Quartalschrift für National-Oekonomie). Ein Unglück für ihn. Die Schrift wurde als nicht annehmbar qualificirt, sein Examen, zu welchem er *gleichwohl* zugelassen wurde, für ungenügend, sein Probe-Vortrag, den er *trotzdem* abhalten durfte, für unbefriedigend erklärt; der Fachprofessor (seither selbst in vielem besonnener) entsetzte sich über die „reactionairen“, „umsturzfreundlichen“ Ideen des Candidaten! Mein armer Freund, der fast drei Jahre Zeit und Kraft an die Erreichung einer Docentur gesetzt und dafür die besten Aussichten geopfert hatte, sah sich plötzlich um seine Hoffnung betrogen. Der Schlag — ich habe es miterlebt — war niederschmetternd für ihn, lange Zeit schien er wie gebrochen. Später noch griff er immer wieder seinen Lieblingsgedanken auf; aber auch ein späterer Versuch sich zu habilitiren mißlang, und eine sich ihm darbietende Gelegenheit, als Professor bestellt zu werden, verscherzte er durch seine übergroße Bescheidenheit. Ich habe es niemals ernstlich bedauert; Bruder war nach meiner Ueberzeugung zu *anderm*, nicht minder wichtigem berufen.

Als er, mit 27 Jahren noch ohne Stellung, ein zweites Mal nach Wien ging, blieb ihm nichts übrig, als in die dortige Universitätsbibliothek einzutreten und gegen ein schmales Taggeld auf's ungewisse zu practiciren. Es war die schlimmste Periode seines Lebens, eine freudlose, arbeits- und entbehrungsreiche Zeit, während welcher seine „Finanzpolitik Rudolfs IV.“ entstand. Endlich wurde er — es war im Jahr 1880 — zum k. k. Amanuensis, damals in der zehnten Rangklasse, ernannt; das war doch wenigstens eine sichere Anstellung. Und nun führte er seine Braut heim, eine Augsburger Bürgerstochter, und versöhnte sich mit

seinem Loose. Aber das geringe Einkommen konnte auf die Dauer den Bedürfnissen einer, wenn auch kleinen und noch so bescheidenen Familie unmöglich genügen, und ein Avancement war erst nach langen Jahren zu erhoffen. Drohend stand die Zukunft vor ihm. Da auf einmal eine Wendung zum Bessern: Bruder erhielt den Auftrag, Sr. k. Hoheit dem Erzherzog Franz Ferdinand d'Este, ältestem Sohne des Erzherzogs Karl Ludwig, Unterricht zu ertheilen und zwar in sämmtlichen juridischen Disciplinen. Damit war vor allem die materielle Lage gebessert; auch die Lehrthätigkeit war so ganz nach seinem Geschmacke, und während der Sommermonate erhielt er von Amtswegen Urlaub, um seinen prinzlichen Schüler in das schöne Reichenau zu begleiten, wohin er dann seine Familie mitnahm.

Freilich war es ein gewaltiges Stück Arbeit, welches Dr. Bruder nun Tag für Tag zu bewältigen hatte. Regelmäßig zwei Stunden Unterricht, dann die Vorbereitung darauf, mit der er es auf's allergewissenhafteste nahm, und daneben die gewöhnlichen Amtsstunden! Jeden Tag um 5 Uhr früh stand er an seinem Arbeitspulte. Aber es ist klar, daß Br., indem er genöthigt war, die sämmtlichen juristischen Gegenstände neuerdings durchzuarbeiten und vorzutragen, sein sachliches Wissen auf's neue vertiefte und als Jurist eine seltene Gründlichkeit und Vielseitigkeit erlangte. Auch in anderer Hinsicht war ihm der mehrjährige Unterricht bei dem kaiserlichen Prinzen von nachhaltigem Vortheile; denn auf Verwendung des Erzherzogs Karl Ludwig wurde ihm im Jahre 1883 die vacant gewordene Stelle eines k. k. Custos an der Universitätsbibliothek Innsbruck verliehen, so daß er nun in ungewöhnlich kurzer Zeit vorrückte und zugleich bleibend in sein geliebtes Tyrol zurückversetzt wurde.

Hier in Innsbruck nun war es, wo er den Ruf erhielt, für den frühverstorbenen Dr. Gramich die Redaction des Staatslexikons zu übernehmen. Und nun darf ich wohl fragen: hätte man einen geeignetern Mann für diese Aufgabe finden können, als unsern Dr. Bruder, der neben manchfaltigen allgemeinen Kenntnissen eine umfassende juridische Bildung besaß, in deren Mittelpunkte das heutzutage wichtigste Fach der National-Oekonomie stand, der als Bibliotheks-Beamter wie kein anderer die ungeheuere Litteratur übersah und benutzen konnte, und überdies durch unermüdlichen Fleiß und eine fast bis zum Uebermaß gesteigerte Accuratesse zu der Redaction eines großen wissenschaftlichen Werkes befähigt und wie geschult war?

Es hat sogar den Anschein, als wenn Dr. Bruder dafür, daß ihm eine glänzende Carrière versagt blieb, auch materiell so zu sagen entschädigt werden sollte. Er avancirte nur ein Mal, aber von der zehnten in die achte Rangklasse, und dann, ohne eine Hand zu rühren, in die siebente, indem Minister von Gautsch die sämmtlichen Bibliotheks-Beamten in einen höhern Rang versetzte; vor ungefähr einem halben Jahre wurden denselben auch die ihrem Range entsprechenden Bezüge zuerkannt; seit dem 1. Mai aber, welchen unser Freund noch glücklich erlebte, trat das neue österreichische Pensionsgesetz in Kraft, das den Wittwen und Waisen der österreichischen Staats-Beamten so ungewöhnlich große Vortheile zuwendet und so nun seine Hinterbliebenen wenigstens der materiellen Sorgen enthebt.

Was ich von den andern Eigenschaften meines Freundes zu sagen hätte, gehört nur eben insoferne hierher, als ich zeigen wollte, daß Dr. Bruder in der Redaction des Staats-Lexikons seine Lebensaufgabe erfüllte, in deren Dienst er den ganzen Mann stellte. Aber auch unter diesem Gesichtspunkte darf ich es noch einmal hervorheben, daß Bruder an Pflichttreue und stetigem Fleiße nicht übertroffen werden konnte; darf ich es nicht verschweigen, daß er als Katholik seine Obliegenheiten auf's genaueste erfüllte und öffentlich, wo immer es war, Christum bekannte. Als Student war er farbentragends Mitglied der Innsbrucker „Austria", und der Sache der katholischen Studenten-Verbindungen (ich muß das hier inter parenthesim bemerken, was an anderer Stelle ausführlicher besprochen werden sollte) blieb er Zeit seines Lebens mit wahrer Begeisterung zugethan; als Gatte und Vater war

er allen ein Musterbild. Und wenn ich seiner Bescheidenheit und Opferwilligkeit gedenke, seiner hingebenden Freundschaft, seines kindlich heitern Wesens voll gemüthlichen Humors und oft überschäumenden Witzes *), seiner burschikosen, echt poetischen, niemals vordringlichen, nie beleidigenden Art — wahrlich gesegnet war sein Wesen und sein Wirken; gesegnet bleibe sein Angedenken!

Wien, im August 1896. Dr. Karl Domanig.

IV. Die Arbeiten des römischen Institutes 1895/6.

Im Vordergrunde der Arbeiten stand das große Unternehmen der Görres-Gesellschaft, die Herausgabe auf das Concil von Trient bezüglicher Materialien (Hist. Jahrb. XVII, 950).

Den Mittelpunkt des Ganzen bilden die eigentlichen Concilsacten, d. h. die Aufzeichnungen der Concils-Secretaire, namentlich Angelo Massarelli's, über die allgemeinen und besondern Congregationen (Klassen) der Prälaten und Theologen, sowie über die feierlichen Sessionen selbst. Dabei wird, im Gegensatz zu Theiner, überall die ursprünglichste Fassung, soweit als möglich das während der Sitzungen geschriebene Protokoll zu Grunde gelegt, während die spätern Redactionen zu textlichen oder sachlichen Erläuterungen herangezogen werden. Besondern Werth besitzen natürlich die zahlreichen Originalvoten der Prälaten und Theologen, seien sie in Autograph oder Abschrift überliefert, weil sie noch unmittelbarer als die Protokolle in medias res hineinführen. Von diesem Hauptzweige des Unternehmens sind nun drei große Abschnitte in Angriff genommen, nämlich die erste Trienter Periode (1545—47) durch Dr. Ehses, das Concil von Bologna (1547—49) durch Dr. Merkle, die zweite Trienter Periode (1551—52) durch W. Hoffmann. Vorausgehen mußte, als Unterbau des ganzen Unternehmens, eine genaue Inventarisirung der 151 Bände de conciliis, sowie mancher andern Bestände des vaticanischen Archivs, ebenso eine Zusammenstellung der vielen einschlägigen Codices der vaticanischen und anderer römischen Bibliotheken, wobei bereits eingehende Vorarbeiten des Vorjahres zu Gute kamen. Auf dieser Grundlage wurde von den genannten Herren während des verflossenen, zum Theil auch im vorhergehenden Jahre gearbeitet, und zwar ist Dr. Ehses mit der systematischen Behandlung bis Mitte Mai 1546, d. h. bis tief in die Berathungen für die Sessio quinta, vorgedrungen; aus der Folgezeit sind die ausgedehnten Verhandlungen de Reformatione und zahlreiche Originalvoten gehoben. Dr. Merkle und Hoffmann haben für ihre Abschnitte die Congregationsprotokolle ganz oder annähernd zu Ende geführt; das noch Fehlende wird sofort nach Wiedereröffnung des Archives in Angriff genommen. Das für die erste Periode fertig gestellte Material hat den Umfang eines starken Bandes; die Fortsetzung bis zur Verlegung nach Bologna wird einen zweiten Band füllen usw., je nach Ausdehnung der Acten aus den betreffenden Perioden.

Dem Drucke der Acten müssen jedoch die Tagebücher und Diarien vorangehen, weil die übrigen Abtheilungen des Werkes, besonders auch die Acten selbst, sich vielfach an die Tagebücher anschließen und aus denselben ihre Erläuterung erhalten müssen. Mit diesen Tagebüchern Massarelli's, Severoli's, Serigando's, Servanzio's ꝛc. ist seit langem Dr. Merkle beschäftigt, und die Ausgabe in zwei Bänden, von denen der erste bereits druckfertig vorliegt, der zweite unmittelbar folgen wird, gibt dieses Material in einer Vollständigkeit und

*) Vgl. seine „Pfauenfedern", die er gelegentlich des 25jährigen Stiftungsfestes der „Austria" in Druck gab.

Genauigkeit, die seiner Zeit Döllinger mit seiner bezüglichen Publication entfernt nicht hatte erreichen können. Namentlich haben die Forschungen über Verfasser, Priorität und Originalität der einzelnen Diarien zu ganz überraschenden Resultaten geführt. Da verschiedene Spuren darauf hinzuweisen schienen, daß das Autograph des Massarelli-Tagebuches nach Spanien gelangt sein könnte, hat Dr. Merkle im Auftrag der Görres-Gesellschaft während der Sommermonate eine Reise nach und durch Spanien gemacht, die zwar bezüglich Massarelli's den Erwartungen nicht entsprach, im übrigen aber für die gesammte Collectio Tridentina ebenso unumgänglich wie nutzbringend war. Der Druck der Tagebücher mußte natürlich bis nach Beendigung des Iter Hispanicum ausgesetzt werden, wird aber nunmehr beginnen können, da alle Vorfragen mit der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg erledigt sind. An diese beiden Bände Tagebücher wird sich dann ohne Unterbrechung der Druck der Acten in der oben bezeichneten Reihenfolge anschließen können.

Neben diesen Concilsarbeiten hat Dr. Ehses die Nuntiatur-Berichte aus Deutschland soweit gefördert, daß dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Bande der Kölner Nuntiatur unter Sixtus V. (Hist. Jahrb. XVII, 185) spätestens zu Beginn des nächsten Jahres der zweite, bis zum Tode dieses Papstes reichende Band im Drucke folgen kann. Für die Beziehungen der Nuntien zu dem Statthalter der Niederlande, Alexander Farnese, mußte eine Reise nach Neapel unternommen werden, die auch für den Nuntius Bonomi einige Nachträge aus den Carte Farnesiane lieferte. In der Nationalbibliothek daselbst wurde das Autograph der Tagebücher Seripando's mit dem mangelhaften Drucke bei Döllinger verglichen. In Florenz hat dann Dr. Ehses die Carte Cerviniane, d. h. die litterarische Hinterlassenschaft des zweiten Concilspräsidenten zu Trient und Bologna, des Cardinals Marcello Cervino, spätern Papstes Marcellus II. († 1555) einer genauern Durchsicht unterzogen. Herrn Dr. Ehses gelang er auch, Näheres über ein großes, auf italienischem Boden befindliches Privatarchiv aus dem 16. Jahrhundert mit äußerst werthvollen römischen Acten zu erfahren, das höchst wahrscheinlich auch die so schwer vermißten Bonomi-Depeschen aus dem Jahre 1586 enthält, aber leider noch unter fast hermetischem Verschlusse steht. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß wenigstens eine nähere Auskunft über den Materialienbestand des Archives zu erlangen wäre.

An der Fortsetzung der Kölner Nuntiatur, mit dem Tode Sixtus V. beginnend, arbeitet Dr. L. Schmitz, zur Zeit in Rheydt bei M.-Gladbach.

Ein drittes Arbeitsgebiet des römischen Institutes ist das Pontificat Hadrians VI, des letzten deutschen Papstes. Diesen Stoff hat Dr. von Domarus übernommen, der am Schlusse des Jahres die sämmtlichen wider Erwarten zahlreichen Regesten- und die Supplikenbände der vaticanischen wie der lateranensischen Reihe dieses Papstes erledigt hatte bis auf einen einzigen, der die bezüglichen Materialien aus der Zeit der Sedisvacanz und der Abwesenheit Hadrians von Rom enthält und daher ursprünglich einer andern Serie einverleibt war. Dieser Band und die Collationirung mehrerer anderer wird in einigen Monaten erledigt und demnächst das ganze Material, das von Dr. von Domarus durch Untersuchungen in den Archiven von Florenz, Brüssel, Perugia ꝛc. vervollständigt wurde, druckfertig sein.

Dr. Casimir Hayn, zur Zeit am bischöflichen Gymnasium zu Straßburg, bereitet die Veröffentlichung seiner früher gesammelten Quellen über das päpstliche Almosen- und Finanzwesen unter Johann XXII. usw. vor.

Druckfertig für die „Quellen und Forschungen" liegen endlich vor: ein Band von Prof. Dr. Kirsch in Freiburg (Schweiz) zur Geschichte der Rückverlegung des päpstlichen Stuhles von Avignon nach Rom und ein Band von W. E. Schwarz in Berlin zur Nuntiaturthätigkeit Caspar Groppers in Westdeutschland.

29. September 1896. Dr. Ehses.

Die Arbeiten während der Monate October bis December 1896 vertheilten sich auf Trient, Bologna und Rom. Herr Dr. Merkle reiste Anfang October nach Trient, um die dort befindlichen Vorlagen zu den Diarien Döllinger's (bezw. Woker-Druffel's) mit den eigenen Abschriften aus dem vaticanischen Archive zu vergleichen. Diese Vergleichung erhob die bereits bestehende Ueberzeugung von der Unbrauchbarkeit der Döllinger'schen Ausgabe zur vollsten Gewißheit, ergab aber auch die Nothwendigkeit manchfacher Aenderungen in dem Commentar zum ersten Bande der Tagebücher. Von Trient begab sich Dr. M. nach Bologna, wo es ihm durch Vermittelung des Archivdirectors Malagola gelang, Zutritt zu dem Privatarchive des Grafen Isolani zu erhalten und dort außer anderm die äußerst werthvollen gleichzeitigen Aufzeichnungen des Auditor rotae, spätern Cardinals und Erzbischofs von Bologna, Gabriel Paleotto, über die letzte Trienter Periode (1561/3) zu entdecken. Wegen der Gefahr, daß der Zutritt zu dem genannten Privatarchive nur kurze Zeit und bei späterer Gelegenheit vielleicht überhaupt nicht mehr gestattet sein könnte, mußte mit äußerster Beschleunigung gearbeitet werden, und so traf es sich sehr gut, daß Herr Dr. v. Domarus, dessen Reise nach Italien sich durch Erkrankung und andere Umstände etwas verzögert hatte, zu Ende October in Bologna eintreffen konnte, um sich mit Dr. M. in die Arbeit zu theilen. Es gelang dann den beiden Herren auch, das gesammte von Paleotto stammende Material zu bewältigen, indem Dr. M. die eigenhändigen, mit Bleistift geschriebenen Aufzeichnungen dieses Prälaten, Dr. v. Domarus dessen Correspondenz behandelte, die durch Paleotto's Secretär Ludwig Nucci für die Jahre 1562/3 mit Paleotto's Brüdern in Rom bezw. Bologna geführt wurde und allerdings mehr eine private wie officielle Correspondenz ist, aber bei der hervorragenden Stellung Paleotto's nicht geringen Wert besitzt. Nach der Ankunft in Rom konnte Dr. M. aus verschiedenen Bänden der vaticanischen Serie de concilio seine Studien über Paleotto vervollständigen und wird demnächst darüber, sowie über die Ergebnisse seiner spanisch-französischen Reise einen eingehenden Bericht an das Historische Jahrbuch senden. Die Weiterreise nach Rom brachte ihm dann noch kurze Abstecher nach Parma, Modena, Florenz, die indessen außer dem bedeutungsvollen Nachlasse Ludwig Beccadelli's in Parma keine neuen Resultate ergaben. Hier in Rom beschäftigt sich sodann Hr. Dr. M. mit den nöthigen Nachträgen zu dem ersten Bande der Tagebücher, dessen Druck immerhin etwas anstehen muß, auch deshalb, weil nach den außerordentlichen Anstrengungen des letzten Halbjahres für Dr. M. einige Abspannung unabkömmlich ist.

Herr Dr. v. Domarus hat dann in Rom sofort den noch rückständigen Supplikenband aus dem Pontificate Hadrian's VI. bezw. aus der vorhergehenden Sedisvacanz bis zur Ankunft Hadrian's in Rom in Angriff genommen und glaubt, trotz der Verzögerung durch den Aufenthalt in Bologna, seinen Band bis Ostern druckfertig zu haben. Einige parallele Materialien beabsichtigt er auf meinen Rath in der Römischen Quartalschrift zu veröffentlichen, damit ihm nicht andere zuvorkommen.

Meine eigenen Arbeiten begannen am 2. October in Rom und waren unausgesetzt auf die Originalacten Massarelli's zu der ersten Trienter Periode (1545/7) gerichtet. Die ersten fünf sessiones sind vollständig abgeschlossen und haben ein so reiches Material ergeben, daß damit der erste Band bereits vollständig belastet sein dürfte. Es fallen nämlich viele officielle Actenstücke, Vollmachten, Mandate, Orationen, Bullen und Breven in diese Zeit, die ihres Zusammenhanges mit den Concilstagungen nicht entkleidet werden dürfen, aber doch, damit der Tenor der Verhandlungen nicht zu große Unterbrechung leidet, am besten in den Anhang verwiesen werden. Die nächste sessio (VI.) ist die umfangreichste und wohl auch wichtigste des ganzen Concils, da sie die grundlegenden Capitel de iustificatione und de residentia behandelt. Diese beiden Artikel betreffend ist in der gegenwärtigen wie in frühern Arbeitsperioden schon ein sehr ausgedehntes Material gehoben,

namentlich an Orginalvoten und Decretsentwürfen, theils aus dem vaticanischen Archive, theils aus den Codd. 4896, 6208, 6209 ꝛc. der vaticanischen Bibliothek und namentlich aus Cod. Barber. XVI. 89, welch' letzterer Band fast ganz aus autographen Originalvoten der Trienter Theologen zusammengesetzt ist; und so ist zu hoffen, daß auch die systematische Behandlung der sessio VI, mit der ich vor einem Monat beginnen konnte, trotz des fast unübersehbaren Stoffes rasch von statten gehen wird.

Mit der Redaction und Commentirung zum zweiten Bande der Kölner Nuntiatur bin ich bis Ende December 1589 vorgedrungen, so daß noch die 8 Monate bis zum Tode Sixtus' V., 27. August 1590, zu behandeln sind. Bis zu Ostern hoffe ich zuversichtlich diesen Rückstand erledigen zu können, möchte dann aber auch wünschen, daß der Druck ohne besondere Verzögerung beginnen könnte, damit ich meinen Antheil an diesem Zweige unserer Publicationen abschließen und mit ungetheilter Aufmerksamkeit an den Acta Tridentina weiter arbeiten kann.

Herr Dr. Hayn ist einige Tage vor Weihnachten von hier abgereist, nachdem er die Zeit vom 1. October sehr sorgfältig für die Eleemosina unter den avignonesischen Päpsten ausgenützt hatte. Die Arbeit hat insofern zum Abschlusse geführt, als die drei ersten und für den Zweck wichtigsten Pontificate: Johann XXII., Benedict XII. und Clemens VI. (1316—1352) vollständig mit allem Detail, die folgenden bis zur Uebersiedelung nach Rom zwar ohne das letztere, aber doch sachlich so erschöpfend erledigt sind, daß das Material durchaus druckfertig ist und Dr. Hayn nunmehr seine ganze verfügbare Zeit auf die culturhistorische Einleitung verwendet.

Rom. Dr. Ehses.

V. Vermögenslage und Mitgliederbestand.*)

Laut revidirter Rechnung schloß das Jahr 1895 ab, wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):	Mark
Effectenbestand	30 911,50
Cassabestand	713,54
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	5 134,—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	36 759,04
Diese Guthaben betrugen M. 624,— und die Verpflichtungen M. 2628,79; letztere überstiegen sonach erstere um	2 004,79
Mithin Vermögensbestand am 31. December 1895	34 754,25
Das Jahr 1896 schließt ab, wie folgt:	
Effectenbestand	31 442,70
Cassabestand	404,89
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln	3 188,—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	35 035,59

*) Die Thatsache, daß — statt eines gemäß Aufstellung vom 31. August 1896 auf der Constanzer Generalversammlung angekündigten Ueberschusses von einigen Tausend Mark — sich am 31. December in Wirklichkeit ein Deficit von etwa M. 700,— ergibt, erklärt sich aus dem Umstand, daß zwar die wirklichen Einnahmen vom 31. August bis 31. December etwa M. 300 mehr betrugen, als die am 31. August als „voraussichtliche Einnahmen" bezeichnete Summe, auf der andern Seite aber die wirklichen Ausgaben die voraussichtlichen um etwa M. 4000 überstiegen. Letztere 4000 Mark setzen sich — abgesehen von den damals allerdings noch nicht in Rechnung gestellten üblichen Stipendien für das Römische Institut (900 M.) — hauptsächlich aus folgenden Mehrbewilligungen gegenüber dem Voranschlag zusammen: Für das Staatslexikon: Zuwendung an die Erben des Herrn Dr. Bruder . . . . . M. 500,—
Für das Römische Institut: Reisekosten-Vergütungen und Stipendien M. 950, Honorar für einen Band der Quellen und Erörterungen M. 500 „ 1 450,—
Ein ferneres Privatdocenten-Stipendium . . . . . „ 300,—
Gabe der Görres-Gesellschaft zum Jubiläum des Campo Santo . . „ 500,—
Beitrag zur Görres-Gesellschaft zum Hergenröther-Denkmal . . . . . „ 300,—
Vom Local-Comité in Constanz in Rechnung gestellte Kosten der General-Versammlung . . . . . „ 260,—
M. 3310,—

	Mark
Uebertrag des Vermögensbestandes . . .	3 5035,59

Die Guthaben sind:

Rückständige Mitglieder-Beiträge, einschließlich der von den einzelnen Sammelstellen (Diöcesan-Comités usw.) noch nicht an die Geschäftsstelle abgelieferten Beträge (M. 970.—), Theilnehmer-Beiträge (M. 24,—) und Abonnements-Beträge für das historische Jahrbuch (M. 24,—)	M. 1 018,—	
Vorausbezahltes Stipendium für 1897 . . .	„ 500,—	
	M. 1 518,—	

Die Verpflichtungen sind:

Vorausbezahlte Mitglieder-Beiträge (M. 627,23), Theilnehmer-Beiträge (M. 78,—) und Abonnements-Beträge für das historische Jahrbuch (M. 120,—)	M. 825,23	
Noch zu zahlende Saldi aus den Druckrechnungen von J. P. Bachem, Köln (M. 196,25) und Herder & Co., München („ 1479,70)	„ 1 675,95	
	M. 2 501,18	
Die Verpflichtungen übersteigen sonach die Guthaben um .		983,18
Mithin Vermögensbestand am 31. December 1896		34 052,41

Wiederholung.

	Mark
Vermögensbestand am 31. December 1895	34 754,25
desgl. „ 31. „ 1896	34 052,41
Die Werthverminderung des Vermögens gegen den Abschluß von 1895 beträgt demnach	701,84

Einnahmen:

	Mark
Mitglieder-Beiträge	25 967,23
Theilnehmer-Beiträge	2 298,—
Beiträge für das Janssen-Denkmal (noch nachträglich eingegangen)	18,—
Beiträge für das Hergenröther-Denkmal	329,37
Zu übertragen . . .	28 612,60

	Mark
Uebertrag der Einnahmen . . .	28 612,60
Sonstige Zuwendungen (Dr. Haiß, k. b. Oberlandesgerichtsrath, München M. 2000,—; Prälat Dr. Franz, Gmunden M. 1000,—; Verschiedene M. 194,01)	3 194,01
Für verkaufte Vereinsschriften	761,10
Aus dem historischen Jahrbuch (Abonnements M. 2952,—; Absatz im Buchhandel M. 1 543,50; für Anzeigen auf dem Umschlag M. 25,88)	4 521,38
Aus dem Staatslexikon (Abschlagszahlung der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. als Honorar für Band III des Staatslexikons)	3 000,—
Zinsen von Werthpapieren und Bankdepositen	1 367.10
	41 456,19
Dazu Cassabestand am 1. Januar 1896 . . . M. 713,54	
Bankdepositen „ 1. „ 1896 . . . „ 5 134,—	5 847,54
	47 303,73

Ausgaben:

	Mark
Für Vereinsschriften (Redaction M. 600,—; Honorare, Herstellung und Versendung der drei Vereinsschriften 1896 M. 5 565,02)	6 165,02
Für das historische Jahrbuch (Redaction M. 2 300,—; Honorare, Herstellung und Versendung von Band XVII M. 7 894,40; Miethe des Bibliothekzimmers M. 200—; Bureaukosten und Botenlöhne M. 200,—; Buchbinderarbeit, Zeitschriften-Abonnements und Druckſachen für die Redaction M. 268,90 . . . . . M. 10 818,30	
ab: erst in 1897 bezahlter Rest der Druckrechnungen . . . . . „ 1 479,70	9 338,60
Für das philosophische Jahrbuch (Redaction einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter)	2 500,—
Für das Staatslexikon (Redaction 2200,—; Honorare für Heft 39—43 M. 1948,56; Zuwendung an die Erben des verstorbenen Redacteurs Dr. A. Bruder, Innsbruck, für Porti usw. M. 500,—; Redactionsmaterial M. 19,50)	4 668,06
Für das Römische Institut (Leitung M. 2 500,—; Stipendien M. 4400,—; Reisevergütungen und außerordent-	
Zu übertragen . . .	22 671,68

	Mark
Uebertrag der Ausgaben . . .	22 671,68
liche Zuwendungen M. 2550,—; Honorar für einen Band der Quellen und Erörterungen M. 500,—; Beschaffung litterarischer Hülfsmittel M. 200,—; Copisten-Gebühren M. 300,—) . . . . . M 10 450,—	
ab: bereits in 1895 bezahlter Stipendiumsbetrag für 1896 . . . . . „ 400,—	10 050,—
Privatdocenten-Stipendien	1 200,—
Unterstützungen sonstiger wissenschaftlichen Unternehmungen	1 081,20
Für das Hergenröther-Denkmal (Zahlung an das Comité aus den eingegangenen Beiträgen (M. 303,87 und als Beitrag der Görres-Gesellschaft M. 300,—; Druckkosten des Aufrufs M. 24,50)	628,37
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichtes 1895 M. 781,25; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1895 M. 200,—; Vergütung an J. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle in 1895, einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Theilnehmer M. 2340,69; nachträgliche Kosten der General-Versammlung in Fulda am 2. October 1895 M. 30,—; Kosten der Vorstandssitzung und General-Versammlung in Constanz am 28. u. 29. September 1896 und zwar Drucksachen, Anzeigen und Reisekosten-Entschädigungen M. 755,24 und von dem Local-Comité in Rechnung gestellte Auslagen M. 260,—; Reiseververgütung M. 10,60; Drucksachen und Beilagegebühr zu Propagandazwecken M. 169,—; sonstige Drucksachen und Materialien M. 445,—; Porti, Spesen bei Ueberweisungen, Coursdifferenzen, Auslagen beim Einziehen von Beiträgen, Ausgleichung kleiner Minder- bezw. Mehrzahlungen usw. M. 278,27) M. 5 270,05	
ab: erst in 1897 bezahlter Rest der Druckrechnungen . . . . . „ 196,25	5 073,80
Zahlung der aus 1895 noch rückständigen Beträge (vergl. vorigen Jahresbericht) (Honorar für dritte Vereinsschrift 1895 M. 435,—; Saldo bei J. P. Bachem, Köln, M. 249,40; Saldo bei Herder & Co., München, M. 1321,39)	2 005,79
Zu übertragen . . .	42 710,84

	Mark
Uebertrag der Ausgaben . . .	42 710,84
Für zwei Schuldverschreibungen des Collegium Sapientiae, Freiburg i/Br. à M. 500,—	1 000,—
	43 710,84
Dazu: Cassabestand am 31. December 1896 M. 404,89	
Bankdepositen „ 31. „ 1896 „ 3 188,—	3 592,89
	47 303,73

*

Es traten der Görres-Gesellschaft im Jahre 1896 bei:

2 Ehrenmitglieder (Dr. Wilh. Haiß, Oberlandesgerichtsrath, München; Jos. Bonn, Dekan, Nieder-Erbach b/Rentershausen, Nassau).

2 lebenslängliche Mitglieder (Domdechant Dr. Braun, Fulda; Pfarrer Otto Schneider, Malching, Post Maisach i/B.).

Gestorben ist:

1 Ehrenmitglied (Franz Kirchheim, Verlagsbuchhändler, Mainz).

Die Görres-Gesellschaft zählte für 1896:

26 Ehrenmitglieder, 28 lebenslängliche Mitglieder, 2574 Mitglieder, 779 Theilnehmer und 359 Abonnenten auf das historische Jahrbuch

gegen im Jahre 1895:

25 Ehrenmitglieder, 26 lebenslängliche Mitglieder, 2401 Mitglieder, 690 Theilnehmer und 362 Abonnenten auf das historische Jahrbuch.

Anfang 1897 hatte die Gesellschaft die Freude, Se. Eminenz Herrn Cardinal Steinhuber als neues Ehrenmitglied begrüßen zu dürfen.

VI. Die Leo-Gesellschaft 1896.

Die Leo-Gesellschaft verzeichnet im Jahre 1896 einen Zuwachs von ungefähr 200 Mitgliedern. Ihr Gesammtstand beziffert sich jetzt auf nicht ganz 1700 Mitglieder und Theilnehmer, worunter sich sieben Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses befinden. Das Stammvermögen beträgt 21 000 Fl.; im vergangenen Jahre wurden ungefähr 12 000 Fl. für die Zwecke der Gesellschaft verausgabt, in den bisherigen fünf Jahren ihres Bestandes etwa 60 000 Fl.

Im ablaufenden Jahre wurden nebst dem Jahrbuche der Leo-Gesellschaft und den in Sonderabdrücken ausgegebenen Abhandlungen des

Jahrbuches (Schäfer Bernh., Die Entdeckungen in Assyrien und Aegypten in ihrer Beziehung zur hl. Schrift; Neumann Wilh., Studien über zwei Blätter aus einer altsamaritanischen Pentateuch-Handschrift; Freiherr v. Weichs-Glon, Verkehrspolitik, deren Zwecke und Inhalt; Hans Malfatti, Chemie und Alchymie) veröffentlicht: der zweite Band der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Litteratur Oesterreichs und seiner Kronländer, herausgegeben von Dr. Jos. Hirn und Dr. J. E. Wackernell; Die ältestens Todtenbücher des Cisterzienserstiftes Wilhering in Oesterreich ob der Enns von Dr. Otto Grillenbrger, O. Cist.; ferner Paulinus II, Patriarch von Aquilega, ein Beitrag zur Kirchengeschichte Oesterreichs im Zeitalter Karls d. Gr., von Dr. Karl Giannoni; der dritte Band von Chr. Schneller's Beiträgen zur Ortsnamenkunde Tirols; das zweite bis fünfte Heft der „Vorträge und Abhandlungen" herausgegeben von der Leo-Gesellschaft: Aug. Rösler, Der Reichthum der Kirche; R. Weiskirchner, Das Cartellwesen vom Standpunkte der christlichen Wirthschaftsauffassung; H. Reinhart, Die neuesten Richtungen der Malerei; R. Weiskirchner, Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Armenpflege. Hierzu kommt der fünfte Jahrgang des Oesterreichischen Litteraturblattes, redigirt von Dr. Fr. Schnürer, und Mittheilungen an die Mitglieder der Leo-Gesellschaft Nr. 1—3, redigirt von Dr. R. v. Kralik. Für den wissenschaftlich-praktischen Commentar zu sämmtlichen Büchern des Alten Testamentes wurden die einleitenden Vorarbeiten abgeschlossen, und die Bearbeitung der einzelnen Bücher ist von den namhaftesten katholischen Bibelgelehrten Oesterreichs und Deutschlands fest zugesichert. Die Bearbeitung von Manuscriptenunterlagen ist bei sämmtlichen österreichischen Capiteln, Stiftern und Klöstern angeregt und theilweise in Angriff genommen worden. Zahlreiche Vorträge wurden theils in den vier Sectionen, theils öffentlich gehalten. Die von der Leo-Gesellschaft geplante Vierteljahrsschrift für christliche Kunst erscheint unter Leitung Dr. H. Swoboda's mit Beginn des Jahres 1897. Auf Unterstützungen für junge katholische Gelehrte namentlich zu Forschungsarbeiten in italienischen Archiven wurden von der Leo-Gesellschaft und ihrem Tiroler Zweigverein über 2000 Fl. verwendet.

Wien, December 1896. Schindler.

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino.** — **Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 96 S. geh. M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 28 Seiten.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht 16 Seiten.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hauntinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

Jahresbericht 32 Seiten.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—.

Jahresbericht 41 Seiten.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1,50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1,80.

Jahresbericht 60 Seiten.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1,80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1,80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht 52 Seiten.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1,80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1,20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. M. 1,50.

Jahresbericht 43 Seiten.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1,20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1,80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tauser, der dänische Luther. 1494–1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

Jahresbericht. 32 Seiten.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2,25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1.80.

Jahresbericht. 39 Seiten.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. 118 S. geh. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. 64 Seiten Text geh. M. 2,—.

III. **Bachem, Julius, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** 40 S., geh. M. 1.20.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch die Lieferungen des **Staatslexikons**] bei directem Baarbezug von dem **General-Secretair der Gesellschaft** zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr Hermann, Konrad von Hochstaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2.—.)

Hipler, Dr Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr Otto Barbenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freib. Preis M. 13,50. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 9,—.)

Historisches Jahrbuch. Redigirt von den Prof. Dr H. Grauert, Dr L. Pastor u. Dr G. Schnürer. 1.—17. Band, 1880—1896, zu 4 Heften gr8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1883. 116 Seiten groß 8°.
Inhalt: 1. Gloßner, Dr M., Die objective Bedeutung des aristotelischen Begriffs der realen Möglichkeit. — 2. Schütz, Prof. Dr, Die vis aestimativa s. cogitativa des h. Thomas von Aquin. — 3. Gutberlet, Dr Constantin, Ueber den Ursprung des Lebens. — 4. Schneid, Prof. Dr, Die Objectivität der äußern Sinneswahrnehmung gegenüber der neuern Physiologie. Preis: Mark 1,80. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1884. 108 Seiten groß 8°.
Inhalt: Vorbemerkung. — 1. Das Système de la nature und die moderne Philosophie. Vortrag von Dr Bach, Prof. in München. — 2. Ueber das philosophische System von Hermann Lotze. Vortrag von Dr Carl Braig, Stadtpfarrer in Wildbad. — 3. Gefühl und Gefühlsvermögen. Beitrag von Dr Al. Schmid, Professor in München. — 4. Einige Gedanken über Metaphysik und über ihre Entwickelung in der hellenischen Philosophie. Von Dr Cl. Baeumker, Professor in Breslau. Preis: M. 1,80. (Für Vereinsmitgl. und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Heft 1—45. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1887—95.

Philosophisches Jahrbuch. Herausgegeben von Dr Const. Gutberlet, Professor an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda, und Dr Jos. Pohle, Professor an der kath. Universität in Washington (America). I. bis IX, X, 1. Heft. 8°. Fulda 1888—1897. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Die Kölner Nuntiatur. 1895.

Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

This book should
the Library on or bef
stamped below.
A fine of five cents
by retaining it beyo
time.
Please return pro

2044 090 843 764